B. II. 11

16465
B'
11

Ueber
Gesellschaft und Einsamkeit

von

Christian Garve.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK
COBURG

Zweyter Band.

Breslau 1800.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

Das Portrait gehört zum ersten Theil der Einsamkeit.

Wir übergeben hiermit dem Publicum den zweyten Theil von Garve's Werke über Gesellschaft und Einsamkeit. Da dasjenige, was wir bekannt machen, nicht, wie man fast immer bey dem Drucke eines litterärischen Nachlasses

erwartet, bloßes Fragment ist, sondern vielmehr ein Fragment ergänzt, so glauben wir um so weniger, eines rechtfertigenden Wortes über die Herausgabe dieses Theils zu bedürfen, und bemerken bloß einiges Wenige, was vielleicht für die Geschichte des Buches nicht unwichtig seyn dürfte.

Die Papiere, die uns ausgehändiget wurden, enthielten eine beynah vollständige doppelte Bearbeitung des hier gelieferten Werkes, — eine kürzere, die Garve in bessern Tagen selbst niedergeschrieben, und eine ausführlichere, die er in dem letzten Jahre seines Lebens in die Feder dictirt hatte. Da

wir uns oft und umständlich mit ihm über das Ganze und dessen Anlage und Verbindung unterhalten hatten, so ward es uns leicht, die einzelnen Theile desselben zu ordnen. Schwieriger war es, unter den beyden Bearbeitungen zu wählen und zu entscheiden, welcher der Vorzug gebühre. Wir haben nach unsern besten Einsichten geprüft und entschieden; und ungeachtet wir der spätern Ueberarbeitung, als der reichhaltigern, meistens gefolgt sind, so haben wir doch zuweilen der frühern Darstellung, als der kräftigern und lebendigern, den Vorrang zuerkannt. In den Ideen selbst haben wir uns keine Veränderung oder Umbildung erlaubt, sondern einzig

dem Ausdrucke hier und da mehr Bestimmtheit und Ründe zu geben versucht; indeß sind wir überall mit Vorsicht zu Werke gegangen, und, wenn die Vertilgung einer Unebenheit der eigenthümlichen Farbe des Styls oder der Kürze und dem Nachdrucke Eintrag zu thun schien, lieber zu nachsichtig als zu strenge gewesen. Uebrigens wird es nicht unnöthig seyn, zu erinnern, daß auch die spätere Bearbeitung, deren wir oben als der umständlichern erwähnten, erst gegen die Mitte ausführlicher zu werden anfieng, und daher manche ihrer Theile, wie unter andern die Geschichte des Anstandes, in keinem Verhältnisse zu den übrigen stehn. Zwey Rubriken,

— Einsamkeit des Kranken und Einsamkeit des Reisenden, mußten unausgefüllt bleiben. Ueber die erste, die Garve am vorletzten Tage seines Lebens auszuführen versuchte, waren mehr nicht, als fünf oder sechs unzusammenhängende Zeilen, und über die letztere gar nichts vorhanden.

Die Freunde Garve's und seiner Philosophie, dürfen wenigstens noch einen Band ungedruckter Abhandlungen aus seiner Feder erwarten. Wie früh oder wie spät sie ihn erhalten werden, ist uns nicht möglich zu bestimmen. Indeß ist uns die Beschäftigung mit seinen Schriften zu lieb, und zugleich mit

zu vielen angenehmen Erinnerungen an ihn verbunden, als daß wir nicht, was wir geben können, bald geben sollten.

Breslau,
den 30. März 1800.

Die Herausgeber
Manso und Schneider.

Ueber

Gesellschaft und Einsamkeit.

Dritter Abschnitt.

Einfluß der Gesellschaft und Einsamkeit auf die äußern Sitten, oder den Anstand und die Artigkeit.

Die Methode, welche ich bey der Untersuchung dieses Gegenstandes zu wählen habe, ergiebt sich bey einer ersten flüchtigen Uebersicht desselben.

Der Verstand und die Sittlichkeit liegen in der Natur jedes Menschen selbst, werden mit ihm gebohren, und entwickeln sich bis auf einen gewissen Grad von selbst: die äußern Sitten aber oder der Anstand entspringen erst nach und nach

im menschlichen Geschlechte, eben durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, in welche die Menschen nach und nach treten. Ueberdieß sind die Principien der Wahrheit, auf deren Erkenntniß der Verstand gerichtet ist, unwandelbar dieselben: die Regeln des Anstandes hingegen wechseln. So wie es kleinere, unbedeutendere Handlungen sind, durch welche sich der artige Mann, als die, durch welche sich der tugendhafte Mann zeiget: so sind sie auch von flüchtigerer Natur, und können am besten erkannt werden, indem man ihre Veränderungen, und also ihre Geschichte studirt.

Es ist eine Unvollkommenheit unserer Sprache, daß sie die beyden Sachen, Manieren und Sitten nicht so deutlich, als die Französische, unterscheidet. Aber die Vieldeutigkeit des Wortes Sitten führt uns gewisser Maßen auf die Spur, wie jene beyden Sachen unter sich zusammenhängen. Wenn wir von Sitten reden, so denken wir zugleich an sittlich und Sittlichkeit; und diese Wörter führen uns unmittelbar auf die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster. Und in der That ist ein gewisser Theil des äußern Anstandes unmittelbar Tugend, oder Folge derselben. Aber wir sagen nicht bloß, der Mensch hat Sitten: sondern wir sagen auch, es ist Sitte, und alsdann verstehen wir darunter eine allgemein herrschende Gewohn-

heit, ein Herkommen, eine Uebereinkunft mehrerer Menschen, auf gewisse Weise zu handeln. Nun setzt aber jede solche Uebereinkunft eine schon errichtete Gesellschaft, und besonders setzt das Herkommen die Fortdauer dieser Gesellschaft und eine Ueberlieferung von einem Geschlechte der Menschen zum andern voraus. Dieser Theil der Sitten also ist zuerst an die Gesellschaft geradezu geknüpft, und bildet sich zweytens nach und nach mit dem Laufe der Zeit. Ich schließe daraus, daß wir diese äußern Sitten, in welchen sich Aeußerungen der Tugend mit Beobachtung eines Herkommens vereinigen, am besten kennen lernen, wenn wir die Entstehung und stufenweise Ausbildung derselben unter den Menschen untersuchen.

I. Philosophische Geschichte des Anstandes.

Wenn der Mensch allein ist, so schämt er sich vor nichts. Er geht nackend, ohne Uebelstand. Er tanzt allenfalls im Zimmer; wer will ihn tadeln, da ihn niemand siehet?

Bey dem Anblicke eines andern Menschen kommt ihm zuerst der Gedanke ein: was wird man davon sagen? Hieraus entwickelt sich

nach und nach der Begriff von Anstand. Er bestehet aus folgenden Stücken: 1) zu verbergen, was häßlich, 2) zu verbergen, was schändlich ist, 3) zu zeigen, was schön ist, 4) zu verschönern, was einer Verschönerung fähig ist.

Der einzelne Mensch kann nur durch zwey Sachen an mir beleidiget werden.

1) Wenn er etwas sieht, das auf Geilheit, Gefräßigkeit oder irgend eine sehr fehlerhafte Beschaffenheit des Gemüths schließen läßt. 2) Wenn er etwas sieht, was ihm unmittelbar unangenehm ist.

Das Unangenehme ist entweder das Schmerzhafte, oder das Eckelhafte, oder das Häßliche.

Das Eckelhafte ist vornähmlich dem Anstande entgegengesetzt.

Der erste und älteste Anstand bestand in der Vermeidung des Eckelhaften.

Hieraus und aus der natürlichen Schamhaftigkeit entsprang die Bedeckung gewisser Theile des Körpers, was wir auch bey den rohesten Völkern finden; hieraus entsprang die Reinlichkeit, der erste Schritt zum guten Anstande, und die Entfernung und Verbergung der natürlichen Ausleerungen.

Das Häßliche ist weniger vermeidbar, es beleidigt weniger und ist schwerer zu erkennen. Es kommt daher in der Liste der unanständigen Dinge später an die Reihe.

Das was Schmerz verursacht, ist nicht mehr Uebelstand, sondern Beleidigung, und wird nicht getadelt, sondern gerächt. Nur das ist Uebelstand, die Sympathie mit unserm Schmerze durch einen unangenehmen Anblick zu erregen.

Wenn mehrere Menschen zusammen kommen, so entsteht 1) eine Verfeinerung der Empfindungen. 2) Es entstehen Verabredungen.

1) Die Verfeinerung entsteht aus der gegenseitigen Mittheilung und Vereinigung der verschiedenen Empfindungsarten und Urtheile.

Der eine Mensch ist empfindlicher gegen Gestalten, der andere gegen Töne. Wenn beyde beysammen sind, lernt einer von dem andern; und wer zuvor nur e i n e Art des Häßlichen und Eckelhaften kannte, kennt nunmehro zwey.

Hieraus entsteht ein Wetteifer in Ansehung der Feinheit und Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Jeder strebt nach dem Ruhme, die Sache noch tiefer erforscht und noch genauer beobachtet zu haben. Hieraus entsteht die Verfeinerung.

Daher werden immer mehrere Dinge zum Uebelstande gerechnet, welche zuvor niemanden anstößig waren.

2) Die Verabredungen sind entweder über die Sachen, oder über die Zeichen; über das, was man thun will, oder über das, was man ausdrücken will.

Die Verabredungen entstehen entweder aus dem gemeinsamen Zwecke, oder aus Nachahmung und Gewohnheit.

Die Verabredungen über Zeichen sind der Grund aller Ceremonien und Complimente.

Die Menschen können in keiner Sache willkührlicher Zeichen entbehren, sobald sie andern dasjenige darlegen wollen, was in ihrem Innern vorgeht. Sie brauchen dieselben so wohl für ihre Gesinnungen, als für ihre Ideen.

1. Verabredungen über die Sachen in Ansehung des gesellschaftlichen Lebens. Man kommt überein, daß man sich zu diesen Tagen, Stunden u. s. w. an gewissen Oertern versammeln will, daß man so und so lange bey einander bleiben, daß man sich mit diesen und keinen andern Zeitvertreiben beschäftigen will.

Diese Verabredungen sind wieder von zweyerley Art. Sie sind entweder bloße Sanctionen dessen, was Natur und Vernunft an sich vorschreiben: zum Beyspiel, daß man sich einander

nicht in die Rede fallen wolle. Oder sie sind willkührliche Bestimmungen dessen, was die Natur unbestimmt gelassen hat, was aber doch zum Zwecke des geselligen Lebens nothwendig ist.

2. Verabredungen über die Zeichen. Man kommt überein, daß sein Haupt zu entblößen, oder sich zu bücken ein Zeichen der Ehrerbiethung sey; daß die rechte Hand die vornehmere sey; daß sich die Hand zu drücken oder sich zu küssen eine Freundschaftsbezeugung sey.

Die meisten dieser Verabredungen entstehn stillschweigend, wie die über die Bedeutung der Wörter in den Sprachen. Beyde entstehen auch ziemlich auf gleiche Weise. Entweder ist schon ein natürlicher Hang zu einer gewissen sichtbaren Aeußerung seiner Gesinnungen vorhanden, wie z. B. bey dem Kusse, oder es ist eine natürliche Aehnlichkeit zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten, wie bey dem Bücken, oder es sind willkührlich von einzelnen Personen gewählte Zeichen, welche aber von andern nachgeahmt worden sind, weil man sie für schicklich und ausdrückend erkannt hat.

Es ist klar, daß dieser verabredete Theil des Anstandes nur in der Gesellschaft und durch dieselbe entstehen kann. Erstlich wird man nur in ihr die Nothwendigkeit davon gewahr. Zweytens kann nur die freywillige Uebereinstimmung vieler

jenen Bestimmungen eine gewisse Festigkeit und eine verbindende Kraft geben.

Das Gesetzbuch solcher Verabredungen wird desto weitläuftiger, je mehr Menschen, und je häufiger sie zusammen kommen. Die Ursache ist:

Theils, weil die Anzahl der zu bestimmenden Sachen sich häuft,

Theils, weil der eine Schicklichkeiten und Bequemlichkeiten entdeckt, die dem andern entschlüpft sind.

Dieser Umstand macht es oft für die in den untern Classen lebenden Menschen schwer, den Anstand der höhern mehr gesellschaftlichen Classen nachzuahmen. Einmahl können diese nicht auf einmahl erfinden, was jene durch das Raffinement vieler Jahre heraus gebracht haben. Zweytens können sie nicht mit Leichtigkeit dasjenige thun, worauf sie bisher niemahls Achtung gegeben haben. Und doch muß eine Regel, die an sich eine Kleinigkeit betrifft, mit Leichtigkeit ausgeübt werden, wenn es anständig lassen soll.

Die Beobachter des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich vor der Revolution haben uns mit den Conventionen bekannt gemacht, die unter der feinen und großen Welt herrschten. Sie giengen in Absicht der Art, wie man beym Essen und Trinken, an der Tafel und beym Spiel jede Sache thun mußte, bis zu einer unglaublichen und

oft lächerlichen Subtilität: aber sie waren doch immer auf die Absicht, einen gewissen Uebelstand zu vermeiden, und den Anwesenden einen unangenehmen Eindruck zu ersparen, gegründet. Je mehr eine Nation überhaupt an Geistes-Kultur zurück ist: desto weniger ist auch in ihren gesellschaftlichen Gebräuchen Zusammenhang und Zweckmäßigkeit. Je strenger sie nun darüber hält und je unabänderlicher sie bey den einmahl eingeführten beharrt: desto mehr wird sie eben dadurch an dem Fortgange ihrer Vollkommenheit verhindert. Dieß, sagt man, sey der Fall bey den Chinesen.

Aber auch die bloße Vervielfältigung solcher Gebräuche und die Anhänglichkeit an dieselben, so wie sie in der feinen Pariser Welt herrschten, hat die üble Folge, daß sie die Classen mehr von einander trennt, und dem verdienstvollesten Manne, der jene willkührlichen Regeln nicht wußte, oder nicht geschickt beobachtete, in den Augen der darein Eingeweihten einen Anstrich von Lächerlichkeit giebt.

Solche stillschweigende Verabredungen sind unausbleiblich, und entstehen, sobald Menschen sich auf irgend eine Weise zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammen gesellen. Wenn diese Gesellschaft zu einem Staate erwächst: so werden aus

jenen Verabredungen Gesetze. Die Verletzung der Conventionen der erstern Art war blos unanständig: die Verletzung der zu Gesetzen erhobenen Conventionen ist ein Verbrechen. Aber so wie die große jede andre in sich schließende Gesellschaft, welche Staat heißt, auf jede kleinere, partielle Gesellschaft, welche in ihrem Schoße ist, zurückwirkt: so wirken auch die Gesetze des Staats auf die Regeln des Anstandes zurück. Der Republikaner hat andre Begriffe vom Wohlanständigen, als der Unterthan einer Monarchie. Dasjenige beleidiget nähmlich als Uebelstand, was mit der allgemeinen Stimmung, oder mit der, welche als pflichtmäßig von einem guten Bürger gefordert wird, im Widerspruche steht.

Mit der Pflicht des Gehorsams und der Unterwürfigkeit ist es verbunden, daß es anständig sey, der gebiethenden Person Respect und Aufmerksamkeit zu beweisen.

Wenn die Unterordnung des Gehorchenden unter den Gebiethenden einfach ist, und nicht durch eine Menge von Gradationen in die Höhe steigt: so sind auch die Begriffe vom Anstande und den gegen andre zu wählenden Ausdrücken der Hochachtung nur einfach.

In einem despotischen Staate ist der Souverain unendlich über die Unterthanen erhaben: und alle andern Einwohner des Staats verlieren das

Gefühl ihres Unterschiedes durch die gemeinschaftliche gleiche Erniedrigung unter einen unumschränkten Gebiether. In einer Republik sind die Bürger ebenfalls gleich, und erkennen nur die Erhabenheit der Magistrats-Personen, während der Zeit, da diese ihr Amt bekleiden.

In den Europäischen Monarchien giebt es eine ganze Stufenfolge von über einander sich erhebenden Würden, die entweder ganzen Familien eigen und also erblich sind, — welcher Umstand den wesentlichen Charakter des Adels ausmacht, oder sie sind an gewisse Aemter gebunden und werden gemeiniglich den Personen, welche sie bekleiden, auf lebenslang mitgetheilt. In despotischen also sowohl als in republikanischen Staaten giebt es nur einen zwiefachen Anstand: den im Umgange mit unsers gleichen, und den mit einer einzigen Classe von Höhern.

Im Despotismus hat dieser Höhere eine alles überwiegende und wirklich ausschweifende Gewalt. Die Bezeigung der Ehrerbiethung gegen ihn wird also auch übertrieben, kriechend und geschmacklos seyn. Die Bürger unter sich aber werden weniger einen andern Anstand kennen, als den, welcher von der Menschenliebe, der Freundschaft, der Religion und der Moral abhängt.

In republikanischen Staaten sind die obrigkeitlichen Aemter, die gemeiniglich nur auf eine Zeit-

lang den Verwaltern derselben verliehen werden, der einzige Grund einer besondern, gegen gewisse Personen als anständig geforderten, Höflichkeit: und sie lassen, wenn sie wieder in andre Hände übergehn, keine bleibende Würde in den Händen derer, die sie bekleideten, zurück: außer in so fern dieselben durch ihre Thaten oder durch ihre persönlichen Eigenschaften ihren Mitbürgern eine vorzügliche Hochachtung eingeflößt haben.

Diese kurze Dauer der Aemter aber, und die vorhergehende und nachfolgende Gleichheit der sie bekleidenden Personen mit den übrigen Bürgern macht es nothwendig, daß sie, solange sie dauern, ein desto größeres Ansehn behaupten, und eine desto größere Gewalt mit sich führen.

Es ist daher in republikanischen Staaten, wofern anders Ruhe und Ordnung darin herrschen soll, mit den obrigkeitlichen Aemtern ein Grad der Macht und der Erhabenheit verbunden, welcher sich dem Ansehn des Despoten nähert, und sich bey den Aemtern in unsern neuern Monarchien nicht findet. So eine unumschränkte und ausgebreitete Gewalt hat bey uns kein General über seine Armee, als die römischen Consuln über ihre Legionen hatten. Die Prätoren konnten die Gesetze durch ihre Edicte verändern; unsre Richter können sie nur auslegen.

Hieraus entsteht eine doppelte Folge: einmahl, daß in der republikanischen Verfassung die Begriffe und Gewohnheiten des Anstandes sich beynahe auf so einfache und so wenige Verhältnisse, als in despotischen Staaten, beziehen; zweytens, daß die Formen des Anstandes gegen Höhere etwas mehr knechtisches und die Untergebenen herabwürdigendes haben, als eben diese Formen in unsern Monarchien. Da nun über jeden Gegenstand unsre Begriffe nur durch die Menge der wahrgenommenen Verhältnisse verfeinert, und nur durch die Mannigfaltigkeit der Uebungen unsre Geschicklichkeiten in einer Kunst ausgebildet werden: so sind der Hervorbringung eines feinen, geläuterten und richtig bestimmten Anstandes die republikanischen und die despotischen Regierungen, so wie wir sie in der ältern Geschicht e finden, weniger günstig, als die monarchischen, so wie sie uns das neuere Europa darbiethet.

Wir können uns daraus, zweytens, eine zwiefache Erscheinung der römischen und griechischen Litteratur und Geschichte erklären; die eine: daß wir, bey einem gewissen Ueberreste von Rohigkeit der Sitten, von Geschmacklosigkeit und Niedrigkeit in ihren Scherzen, von Bitterkeit und Grobheit in ihren Streitigkeiten, wovon uns so wohl die Schaubühne dieser Völker, als ihre Redner-Tribünen Beyspiele darbiethen, doch zugleich solche

übertriebne Ausdrücke von Verehrung andrer und Herabsetzung seiner selbst, eine so pünktliche Beobachtung gewisser Wohlstandsregeln, eine so weitgehende Bescheidenheit und Zurückhaltung und eine so ceremonienvolle und complimentenreiche Höflichkeit gegen alle Männer von einigem Ansehn finden, als die Briefe und die Gespräche in den griechischen und römischen Schriftstellern aufweisen. Die zweyte Erscheinung ist, daß, als bey diesen Völkern die republikanische Regierungsform sich in die monarchische verlor, der Uebergang in der Lebensart, in den Ausdrücken und Formen der Höflichkeit, von der republikanischen Dreistigkeit und Unbefangenheit zu einer sklavischen Schmeicheley und einer demüthigen Aufmerksamkeit auf den Geschmack und die Launen der Höhern so schnell war und so natürlich schien. Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Römer schon ihren ersten Kaisern, und die Athenienser den Macedonischen Königen und deren Statthaltern als Halbgöttern begegneten, da sie selbst als Republikaner gewohnt gewesen waren, ihren großen Heerführern oder veerehrten Staatsverwaltern Altäre zu errichten und Weihrauch zu streuen.

In den neuern Monarchien aber hat die Mannigfaltigkeit der Aemter und Würden und das Gemäßigte des Ansehns und der Gewalt auf einer jeden Stufe die entgegenstehende Wirkung hervor-

bringen müssen. Sie hat theils die Begriffe und Gefühle des Anstandes vervielfältigt, und durch die Vergleichung so mannigfaltiger Verhältnisse die Theorie desselben entwickelt, theils in alle Regeln und Formen der Höflichkeit eine gewisse Mäßigung gebracht, welche dem guten Geschmacke in jeder Rücksicht günstig ist.

Durch die Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft wird den Menschen der erste Weg zum Ackerbau, zum Kunstfleiße und zu den Wissenschaften gebahnt, und diese Beschäftigungen entstehen ungefähr in dieser Folgereihe, wenn die politische Vereinigung sich mehr ausbildet. So wie auf dem Ackerbau alle Cultur beruht, weil er den Menschen vom Raube und einer herumschweifenden Lebensart abhält, ihn vor dem äußersten Mangel, der Ursache der Wildheit verwahrt, und zu einer steten Arbeitsamkeit anhält: so giebt er auch zuerst einem Völkerstamme Gelegenheit, feste Begriffe von Sittlichkeit und Anstand zu fassen.

Handarbeiten und Kunstfleiß wirken auf diese Begriffe nur, insofern sie auf die Ausbildung des Geistes und Uebung der Gliedmaßen überhaupt wirken.

Aber Kunst nnd Wissenschaft sind die Sachen, wodurch er am meisten bestimmt und vervollkommnet wird.

Einmahl werden die bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse dadurch zuerst bekannt, oder doch in ein helleres Licht gesetzt. Man fängt an, in allem, was man redet oder thut, die Schicklichkeit der Mittel zum Zwecke zu beobachten. Man lernt also auch in den bisher beobachteten Gebräuchen und den conventionellen Zeichen des gesellschaftlichen Lebens die zweckmäßigen von den unschicklichen, die geschmackvollen von den unnatürlichen und häßlichen unterscheiden. Daher werden alsdann die lästigen und unnützen Ceremonien der Höflichkeit abgeschafft, oder gegen weniger mühsame und der Absicht angemeßnere vertauscht. Mit einem Worte, da durch die Künste das Urtheil über das Schöne richtiger wird, und durch die Wissenschaften die Menschen ihre Natur und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse besser einsehn lernen, die Vereinigung beyder Stücke aber, der Schönheit und der Zweckmäßigkeit, das Wesen des guten Anstandes in dem äußern Betragen ausmacht: so wirkt das gesellschaftliche Leben durch nichts so stark auf die Ausbildung des Anstandes, als durch die Unterstützung, welche es der Entstehung und dem Fortgange der Wissenschaften und Künste gewährt.

Zum andern, durch Wissenschaft und Kunst werden auch neue Bedürfnisse und neue Genüsse herbey geführt, also neue Quellen des gesellschaftlichen Vergnügens, neue Veranlassungen zu solchen Verabredungen und Gebräuchen, welche auf das gesellige Vergnügen Beziehung haben, hervorgebracht.

So wie die Vereinigung einzelner Menschen zu einem Staate oder einer Nation die erste nothwendige Bedingung war, um irgend etwas, das Anstand und äußere Sittsamkeit heißen kann, hervorzubringen: so giebt es auch keinen größern Fortschritt zur Vervollkommnung derselben, als die Vereinigung mehrerer Nationen unter einander.

Wenn durch Krieg und Frieden, Bündnisse, Handel und Reisen, die zuvor getrennten Völkerstämme, welche nun zu Nationen erwachsen sind, einander wechselsweise kennen lernen, und in einen fortdauernden Umgang mit einander treten: welche Folgen sind natürlicher Weise zu erwarten?

Einmahl, jede hat bisher ihre eignen Gewohnheiten, ihre eignen Regeln und Verabredungen, in Absicht des Umgangs und des dabey zu beobachtenden Anstandes, gehabt. Jede hat überdieß bisher eigne Begriffe des Schönen und Anständigen gehabt; jede hat endlich über gewisse Zweige und Verrichtungen des gesellschaftlichen Lebens mehr

als über andre nachgedacht, und die Verfeinerung ihrer Sitten in gewissen Verhältnissen weiter, als in andern, getrieben. Diese Begriffe nun, diesen Geschmack, diese in der Lebensart bisher erlangte Vollkommenheit theilt jede Nation der andern mit, wenn sie mit derselben in einen freundschaftlichen und regelmäßigen Verkehr tritt.

Zweytens, nun sind also mehrere Muster des Anständigen vorhanden, und liegen den aufgeklärten und denkenden Menschen in jeder Nation vor Augen. Nun wird es diesen also erst möglich oder doch weit leichter, Vergleichungen anzustellen, das Bessere vom Schlechtern, die Wahrheit vom Irrthume, den mit Geschmack gewählten Schmuck unsrer Person oder unsrer Handlungen von übelgewählten und unnatürlichen Zierrathen zu unterscheiden. Und so ist durch die Auswahl aus mehrern Nationalsitten und durch die Vereinigung mehrerer National-Verabredungen der jetzt in Europa herrschende Anstand erwachsen, der vollkommenste ohne Zweifel, der je unter dem menschlichen Geschlechte geherrscht hat.

Jede Nation, welche isolirt ist, sich nur durch sich selbst ausbildet, und weder mit den gesitteten Nationen ihrer Zeit durch Umgang und Tausch, noch mit den gesitteten Nationen der Vorwelt durch Ueberlieferung, Geschichte und Schriften in Verbindung steht, muß nothwendig in ih-

rem Anstande, so wie in jeder Art der Cultur überhaupt, zurück bleiben. Diese doppelte Verbindung der Europäischen Nationen, die, welche unter ihnen selbst obwalter, und die, welche sie durch Hülfe der Wissenschaften mit den beyden aufgeklärtesten Nationen der Vorwelt, den Griechen und Römern, unterhalten, giebt ihnen eben in Absicht des geselligen Lebens und des dazu unentbehrlichen Anstandes den entschiednen Vorzug vor den Bewohnern aller andrer Welttheile, welcher nur von dem Unwissenden verkannt, und von dem Liebhaber des Paradoxen bestritten werden kann.

So haben wir, zum Beyspiel, von den Engländern die Einfachheit in Kleidung, Hausgeräthe, Gebäuden, Gärten, und eine gewisse Kürze und Energie selbst in unsrer Höflichkeit gelernt. Die Franzosen haben uns Muster einer feinen Aufmerksamkeit auf die Neigungen und den Geschmack der Personen, mit welchen wir umgehen, aufgestellt; sie haben unserem ganzen Betragen eine gewisse größere Leichtigkeit, und dem gesellschaftlichen Umgange mehr Zwanglosigkeit und Freyheit gegeben. Der poetische Geist der Italiäner und die Gravität der Spanier haben vielleicht auch zu ihrer Zeit zur Bestimmung der allgemeinen Europäischen Sitten etwas beygetragen, und durch Verschmelzung dieser mannigfaltigen Schattirungen, deren täglich noch mehrere bekannt und genutzt werden, ist das Grelle und

allen Fremden Auffallende in den Farben der verschiednen Nationalsitten verschwunden, wodurch ehedem die Völker einander zurück schreckten, und sich sogar zum Hasse und zur Verachtung verleiten ließen. *)

II. Ideen zu einer Geschichte des Anstandes unter verschiednen Nationen nach Thatsachen.

1. Wilde; Jäger- und Fischer-Völker.

Der Anstand einer Nation hängt mit dem Schmucke, den sie wählt, zusammen. Die Wilden suchen in ihren Verzierungen das Schreckliche. Sie glauben dieß durch Einschnitte in die Haut, punctirte Figuren, Knochen durch die Nase u. s. w. zu erreichen.

Außer kriegerischer Tapferkeit ist List, was sie vorzüglich schätzen.

*) Auch die politische Wichtigkeit einiger Völker war zuweilen Veranlassung, daß dieselben, in Absicht der äußern Sitten, den Ton angaben. So haben der Römische Hof, der Neapolitanische, der Französische wechselsweise geherrscht.

Die völlige Unbekanntschaft mit andern Menschen macht, daß sie alle Fremden entweder für Feinde ansehen oder als höhere Wesen verehren, und ihnen ihre Weiber und Kinder anbiethen. Ueberhaupt mangelt bey ihnen der Begriff der Schamhaftigkeit, der doch natürlich zu seyn scheint. *)

Von den Irokesen wird folgendes bemerkt:

Ihre einsame Lage macht, daß ihre Einbildungskraft mehr, als ihre Sinnen und ihr Verstand, erweckt wird.

Daher reden sie viel in Bildern, wiederholen aber oft dieselben. Sie haben einen Codex der Höflichkeit, wie er für Menschen passend ist, die nur selten und wenig und immer in Angelegenheiten des Bedürfnisses zu reden haben. Sie können lange bey einander sitzen und schweigen. Wir Europäer finden darin den größten Uebelstand. Wenn sie reden; so peroriren sie. Und es ist bey ihnen so strenge verbothen, den Redner zu unterbrechen, daß sie auch noch einige Zeit nachher schweigen, wenn er zu reden aufgehört hat. Eben

*) Schamhaftigkeit scheint ein weiblicher Anstand zu seyn. Fast alle Wilden auf den Inseln des Südmeers bedeckten ihre Geburtstheile. Nur die ausgearteten Pescheräh's nicht.

so machen sie eine Regel der Höflichkeit daraus, nie ihrem Gesellschafter zu widersprechen, sondern den Schein anzunehmen, als wenn sie alles glaubten, was er sagt. Erst in den folgenden Zusammenkünften ist es erlaubt, Einwendungen zu machen.

2. Nomaden, oder Hirten-Völker.

Die ältesten und merkwürdigsten Schilderungen ihrer Sitten liefert uns die Geschichte der Patriarchen im alten Testamente. Wir finden an ihnen vorzüglich Gastfreyheit, demüthige Ehrerbiethung gegen Höhere, strenge Anhänglichkeit an Trachten, Gebräuche u. s. w.

3. Griechen und Römer.

Die Gastmähler der Griechen waren Anfangs selten, alsdann aber immer groß und reich mit Speisen besetzt. Zur Unterhaltung dabey dienten Gaukler, Schauspieler, Lustigmacher und Tänzer.

Ihre ernsthaften Unterredungen sind sehr anständig. Höflichkeitsregeln, welche die Helden beym Homer beobachten. Feinheit der Sitten in den Sokratischen Gesprächen.

Ihre Pläsanterien dagegen sind mehrentheils Zoten, und ihre Spötterey ist Bouffonerie. Das einzige Beyspiel einer angenehmen Pläsanterie, welches wir bey ihnen antreffen, ist ihre Ironie. Ueberhaupt sind sie, in Absicht ihrer Begriffe von Obscenität, weit zurück. Nimmermehr würde unter uns ein Aristophanes sein Glück machen.

Spuren der Sittenverfeinerung zur Zeit Menanders. Complimentirsprache, durch die Rhetorik sehr erweitert.

Bey den Römern war Charakter und Anstand immer männlicher und ernster, als bey den Griechen. Bey beyden Völkern wurde durch die Absonderung der Frauen von der einen Seite die Feinheit der Lebensart verhindert, von der andern die Würde der Männer erhöht. Die Bouffonnerien des Plautus sinken nicht bis zu dem Schmutz der Aristophanischen herab.

Der feinere Terenz lehrt uns über den wahren Conversationston wenig, weil seine Personen größtentheils Maskenrollen, so wie die auf der Italiänischen Bühne, und immer dieselben sind.

Cicero's Dialogen sind noch weniger wahre Gespräche, als die des Plato und Xenophon. Doch lernt man die tiefe Ehrerbiethung daraus kennen, mit welcher man Männern, die in großen Aemtern und Geschäften gewesen waren, begegnete. So sieht man auch aus seinen Briefen, mit welcher

Bescheidenheit man sich selbst in ihren Landhäusern ihnen nähern mußte.

Horazens Satiren liefern uns die meisten und feinsten Züge zur Sittengeschichte seiner Zeit; so wie auch des Suetonius Anekdoten-Sammlung.

Späterhin kenne ich nur Petron, Juvenal und Lucian, aus denen sich Data zu einer solchen Geschichte sammeln ließen. Ich sehe sie aber als Carricaturmahler an. Lucian schreibt den Großen in Rom einen solchen Bauernstolz, den Gelehrten eine so empörende Kriecherey zu, daß es, bey dem Grade der Politur, welcher doch zugleich herrschte, kaum glaublich scheint. Er lobt hingegen die Sitten von Athen als einfach und elegant. *)

Nun ist für mich eine Lücke in dieser Geschichte bis auf Constantin. Schriftsteller und Geschichtschreiber sind in dieser Periode unfähig, Sitten zu beobachten oder zu mahlen.

In Constantinopel aber blühte eine neue Politesse auf. Die ehemahlige Förmlichkeit der Grie-

*) Die Griechen und besonders die Römer waren übrigens in ihren Begriffen und Regeln des Anständigen viel gekünstelter und mit Formalitäten und Gebräuchen weit überhäufter, als wir. Welche pünktliche Regeln giebt z. B. Quintilian über die Bewegungen der Arme, Hände, selbst der Finger, und über die Faltung und Tragung der Toga für den Redner!

chen, ihr Hang zu subtilisiren, (den sie in der Politik wie in der Religion bewiesen,) verbunden mit den Folgen einer despotischen Staatsverfassung, haben dort eine gewisse prunkvolle und bestimmten Regeln unterworfne Artigkeit hervorgebracht, da sie ehedem mehr ein Werk der Natur war. Hofämter und Titel ohne Ende, und eine genaue Unterordnung wurden eingeführt. Die Titel dux, comes, dapifer und dergl. drangen bis an den Deutschen kaiserlichen Hof, und gaben auch da den Ton an. Und es ist überhaupt wahrscheinlich, ob uns schon die Geschichte nicht ausdrücklich darüber belehrt, daß der Verkehr der Europäer mit dem Constantinopolitanischen Hofe während der Kreuzzüge die prunk- und zwangvolle Höflichkeit der Europäer hervorgebracht hat.

4. Mittlere Zeit.

Völkerwanderung. Unter den Deutschen Völkern zeichnen sich schon bey ihrer Einwanderung die Franken an Politur aus. Bald wetteiferten sie mit den Byzantinern, wie man aus Luitprands Gesandtschaftsreisen siehet. Das weibliche Geschlecht bekommt den Zutritt in die Gesellschaft. Entstehen und Uebertreibung der Galanterie. Ritterzeit. Troubadours. Die Sitten bekamen zu-

gleich einen Anstrich von Religiosität oder Bigotterie.

Die Deutschen scheinen den Nationalzug der Rangluſt zu haben, und ihn, da sie die vornehmsten Europäischen Reiche bevölkern, auch dahin mitgenommen zu haben. Auch die Dänen sind äußerst titelsüchtig. Noch jetzt sind es Engländer und Franzosen nicht so, wie wir.

5. Neuere Politesse.

Gravität der Spanier, Witz und Feinheit der Italiäner. Die Franzosen vollenden den Kreis.

Diese Nation wird durch ihre Leichtigkeit zu sprechen, ihre Geschmeidigkeit, ihre Fröhlichkeit, ihre Gabe, in Vergnügungen sowohl auszuhalten als schnell abzuwechseln, zum Umgange vorzüglich geschickt.

Die großen Hauptstädte verursachten das Verderben der Sitten und die Verfeinerung des Anstandes. Man raffinirte, um viel zu genießen und Geschäfte mit Vergnügen zu vereinigen. Deswegen mußte man in allem kürzer, einfacher, weniger ceremoniös werden.

III. Resultate.

Aus der bisherigen Entwickelung der Art und Weise, wie die Begriffe von Anstand in der menschlichen Gesellschaft entstehen und sich ausbilden, ergeben sich zur Beantwortung der Fragen: „was hat Einsamkeit und Gesellschaft für einen Einfluß auf die äußern Sitten des Menschen?“ folgende Resultate:

1. Es giebt nur eine einzige Quelle des Anständigen, welche von der Gesellschaft unabhängig ist: das ist die Sittlichkeit.

Dasjenige nähmlich ist dem Menschen anständig, was der Würde eines vernünftigen Wesens gemäß ist. Und da sich der Geist nur durch den Körper zu erkennen giebt, so wie er nur durch den Körper Kenntnisse erlangt: so giebt es auch in seinem Aeussern etwas wesentlich anständiges, dasjenige nehmlich, was als die Wirkung und das Zeichen richtiger Einsichten oder tugendhafter Gesinnungen angesehen werden kann. Das Wort Anständig (decorum πρέπον) in dieser rein sittlichen Bedeutung, drückt, wie es schon Cicero in seinen Büchern von den Pflichten, sehr wohl aus

einander setzt, einen doppelten Begriff aus: einmahl den von einer allgemeinen Eigenschaft jeder Tugend; zum andern den von einem besondern Zweige gewisser Tugenden. Es bezeichnet eine allgemeine Eigenschaft der Tugend überhaupt, weil alles, was sittlich gut ist, auch dem Menschen anständig, und als Handlung eines solchen Wesens schicklich ist. Es bezeichnet einen besondern Zweig der Tugenden: weil es gewisse Handlungen giebt, die jedermann als sittlich gut billigt, die aber doch nicht eigentlich etwas gutes in der Welt hervorbringen, sondern die nur deßwegen gefordert werden, weil sie Ausdrücke und Zeichen einer wohlgeordneten Seele sind, und nicht ausbleiben können, wenn Geist und Charakter des Menschen sittlich vollkommen sind. Diese letztre Art tugendhafter Handlungen, wenn sich dieselben auf das Aeußere des Menschen, auf Stimme, Gang, Geberden und Bewegung der Gliedmaßen beziehn, wenn sie sich mit den kleinern Gegenständen des alltäglichen Lebens und mit der Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse, — mit seinen Mahlzeiten, seiner Kleidung, Wohnung und seinem Hausgeräthe beschäftigen; — endlich wenn sie die Ausschmükkung seiner Person und seiner Sachen oder seine Vergnügungen und seine Zeitvertreibe, besonders die gesellschaftlichen, zum Endzweck haben, gehören zu den äußern Sitten, wovon wir hier reden,

und machen den wesentlichen, von aller Verabredung unabhängigen, Wohlstand aus. *)

Da nun dieser Theil des Anstandes in der Natur des Menschen allein gegründet ist: so kann er auch aus dieser Natur allein erkannt werden.

Allein auch der Begriff der Sittlichkeit entwickelt sich erst in der Gesellschaft. Die Pflichten, die der Mensch gegen sich selbst hat, werden später von ihm erkannt, als die Pflichten gegen Andre; die Würde der Tugend später, als ihre Nützlichkeit.

Daher kann der Mensch, welcher vor der errichteten oder civilisirten Gesellschaft einsam lebt, keine Begriffe von Anstand erhalten. Erst die Gesellschaft entwickelt den natürlichen Anstand und erschafft den conventionellen.

2. In einer schon civilisirten Gesellschaft hingegen kann ein Individuum sehr einsam leben und doch einen hohen Grad von Anstand und selbst Ar-

---

*) Das Anständige vereiniget daher das sinnlich Schöne mit dem Sittlichen. Es ist zwiefach: das Graziöse und die Politesse (in engerem Sinne). Klugheit, Mäßigung und Muth, durch schöne Gestalten und Bewegungen des Körpers ausgedrückt, machen das Erstere, Menschenliebe und ihre Arten, auf dieselbe Weise ausgedrückt, die Letztere aus.

tigkeit bekommen; theils, weil der Verstand, wenn er einmahl auf das decorum aufmerksam gemacht worden ist, viele Regeln selbst erfinden kann; theils, weil niemand im Staate so einsam lebt, daß er nicht zuweilen gute Muster der Artigkeit sähe; da es denn nur an seiner Beurtheilungskraft liegt, ob er sie richtig wählen, und an seinem lebhaften Gefühle des Schönen, ob er sie, auch ungesehen von Andern, nachahmen wird.

Der Anstand oder die Politesse besteht aus der Auswahl des Schönsten, welches in dem Aeussern des Menschen vorkommt. Die angenehmsten und freundlichsten Gesichtszüge, die wohlgebauteste Gestalt, die stärkste und behendeste Tragung seiner Glieder, diejenigen Bewegungen, Mienen und Geberden, kurz dasjenige Betragen, welches im Aeußern am meisten gefällt, ist das Ideal, welchem der Wohlstand die Menschen näher bringen soll. Diejenigen also, die von der Natur selbst mit diesen Vorzügen versehen sind, die eine freundliche und sanfte Gesichtsbildung, verbunden mit Lebhaftigkeit und Feuer, haben; die durch den geschickten Bau ihrer Glieder von selbst zu solchen Stellungen und Bewegungen veranlaßt werden, die Andern gefallen, diese sind selbst die Muster für die Regeln und beobachten sie also, ehe sie sie wissen. Man sieht Kinder, denen alles wohl ansteht, und die in allem, was sie thun, Grazie ha-

ben. So ist es auch mit dem Temperamente und dem Charakter. Angenehme gesellige Neigungen, ein leichtes Blut, fröhliche Laune, die Gabe geschwind zu fassen und sich leicht und gut auszudrücken, können das, von Geburt an, dem Einen geben, was der Andre durch Lectionen und Arbeit, Tanzmeister und Gesellschaft vergebens sucht. Chesterfields Enkel, der einen so trefflichen Lehrer der Politesse hatte, blieb ein Grobian, und mancher Bauer ist aimable.

Diese Artigkeit also kann in der Einsamkeit aufkeimen und hervorblühen, wie alle Tugenden und Talente.

Für gewöhnlich aber ist die Politesse eine Maske, welche die Menschen darum nöthig haben, weil bey keinem die Natur durchaus vollkommen ist und bey keinem sich ganz ungehindert entwickelt; und deßwegen ist die Bildung durch Menschen und Gesellschaft dazu unentbehrlich.

3. In einer beynahe völligen Einsamkeit, nur von wenigen Freunden oder ganz gemeinen Leuten umgeben, kann ein vorzüglicher Mann einen guten und sogar einen großen Anstand behalten. Aber wer in einer zahlreichen, ihm an Stande gleichen, sonst mittelmäßigen und kleinstädtischen Gesellschaft lebt, kann sich vor eben solchen Sitten und Manieren schwerlich verwahren. Der Land-

mann ist dem Anstande oft näher und erlangt ihn leichter, als der Handwerker.

Unter wenigen nicht wohl gezogenen Leuten, bilden sich eigne Conventionen: der Kluge muß sich hier nach den Forderungen der Dummen richten, und so nimmt er Gewohnheiten an, nicht, wie sie der menschlichen Natur überhaupt anständig, oder wie sie den Menschen aller Nationen und Zeiten angenehm sind, sondern wie sie seiner Clique gefallen, oder von ihr für gut angenommen werden. Dadurch wird endlich selbst sein Geschmack verdorben; wenigstens wird seine Nachahmungsfähigkeit irre geleitet, und sein Körper nimmt eine schlimme Falte an. Dann kann er nicht mehr anders als auf eine verfehlte Art handeln.

4. Jede Nation, welche sich isolirt von andern ausbildet, bekommt fast immer einige bizarre und übelstehende Sitten und Gewohnheiten. Entweder wird sie ceremoniös, wie die Chinesen, und macht aus den Regeln des Anstands Gesetze des Staats: oder sie bleibt am Alten hängen, auch nachdem die Umstände sich geändert haben. Sie kennt nur die Art der Gesellschaften, welche bey ihr gewöhnlich ist: und auf diese allein ist ihr Anstand berechnet. Bey einem Griechischen Symposion, wobey nur Männer waren, konnte vieles anständig seyn, was bey einem neuern Souper unartig wäre.

5. Der Anstand hat drey Haupttheile: a) das decorum der menschlichen Natur ausgedrückt durch das Aeußere. b) Vermeidung dessen, was den Sinnen oder der Einbildungskraft Anderer unangenehm ist. c) Beobachtung der Conventionen, welche nach und nach erdacht worden sind, um die Gesellschaft zu erleichtern. Die erste Art des Decorums lernt der verständige und tugendhafte Mensch am leichtesten. Die zweyte entsteht aus der Begierde zu gefallen. Daher der plumpe Knabe artiger wird, wenn die Neigung zum andern Geschlechte eintritt. Die Conventionen muß man lernen, wie eine Wissenschaft: und wer in der besten Gesellschaft lebt, lernt die besten. Dieß ist der Vorzug der Hofleute und Großen.

Es geht nähmlich mit der Höflichkeit, wie mit den Künsten. In der Einsamkeit, die immer näher an den Naturstand gränzt, sind die Sitten einfacher; aber zuweilen einfältig, zuweilen grob: in kleinen Gesellschaften werden sie verfeinert, aber mit Künsteley überladen: in der größern kehren sie zur Einfachheit der bloß sich feiner bildenden Natur zurück.

6. Lange Einsamkeit kann der Artigkeit eines Menschen schaden, theils, wenn er von lauter Leuten umgeben ist, an deren Urtheil ihm nichts gelegen ist, oder die er gar verachtet; theils, indem der Einsame seiner Bequemlichkeit zu sehr

pflegt und der gute Anstand eine Dienstfertigkeit fordert, welche die Bequemlichkeit ausschließt. Jedermann lernt überdieß in der Jugend etwas von den Conventionen seiner Zeit und seines Standes. Hat er nun gar in dieser ersten Zeit in der großen Welt gelebt und daselbst die ganze Achtung gegen die Hofsitten bekommen, welche darin herrscht, und ist alsdenn frühzeitig aus derselben in die Einsamkeit zurückgekehrt: so ist seine Anhänglichkeit an das, was er gelernt hat, desto größer. Es ist aber in Allem, auch in den Gebräuchen, ein beständiger Fortgang: und es gehört zur Politesse, mit der Welt darin fortzugehen; so wie es zu einem nützlichen Gelehrten gehört, die Fortschritte zu kennen, welche seine Wissenschaft gemacht hat. Besonders fällt eine pünktliche Beobachtung solcher Regeln, die ehedem für heilig gehalten, jezt aber als lästig bey Seite gesetzt worden, sehr auf.

Ueberhaupt ist es mit den Sitten, wie mit dem Verstande. Wer große Naturgaben in Absicht desselben besitzt, braucht wenig Unterricht. Aber doch wird er mit den größten, ohne Unterricht, in einzelnen Punkten sehr zurückbleiben. — Die Sitten sind der Natur noch näher, als die Kenntnisse: jene kann ein vortreffliches Naturell eher von selbst finden, als diese der beste Kopf. Aber auch darin werden bey dem Individuum Lücken und Mängel seyn, welche Unterricht und Beyspiel aus-

füllen können. Nichts wird sicherer an dem Menschen in der Gesellschaft gebildet, als die äußern Sitten. Jedoch bildet die Gesellschaft, auch die beste, den Anstand nicht sehr, und die schlechteste verschlimmert ihn nicht sehr, wenn ein Mensch viel Eignes hat, sehr in sich und wenig außer sich mit seinen Gedanken lebt, oder mit wichtigen Arbeiten und Unternehmungen beschäftigt ist. Daher sind große Minister, die am Hofe leben, doch nicht immer Hofleute an Artigkeit. Sie sind sogar oft pedantisch in ihren Sitten. Hingegen werden große Gelehrte oder Kaufleute sich von der Bürgerclasse unter der sie leben, merklich auszeichnen.

Nichts aber verschlimmert den Anstand mehr, als wenn der eingezogen lebende Mann zuweilen Verrichtungen vor dem Publicum hat, die er mit Schüchternheit ausübt. Daher gewöhnen sich viele Professoren so seltsame Manieren an. Das Publicum, vor dem sie reden, bessert sie nicht; es imponirt ihnen aber. Sie bleiben also nicht so natürlich, als wenn sie allein sind; und werden nicht so gebildet, als in Gesellschaft. Auch der Volksredner verliert leicht den guten Anstand. Er muß schreyen; er muß leidenschaftlich seyn, oder es doch scheinen. Alles vergröbert sich da; das Auditorium müßte dann sehr gebildet seyn.

IV. Bild eines guten Gesellschafters und praktisches Resultat.

1. Sehr viel thut, um den Menschen seinen Gesellschaftern zu empfehlen, die Schönheit seiner Person. Ein wohlgewachsner Leib, eine einnehmende Gesichtsbildung, ein sprechendes Auge, alles, was auf den ersten Augenblick gefällt, und mit Zuneigung eine gewisse Achtung einflößt, das wirkt durchaus, die Reden und Handlungen eines Menschen einnehmender zu machen.

2. Von der Schönheit unterschieden, aber wichtiger noch für das Gefallen im gesellschaftlichen Umgange ist die Grazie in den Bewegungen, Leichtigkeit mit Anmuth verbunden, Gebehrden, die, angemessen den Sachen, die man sagt, zugleich an sich angenehme Formen haben.

3. Die Gabe gut zu reden ist das Wesen des guten Gesellschafters. Sie entspringt aus der guten, gründlichen Kenntniß der Sachen, aus der Beredtsamkeit, welche gut vorträgt, (einer eignen Beredtsamkeit, unterschieden von der des Rednerstuhls,) aus dem melodischen Tone der Stimme, aus der Angemessenheit der Declamation und Action, welche den Vortrag begleiten.

4. Eben so unentbehrlich ist die Gabe gut zu hören. Dazu gehört die Fähigkeit, aufmerksam, und die Gewohnheit es auch dann auf andre zu seyn, wenn wir selbst etwas zu sagen haben; feines Gefühl des Wahren, Guten, Schönen und Anmuthigen in jedem Gedanken; Geneigtheit es geltend zu machen, wo es auch nicht glänzt; Bereitwilligkeit Beyfall zu geben, Lob ohne Schmeicheley, Bewunderung ohne Affectation und Enthusiasmus.

5. Aber mehr als alles ist dem guten Gesellschafter ein liebendes Herz, oder der Ausdruck desselben nöthig. Er sey den Menschen überhaupt geneigt, und daher gutlaunig: er wolle insbesondre denjenigen wohl, bey denen er sich befindet; er liebe einige davon innig und freundschaftlich. Wo nicht Liebe Statt findet, da sey wenigstens Verträglichkeit sein Schutz, und der Schutz anderer gegen Beleidigungen. An die Stelle des vollkommnen Wohlgefallens trete Nachsicht, mäßige Zufriedenheit, Geneigtheit sich von dem nicht auszuschließen, was nicht durchaus abgeschmackt ist.

6. So wie er fähig seyn muß, andre zu lieben, so sey er empfindsam gegen die Beweise von der Liebe andrer. Er setze darin eine Glückseligkeit und wünsche sie: aber er sey doch nicht mißtrauisch, wenn er sie nicht erhält. Eifersucht vergällt die Freundschaft, wie die Liebe; er nehme jeden Beweis der Freundschaft mit etwas mehr als

bloßer Höflichkeit an, und übersehe leicht die kleinen Versagungen und Vernachlässigungen, die ihm Zweifel gegen diese Freundschaft beybringen. Er sey gefaßt auf Zeiten der Kälte, auf die Zeiten einer lebhaftern und zärtlichern Anhänglichkeit an neue Bekanntschaften, und halte doch sein Herz für die zu ihm wiederkehrenden Freunde offen.

7. Fröhlichkeit, gute Laune, ein Hang das Vergnügen zu genießen, ein Frohsinn, der es wirklich empfindet: diese Eigenschaft allein kann, ohne andre große Vorzüge, einen Menschen sehr angenehm machen, und kaum können die größten den Mangel dieser Eigenschaft ersetzen. Der Vergnügte macht stets diejenigen vergnügt, die um ihn sind. Wer wollte also nicht gerne mit ihm umgehen? Der Traurige, der, welcher immer etwas zu klagen hat, der, welcher nie mit der Lage, worin er sich befindet, zufrieden ist, immer an den Anstalten zur Freude, die er andern oder andere ihm machen, so viel auszusetzen weiß, daß über dem Tadel des Mangelhaften, der Genuß des wirklich Vorhandenen verloren geht, — verscheucht die Menschen von sich.

Temperament und Gesundheit kann man sich nicht geben. An Zufriedenheit kann man arbeiten. Klagen kann man unterdrücken. Schwerlich aber

werden Kunst und Moral einen angenehmen Gesellschafter machen, wenn die Natur nicht vorgearbeitet hat.

8. Der gute Gesellschafter muß immer wenig mit sich, viel mit andern beschäftigt seyn. Er muß nur wenig Anforderung an andre machen, mit ihm zu sympathisiren; an seinen Angelegenheiten, seiner Noth, seinen Freuden Theil zu nehmen; er muß aber bereit seyn, mit ihnen zu sympathisiren, die Neuigkeit, die sie mit Interesse erzählen, auch mit Aufmerksamkeit anzuhören, die Begebenheiten, die ihr Gemüth jezt beschäftigen, für angelegentlich und wichtig halten; und mit einem Wort sich in ihre Stelle versetzen.

9. Eine Gabe, die nicht durchaus nothwendig, aber sehr nützlich ist, welche den Weg zur Vertraulichkeit mit andern verkürzt, und neuen Bekannten bald die Gesinnungen alter Freude einflößt, ist die Fähigkeit, sich seinem jedesmahligen Gesellschafter zu verähnlichen; und selbst die Offenheit alter Freundschaft, und den leichten Ton eines schon gewohnten Umgangs gegen sie anzunehmen. Die Menschen sind darin von einander sehr verschieden, und durch Affectation einen unsrer Natur fremden Charakter anzunehmen, nutzt nichts bey dem Endzweck, Liebe zu gewinnen. — Einige Menschen bleiben ganz ihrer Natur treu, und sind gegen alle

immer dieselben; fremd und trocken, wenn auch höflich und freundlich gegen Fremde; und nähern sich geschwind nur denen, welchen sie wirklich ähnlich sind, — andern aber nur mit der Länge der Zeit. Aber eben diese Menschen sind gemeiniglich mehr Freunde von dem, mit welchem sie wirklich in Verbindung gerathen; sie werden mit der Zeit immer vertrauter und ziehen stärker an sich. Andre können ihr Eigenthümliches leicht verlassen, und in eine fremde Art zu seyn, zu denken, und sich zu betragen, übergehen; und thun es, bey neuen Bekannten am liebsten, theils, um sie zu gewinnen, theils, weil die Neuheit für sie selbst einen Reiz hat. Aber mit der Länge der Zeit, wenn diese neuen Bekannten alte Freunde geworden sind, treten sie nach und nach in ihren natürlichen und eigenthümlichen Charakter zurück, und entfernen sich eben dadurch verhältnißmäßig von jenen. Ihre Freunde sind dann ganz befremdet, nicht mehr diejenige Einstimmung der Meinungen, der Gesinnung und des Betragens zu finden, die sie anfangs so sehr an sich zog. Daher geht diese Art sich so leicht andern gleichstellender Menschen so gerne nach neuen Bekannten aus; weil sie sich bewußt sind, nirgends besser ihr Glück zu machen; sie werden aber eben deßwegen gegen die alten Bekannten kälter, weil

sie gegen diese ihr Haupttalent, Freunde sich zu machen, nicht mehr zeigen können.

10. Zum guten Gesellschafter, besonders in der großen Welt, gehört, unermüdlich seyn. Der, welcher die Fähigkeit hat, nur eine Zeit lang mit Reden, Hören, Stehen, Gehen u. s. w. auszuhalten, und dann unumgänglich Veränderung und Erhohlung braucht, taugt schon nicht dazu, viel in Gesellschaft zu seyn, wofern er nicht einer der Vornehmsten darunter ist. Der Ermüdete ist immer aufgelegt, lange Weile zu empfinden und zu verursachen. Und der leicht Ermüdliche wird nicht so leicht mit andern zusammenwachsen, weil er sich immer wieder zu seiner Erhohlung zurück ziehen, oder weniger gutlaunig und angenehm erscheinen muß. Wenn von zwey Menschen, die in der Welt, besonders bey den Großen, ihr Glück suchen, der eine noch so viel Verstand und Güte des Charakters hat, aber immerwährende Aufwartungen nicht aushalten kann, der andre, mittelmäßig begabt, von Morgen bis auf den Abend zu allem zu brauchen ist, wozu man ihn anstellen will, so bringt es gewiß der letzte in der Gunst der Menschen weiter.

11. Die beste Eigenschaft des Unermüdlichen ist, daß er alles mit zu machen, und so

lange bey jedem Zeitvertreibe auszuhalten im Stande ist, als es der Gesellschaft gefällt.

Die Bereitwilligkeit jeden von der übrigen Gesellschaft vorgeschlagnen, bey ihr eingeführten, oder ihr angenehmen Zeitvertreib mitzumachen, die sichtbare Theilnahme an dem Vergnügen, welchen es den übrigen macht, und die Thätigkeit und Geschicklichkeit diesen Zeitvertreib zu veranstalten und fortzuführen; dieß ist eine der größten Gaben des guten Gesellschafters. Dazu gehört, das man das Vergnügen und den geselligen Zeitvertreib überhaupt liebe; daß man aber für keine Art desselben eine entschiedne Vorliebe habe; dazu gehört ein gewisses Geschick des Körpers und eine Gewandtheit des Geistes, welche die Menschen in den Stand setzen, geschwind das vorgeschlagne Spiel zu lernen und es mit gutem Anstande mitzuspielen. Es gehört endlich jene Kraft des Nervensystems dazu, vermöge welcher es in einer einförmigen, oft in einer uns ungewöhnlichen Lage oder Beschäftigung lange fortdauern kann, ohne geschwächt zu werden. Wer mit dem Jäger so lange jagen, mit dem Reiter reiten, mit dem Spaziergänger herumlaufen, mit dem Redseligen schwatzen, mit dem Spielgeiste spielen kann, als jeder von diesen verlangt, und dieß mit gutem Willen, ohne merken zu lassen, daß

er der Sache überdrüssig wird, der wird unter Menschen sein Glück machen.

Zum guten Gesellschafter gehört nothwendig, daß er sich in der Zeit, da er in Gesellschaft ist, ihr auch wirklich widme, und nicht seine Gedanken mit andern Dingen beschäftige, als mit denen, die zum Vergnügen und zur Unterhaltung derselben gehören. Die zerstreuten Leute, die, welche ihre Arbeiten, ihre Meditationen oder ihre häuslichen Sorgen mit in Gesellschaft bringen, die Frauenzimmer, welche nie anders als mit einer Arbeit oder mit Karten in der Hand in Gesellschaft seyn können, werden nie sehr unterhaltende Gesellschafter. Auch die Tabacksraucher machen deswegen eine Art von Unterhaltung, die dem Nichtrauchenden schläfrig dünkt; und die Tabagien werden nie sehr geistreiche Gesellschaften werden.

12. Daher ist es auch eine mächtige Empfehlung für einen Menschen, der in der Gesellschaft aufgenommen werden will, daß er in den Künsten und Geschicklichkeiten sich auszeichnet, welche zu den in jedem Zeitalter üblichen Zeitvertreiben erfordert werden. Wer in Griechenland im Laufen, Ringen und auf der Leyer Meister war, und wer im Mittelalter mit mehr Geschicklichkeit, Stärke und Muth eine Lanze brechen konnte, ward allgemein geliebt; und wer zu unsrer Zeit ein trefflicher Tänzer, oder ein sehr guter Spieler ist, wird mit

mehr Vergnügen gesehen, und gelangt, wenn nicht andre Umstände im Wege stehen, leichter zur Gunst der Menschen.

13. Es gehören Kunst, Geschmack, immer erneuerte Sorgfalt und Aufwand dazu, wenn man stets gut und modisch gekleidet seyn und Ameublement und Equipage in immer gleicher Neuheit und Schönheit erhalten will. Aber diese Kunst und dieser Aufwand tragen ausnehmend dazu bey, dem Menschen in der Gesellschaft einen gewissen Rang zu geben: und nie kann er sich für wirklich aufgenommen unter diejenige Gesellschaft halten, von der er in diesen Stücken zu sehr absteht. Die Sorgfalt sich gut und oft neu zu kleiden, ist für einen jungen Mann, der sich eine gute Aufnahme, selbst unter vernünftigen Personen von beyderley Geschlecht, wünscht, und überhaupt einigen Verkehr mit der Welt, vermöge seiner anderweitigen Geistesgaben, sucht, von größerer Wichtigkeit, als man denken sollte. Nicht bloß das Angenehme, einen wohlgekleideten Mann zu sehen, empfiehlt ihn, sondern man ist ihm auch für die Sorgfalt und den Aufwand verbunden, den er zu Ehren seiner Gesellschafter und um vor ihnen anständig zu erscheinen, macht. Es gehört aber mehr Talent dazu, als man auf den ersten Anblick glaubt. Es wird der gute Vorsatz es nicht bey demjenigen ausrichten, der von Natur etwas nachlässig, mit sei-

nen Ideen mehr, als mit der sichtbaren Welt beschäftigt, weder das Modische recht kennt, noch weiß, was ihm eigentlich daran fehlt. Es gehört eine immer währende tägliche Sorgfalt dazu. Wer nur zuweilen an seine Kleidung gedenkt, bleibt immer in seinem Putze und in der Ausschmückung seiner Equipage und Zimmer ungleich und unharmonisch.

14. Wie überhaupt den Menschen andern nichts mehr empfiehlt, als Freygebigkeit: so ist auch insbesondre die Bereitwilligkeit, sein Geld zu allem, was entweder der eingeführte Wohlstand erfordert, oder was die gewöhnlichen Zeitvertreibe mit sich bringen, herzugeben, eine der unentbehrlichsten Eigenschaften eines guten Gesellschafters, besonders für die höhern Stände. Deßwegen ist es ein so heiliges Gesetz, den Verlust beym Spiele ohne alle Klagen und ohne alle Zeichen des Unwillens zu ertragen, deßwegen wird die Höhe des Spiels, welches jemand sich gefallen läßt, ihm so zum Verdienste angerechnet, daß selbst die Vorurtheile der Adlichen diesem Verdienste weichen; deßwegen wird man immer den Mann, der der Liebling der Gesellschaft ist, freygebig gegen Bediente und oft bis zur Thorheit verschwenderisch in Geschenken finden.

Das Zurückhalten oder Sparen mit seinem Gelde, da, wo die Gesellschaft Aufwand erfordert oder selbst macht, zeigt entweder eine solche Ungleichheit der Glücksumstände an, bey welcher eine fortdauernde Gesellschaft und Theilnahme an denselben Vergnügungen nicht bestehen kann; oder es setzt einen bedenklichen knikerigen Charakter voraus, der unter allen am wenigsten gesellig ist, und am wenigsten von der Gesellschaft gebilligt wird.

15. Stärke und Muth, wenn diese sich durch das ganze Betragen des Mannes ausdrücken, und sich bey gewissen Gelegenheiten in einem vorzüglichen Grade zeigen, geben ihm ein großes Gewicht in den Augen Aller, vornehmlich des schönen Geschlechts, das im neuen Europa, in Absicht des geselligen Umgangs, den Ton angiebt, und dessen Urtheil über den Succeß eines Ankömmlings in der Welt gemeiniglich entscheidet. Daher hat so mancher unbesonnene Jüngling das Duell gesucht, um einen Beweis seiner Herzhaftigkeit abzulegen; daher hat, unter dem Adel, so mancher sich in der Achtung seiner Gesellschafter durch Handlungen, die ihn hätten schänden sollen, erhoben gefunden, weil er dieselben kaltblütig und muthig mit dem Degen in der Hand durchgesetzt hat. Diese Vorurtheile sind nur auf einen Stand eingeschränkt, und sie weichen von der gesunden Vernunft so sehr ab, daß man hoffen kann, ihre Ab-

schaffung zu erleben: aber zu allen Zeiten wird es einem Menschen Achtung und Freunde in der Gesellschaft erwerben, wenn er sich dem Muthwillen und der Ungerechtigkeit mit Muth entgegensetzt, und Gefahr deshalb zu übernehmen nicht scheut. Und wenn er dann in seinem gewöhnlichen Umgange den ihm aus den Augen strahlenden Muth so zu mäßigen, und unter die Gesetze der Menschlichkeit und des Anstandes und der Geselligkeit zu beugen weiß, daß niemand von ihm Trotz und Widersetzlichkeit zu fürchten, sondern nur Schutz im Falle der Noth, und Freundlichkeit und Sanftmuth außer dem Fall der Noth zu erwarten hat: so wird er zugleich mit Liebe und Hochachtung angesehen, welches, vereint, die beste Stimmung ist, welche der größere Theil der Gesellschaft gegen ihn haben muß, — (indem er immer, wenn er zu viel geliebt und zu wenig geachtet wird, den Anforderungen übermäßiger Vertraulichkeit von Seiten solcher Menschen ausgesetzt ist, die leicht ihre Freunde mißbrauchen, — und hingegen, wenn er bloß geachtet, und nicht geliebt wird, — mehr abwesend das Lob der Gesellschaft erhält, als gegenwärtig zu dem Vergnügen derselben gezogen wird.)

16. Ein Anspruch auf irgend eine ausnehmende, uns über andre erhebende Vortrefflichkeit ist immer ein Hinderniß zu gefallen; weil es immer

die andern demüthiget; oder weil es den andern zeigt, was wir auch von ihnen fordern. Daher ist selbst eine vorzügliche grammatikalische Richtigkeit oder eine gewisse Eleganz des Ausdrucks, besonders, sobald sie Kunst und Bemühung zu seyn scheint, unter einer Gesellschaft, wo diese Sorgfalt nicht eingeführt ist, dem Menschen eher nachtheilig als nützlich.

Jede Vollkommenheit, die dem Menschen die Natur gegeben hat, und auf die er sich nichts einbildet, wird ihm verziehen, und sogar angerechnet. Aber die, welche er sich selbst sichtbar durch Kunst zu eigen macht, die er bemerkt wissen, durch die er einen Grund der Achtung bey andern legen will, die wird ihm als Fehler zur Last gelegt, und entfernt die Menschen von ihm, anstatt sie ihm zuzuführen. Unus ex multis zu scheinen, das ist das erste, was zu einem guten Gesellschafter gehört; und wenn man denn doch ein seltner Mensch ist: so kann man nicht anders, als bey denjenigen sein Glück machen, welche dieses unser Verdienst zu fühlen und zu beurtheilen im Stande sind.

17. Um auf diese Weise nicht bloß seine Jugend sondern sein Leben in der Gesellschaft, geliebt und selbst genießend, zuzubringen, wird noch eine Eigenschaft erfordert, die nur wenige Menschen glücklich genug sind zu besitzen; das ist die Gabe, mit der Welt bis in sein Alter Schritt zu halten.

und immer modisch zu bleiben, ohne abgeschmackt zu werden. Menschen, Begebenheiten, Sitten, Meinungen, Zustand der Wissenschaften, alles ändert und wechselt, und leidet mit der Zeit große Revolutionen. Der Mensch aber beobachtet diese Veränderungen und bildet sich darnach, gemeiniglich nur bis in sein vierzigstes Jahr. Dann steht er still. Die jungen Leute, welche empor kommen, im Staate oder in den Wissenschaften Aufsehn machen, sind ihm unbekannt, oder bleiben von ihm entfernt. Er fährt fort, von den Büchern, den Genies, den Künstlern, den Helden und Begebenheiten zu reden, die vor zwanzig Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten. Die gegenwärtigen kennt er höchstens den Nahmen und dem Gerüchte nach: aber er steht nicht mehr mit ihnen in Verbindung. Alles das entzieht seinem Gespräche das Interessante; er ist gezwungen, sich oft zu wiederhohlen. Wagt er es, von dem Modernen zu reden: so ist er schlecht unterrichtet; er verwechselt; er irrt sich; er zeigt, daß er nicht mehr in der Welt lebt, und dieß treibt ihn desto schneller hinaus.

Diesem Uebel würde er umsonst gänzlich abzuhelfen versuchen. Aber doch wird es gemindert, und zwar am leichtesten von denen, die wahren Geschmack, wahre Wissenschaft, und besonders philosophischen Geist haben. Dieser ist es, der

am wenigsten veraltet; der Witz und der Geschmack haben etwas von Mode und Willkührlichkeit in sich. Die Meditation strebt nach Wahrheit, die immer dieselbe bleibt. — Daher geschieht es, daß sich das gesellige Talent, welches weniger schimmert, am längsten erhält; und der vernünftige alte Mann in der Gesellschaft nicht nur geduldet, sondern wohl noch gesucht wird, wenn der alte Witzling seine schöne Periode schon lange überlebt hat.

Praktisches Resultat.

Der gesellschaftliche Werth des Menschen, oder sein Talent zum Umgange ist nicht sein ganzer, nicht sein größter Werth, aber er ist ein sehr wichtiges Stück seines Verdienstes und eine Quelle seiner Glückseligkeit.

Jeder Mensch suche vor allen Dingen den Menschen nützlich zu werden. Das Angenehme mag nachfolgen, wenn es kann.

Unter den Eigenschaften des guten Gesellschafters kommen nicht bloß Tugenden vor, die man sich erwerben, Künste, die man erlernen und üben kann, sondern auch Naturgaben, und angebohrne

Gestalten, die niemand, wenn sie fehlen, selbst hervorbringen kann. — Eine zu große Begierde mehr in der Gesellschaft zu gefallen, als die unabänderliche innere uud äußere Gestalt von uns zuläßt, macht entweder unglücklich, oder verführt zu Affectation und macht häßlich und unangenehm.

Nach der bisherigen Verfassung der Staaten und vielleicht nach der unabänderlichen Natur der bürgerlichen Gesellschaft kommt, bey diesen gesellschaftlichen Talenten, Künsten und Tugenden, viel auf den Stand an, in welchem man gebohren ist: durch diesen werden größtentheils die Sitten und Manieren der Aeltern bestimmt, durch diesen wird die Gesellschaft bestimmt, in welcher der Mensch in früher Jugend leben soll; durch diesen wird endlich der Grund der Achtung bestimmt, den er schon vorbereitet findet, und nach welchem sich seine Selbstschätzung richtet. Was Göthe, im Meister sagt, ist vollkommen richtig. Bisher ist es in Europa nur der Adliche gewesen, von welchem man eine durchgängige Ausbildung der ganzen Person, so wie sie vornehmlich zum Umgange gehört, gefordert, und bey welchem man sich mit einer solchen Ausbildung begnügt hat. Von Unadlichen verlangte man vorzüglich Brauchbarkeit zu irgend einem bestimmten Geschäfte: und der Unadliche war, in Vorbereitung auf dieses Geschäft, seine

übrige Ausbildung zu vernachläßigen, beynah genöthigt.

So wie sich zu unsrer Zeit der Bürgerstand mehr hebt, mehr in Gesellschaft lebt: so wird auch unter ihm die Anzahl von Personen immer größer, die nach einer vollständigen persönlichen Ausbildung des Geistes wie des Körpers Verlangen tragen, und darauf Anspruch machen.

Indeß bleibt bey demjenigen Gleichheitssystem, welches die Franzosen einführen wollen, und welches die Stimme des gesitteten Mittelstandes und der Gelehrten fast in ganz Europa für sich hat, dieß immer noch das größte Problem: wie sich die zu den Arbeiten und Aemtern des bürgerlichen Lebens nothwendige Anhaltsamkeit eines einförmigen, mechanischen Fleißes, mit der mehr superficiellen, aber ausgebreiteten und vielseitigen Ausbildung des Körpers und Geistes, der den Mann wie er seyn muß, (l' homme comme il faut) macht, sich verbinden lasse; wie es angestellt werden müsse, daß der Mensch zugleich ein Stubengelehrter, ein Actenschreiber, ein Künstler, ein Kaufmann, und zugleich ein feiner Mann sey; ja noch mehr, wie es möglich sey, Arbeiten, welche niedrig, grob, schmutzig, — mit einem Worte, pöbelhaft sind, mit reinen, edlen, staatsbürgerlichen Begriffen und Gesinnungen zu vereinigen.

Dieß schlägt in die Untersuchung ein, wie weit überhaupt die Gleichheit der Erziehung, der Verstandsbildung, der Kenntnisse und der Sittenverfeinerung, unter den verschiednen Classen der Menschen getrieben werden kann. Kein Theil der jetzt so sehr gegen einander streitenden Parteyen, weder die Aristokraten noch die Demokraten haben darüber sichere, aus Erfahrung gezogene, Begriffe. Jeder hält die Hypothese für wahrscheinlicher, welche seinen Endzwecken günstiger ist.

Für mich hat Condorcets Idee, in seinem nachgelassenen Werke, in der That einigen Schein: daß nach Maßgebung, als die Wissenschaften selbst mehr Fortschritte machen, und sich von dem unnützen Wuste mehr reinigen, in dem Maße, als die Wahrheiten mehr aufs Reine kommen, die Widerlegungen alter Irrthümer unnöthiger werden, und zugleich die Kunst eines deutlichen und kurzen Vortrags mehr studirt werden wird, nach eben dem Maße der Weg zum Unterricht und zur Erziehung des gemeinen Mannes gebahnt seyn, und dessen Kenntnisse alsdann sich den Einsichten der Vornehmern immer mehr verähnlichen werden. Auf gleiche Weise werden mit Vereinfachung der Höflichkeitsregeln, mit der Verbannung bloß willkührlicher Ceremonien, mit der Aufhebung des Unterschiedes der Stände, der selbst eben die Etiquette so schwer zu erlernen und so künstlich gemacht hat,

mit dem feststehenden Princip einer allen Menschen zukommenden Würde, und einer daraus entspringenden Allgemeinheit eines edeln Selbstgefühls die Schwierigkeiten wegfallen, welche jetzt der guten Geselligkeit in gewissen Ständen und Lebensarten entgegenstehn.

Zum guten Gesellschafter gehört eine superficielle, aber durchgängige Vollkommenheit des Menschen. Es ist nicht genug, daß er Verstand hat, er muß auch gutes Herz haben; er muß wohl aussehn, behende, geschickt, munter seyn; — kurz alles, was nur an Leib und Seele gut und vorzüglich ist, das wird in einigem Maße zum guten Gesellschafter erfordert. Aber wenig davon darf tief liegen und lang anhalten, und das am meisten Aeußerliche und am meisten in die Augen Fallende wird auch am meisten gefordert. Wohlgestalt, und Kleidung und Exercitien, thun mehr als Wissenschaft und Tugend. Angenehm schwatzen, gilt mehr, als gründlich wissen, Sanftmuth und Dienstfertigkeit mehr, als Wohlwollen und Gutthätigkeit. Kurz, das Gute muß scheinen und darf auch nur scheinen.

Daher kommt es, daß diese Eigenschaften so ungleich beurtheilt werden. Die ernsthaften Männer, die bemerken, daß alles, was die Ge-

sellschaft verlangt und schätzt, seicht ist, und nur gut seyn muß, so weit gemeine und zerstreute Augen reichen; — die zugleich aber nicht bemerken, wie vielerley die Gesellschaft fordert, und daß die Zusammenkunft vieler kleinen Tugenden doch einen beträchtlichen Werth ausmachen könne, schätzen die Sache nicht genug. Sie nennen frivol, was die Welt liebenswürdig nennt. — Andre, wie Wilhelm Meister, wie ich selbst in dem Jünglingsalter, welche den großen Umfang dessen gewahr werden, was den artigen Mann macht, und es so in die Totalität des Menschen verwebt sehen, daß sein ganzes Wesen durch den Weltton, und den Umgang mit der Welt erhoben und veredelt zu seyn scheint, da hingegen Wissenschaft, Genie und Kunst immer den Menschen lassen, wie er zuvor war; wir, die wir bemerkten, wie sich der Weltmann vor niemanden scheut, und allenthalben am rechten Orte ist, und allen gefällt, der Gelehrte hingegen, der Philosoph, der Künstler, der Dichter, vor dem Weltmanne schüchtern stehn, und durch eine gewisse Ueberlegenheit desselben gedrückt werden: wir sahen diesen Werth des feiner gebildeten Gesellschafters, des Weltmanns als das schmeichelhafteste Ziel unsers Ehrgeizes an.

Eine richtige Festsetzung des Werths dieser Dinge; eine Beurtheilung unsrer Person und

unsrer Lage, in wie fern selbige die Universalität erlauben, und die Seichtigkeit entschuldigen, oder die Gründlichkeit und die Einseitigkeit nothwendig machen; die Kunst und Klugheit, den ganzen Menschen wenigstens erträglich zu zeigen, wenn er gleich nur durch eine Seite seinen wahren Ruf in der Welt erhält: dieß ist es, was dem vernünftigen Manne zu erreichen obliegt.

Vierter Abschnitt.

Verschiedne Arten der Gesellschaft und Einsamkeit.

Erste Abtheilung.

Arten der Gesellschaft.

Die Hauptverschiedenheit ist die zwischen dem Umgange, welchen die Menschen des Vergnügens und der Unterhaltung wegen mit einander pflegen, und zwischen dem Umgange, welcher durch ihre Geschäfte veranlaßt wird.

A. Gesellschaften zum Vergnügen.

I. Hof- und Prunk-Gesellschaften: oder der Umgang der großen Welt. Der Charakter dieser Gesellschaft ist folgender:

Der gute Anstand und die Artigkeit bilden sich in denselben am vollkommensten aus, weil die Begierde zu gefallen durch die Gegenwart großer und mächtiger Personen, oder des Landesherrn selbst erweckt wird; dann auch deßhalb, weil diese

Gesellschaften, so wie der Staat und der Hof selbst, nie aussterben, und also die einmahl erlangte Uebung und Geschicklichkeit der Mitglieder zum Umgange nicht durch lange Unterbrechungen wieder verlohren geht.

Sie sind die zwangvollesten, und wo die wahre Mittheilung seiner Gedanken am wenigsten Statt findet.

Sie sind eben deßwegen gewöhnlicher Weise die leersten an geistreichen Gesprächen. Jedermann spricht immer mit gewissen Absichten. Die anwesenden Personen, die Begebenheiten des Tages und der Luxus beschäftigen hinlänglich.

Es giebt aber eine doppelte Art von Prunk- oder großen Gesellschaften.

Die eine ist, wenn ein Minister oder ein Fürst diejenigen Personen bey sich versammelt, oder an seine Tafel zieht, die zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft nicht gehören, denen er aber dadurch eine Ehre erweisen, oder ein Zeichen seiner Achtung geben will.

Diese Gesellschaften sind fast immer steif, kalt, und ohne wahre gesellige Unterhaltung. Da es, von Seiten des Wirths und der Gäste, allgemein anerkannt ist, daß die Absicht, in welcher der erstere die letztern eingeladen hat, nicht sey, weder sich noch ihnen einen angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, sondern Pflichten der Höflichkeit

zu erfüllen, oder den Ansprüchen der Eitelkeit Anderer ein Genüge zu thun; so ist auch niemand bemüht, eine Unterhaltung anzuknüpfen, oder die Gesellschaft durch denjenigen Vorrath von Witz und Kenntnissen, welchen er in dieselbe gebracht hat, zu vergnügen. Der vornehme Mann, welcher die Gesellschaft giebt, denkt nur darauf, jedem seiner Gäste ein paar freundliche Worte zu sagen, um ihm zu zeigen, daß er ihn bemerke, und ihn ehren wolle: und die Gäste sind mehr damit beschäftiget, diese Höflichkeit mit Anstand zu erwiedern, als Gelegenheit zu einem Gespräche, welches sogar unzeitig seyn würde, zu ergreifen. Alle sind mehr bemüht, nicht anstößig zu werden, niemanden zu beleidigen, als wirklich zu gefallen.

Da hier Personen zusammen kommen, welche sich einander selten sehen, wenig gemeinschaftlichen Stoff der Unterhaltung haben und sich oft an Bildung und Kenntnissen sehr ungleich sind: so ist schon deßwegen eine wahrhaft interessante Unterhaltung zwischen ihnen unmöglich.

Die zweyte Art der großen Gesellschaften ist: in welchen nur diejenigen versammelt sind, welche, nach dem gemeinen Sinne dieses Worts, die große Welt ausmachen: — d. h. der Adel in den großen Städten, die Hofleute und die Personen vom ersten Range oder einem ausgezeichneten Ruhme, an den Höfen der Fürsten.

Hier ist es möglich, wenn auch die Anzahl der zusammenkommenden Gesellschafter größer ist, als der vertraute, der lehrreiche oder selbst der witzige Umgang erlaubt oder erfordert, daß doch noch geselliges Vergnügen und eine Art von Interesse bey der Unterhaltung vorhanden sey.

Alles ist, zuerst, hier, wenn auch Luxus und selbst Pracht herrscht, doch auf Vergnügen angesehen. Und der in die Gesellschaft mitgebrachte Vorsatz thut doch etwas zur Sache, um die Absicht wirklich zu erreichen.

Ueberdieß sehen sich die hier versammelten Personen alle Tage. Sie werden nicht dadurch immer Freunde und wirklich vertraut: aber sie werden einander sehr bekannt. Und unter sehr Bekannten kann eher mit zwey drey Worten etwas Interessantes gesagt und gehört werden, als unter solchen, die erst ein Gespräch anknüpfen müssen. Dort weiß jeder alle Schritte und Tritte des Andern: die Unterredung des vorigen Tages wird den folgenden nur wieder fortgesetzt. Diese Leichtigkeit sich zu unterhalten ersetzt bey gewöhnlichen Menschen die Stelle des Interesse. Man erhohlt sich wenigstens dabey, wenn man sich auch nicht sehr vergnügt.

Endlich, da hier mehr Gleichheit in der Versammlung herrscht, so herrscht auch mehr Freyheit: und wenn hier und da ein geistreicher Mann,

ein guter Erzähler, ein witziger Kopf, sich in dem Haufen befindet: so ist dieser zwanglos genug, um sich auf eine angenehme Weise mitzutheilen. Die Gesellschaft theilt sich in viele kleine Parteyen, welche sich ganz gut unterhalten können; und die auch, weil die Mitglieder der ganzen Gesellschaft gleich vertraut mit einander sind, sich oft vereinigen, oft abwechseln können.

Man kann es als eine allgemein gültige Regel ansehen: daß jede Gesellschaft, jedes Gastmahl, wobey nicht der, welcher es giebt, zur einzigen, oder doch zur Hauptabsicht hat, sich selbst und die eingeladnen Personen zu vergnügen, — jedes, wobey er entweder seine Eitelkeit befriedigen, seinen Reichthum und seinen guten Geschmack zeigen, oder andern eine Ehre erweisen, eine genossene Höflichkeit erwiedern und der Etikette ein Genüge thun will: — daß, sage ich, jede solche Gesellschaft steif, langweilig und ohne Interesse ist.

Der erste Fall, daß man bloß seiner Eitelkeit zu Ehren zahlreiche Gesellschaften zu sich einladet, findet am meisten in der vornehmen und reichen Bürger-Classe Statt. Der andere Fall, daß der Wirth der Gesellschaft bloß der Eitelkeit seiner Gäste fröhnen und ihre Ansprüche auf Zutritt in sein Haus befriedigen will, ist sehr häufig in den Häusern der Großen.

In beyden aber, in den mittleren Ständen und in dem höchsten, sind nur diejenigen Gesellschaften angenehm, wo weder Wirth noch Gäste an Ehre, an Pflicht, an Erkenntlichkeit u. s. w. gedenken, beyde sich einander nichts schuldig zu seyn glauben, und nur die Hoffnung des eignen Vergnügens, das Verlangen nach Unterhaltung, Scherz und Fröhlichkeit die Gesellschaft zusammen bringt.

Der Unterschied zwischen dem oberen und mittleren Gesellschaftskreise ist nun dieser: daß in jenem auch zahlreichere Gesellschaften diesen Charakter haben können, — in dem letztern hingegen durchaus kleine Gesellschaften erfordert werden, wenn der Umgang angenehm und die Unterhaltung lebhaft seyn soll.

Prunkgesellschaften werden dadurch interessant, daß viele Mitglieder derselben wichtige Personen im Staate sind, an der Regierung Theil haben, oder bey wichtigen Unternehmungen gebraucht worden sind. Diese Personen genauer zu kennen, ist an sich interessant. Und sie können auch ohne alle Wissenschaft sehr interessant im Gespräche werden, wegen der historischen Anekdoten, welche sie wissen.

Aber dieser Vortheile und dieses Vergnügens genießen in diesen Gesellschaften nur diejenigen, welche die ersten darin, oder doch von Bedeutung

und Ansehn sind. In einem Gedränge befindet sich derjenige nur bequem, welcher an der Spitze steht. Die subalterne Classe in diesen Gesellschaften wird durch den Zwang in ihrem Vergnügen gestört; sie hält sich zurück und nähert sich den interessanten Personen nicht.

Diese Gesellschaften sind in den Residenzen und am Hofe großer Fürsten immer die angenehmsten. An den Höfen kleiner Fürsten, oder in der großen Gesellschaft der Provinzial-Städte ist der Zwang derselbe, und die Wichtigkeit der Personen und Gegenstände weit geringer.

Nichts ist in der Regel abgeschmackter, als die nachgeahmten Prunkgesellschaften bey den mittlern Classen. Sie haben allen den Zwang jener am Hofe, und haben nicht ihre Eleganz, nicht die Mittel in Vergnügungen abzuwechseln, nicht den Zufluß von interessanten Neuigkeiten, nicht das Vergnügen, die Intriguen der Liebe oder der Politik zu beobachten, welche in den Gesellschaften der Großen so oft interessantere Begebenheiten oder wichtigere Vorfälle vorbereiten.

II. Familien-Gesellschaften oder was die Franzosen Coterien nannten.

In keiner Art der Gesellschaften ist der Werth der einen von dem der andern so unterschieden. Es

giebt unter ihnen die allerangenehmsten und geistreichsten: wenn sich Vertraulichkeit mit feiner Bildung der Personen, welche sie ausmachen, verbinden. Sie sind aber auch zuweilen die abgeschmacktesten uud steifsten.

Diese Gesellschaften sind dem Bürgerstande eigenthümlich: (doch bilden sich demungeachtet an Höfen und in großen Städten aus der großen Gesellschaft des Adels wieder kleinere, die in den Ruhetagen, oder im Sommer auf dem Lande zusammen kommen, und indem sie die große Gesellschaft und was darin vorgeht, gleichsam controlliren, zu einer sehr angenehmen Unterhaltung Stoff bekommen, wenn sie aus verständigen Leuten bestehen.) Sie sind und müssen verschieden seyn, weil noch für jetzt eine so große Verschiedenheit der Bildung in diesem Stande Statt findet.

Diese Gesellschaften werden selten durch Wahl der Mitglieder zusammengesetzt: sondern Verwandtschaft, Nachbarschaft, Verbindung der Männer in ihren Geschäften sind größtentheils die Ursachen, welche sie zusammen bringen.

Die Frauenzimmer sondern sich gewiß von den Männern ab: oder es muß gespielt werden.

Solche Gesellschaften dauern selten lange fort, wenn nicht die Mitglieder sehr zusammen passen, sich einander an Rang und Reichthum sehr gleich, und dabey von Natur gesellig sind. Die Musik,

das Vorlesen, oder ein anderer solcher gemeinschaftlicher Zeitvertreib trägt viel bey, sie beysammen zu erhalten.

Die große oder Hofgesellschaft hat vor den Coterien deßhalb einen Vorzug, weil in jener jedermann nur mit der Gesellschaft, mit der Begierde ihr zu gefallen, beschäftigt ist, wenigstens um der höhern Personen willen, die an der Spitze dieser Gesellschaft stehn; diese aber von vielen ganz geflissentlich, nur um auszuruhen, und ohne die geringste Idee einer Verpflichtung, die Anwesenden zu unterhalten, ohne die geringste Begierde ihnen zu gefallen, besucht wird.

III. Caffee-Haus-Gesellschaften oder Gesellschaften in öffentlichen Häusern.

Das Eigenthümliche derselben ist: daß jeder für sein Geld zehrt, und daß die Personen, welche da zusammen kommen, sich zuvor nicht kennen und sich nicht verabredet haben, hier in Gesellschaft zu seyn.

Aus dem ersten Umstande entsteht, daß man sich weniger Zwang auflegt, niemand sich nach dem andern richtet, und jeder thut, was ihm gut deucht. Menschen ohne feine Sitten lieben diese Gesellschaften, weil sie weniger strenge hier beurtheilt werden. Schüchterne Menschen lieben sie,

weil sie darin unbemerkt seyn und Andere beobachten können. Leute, welche allen Zwang hassen, ziehen sie, der bloßen Bequemlichkeit wegen, vor. Wer mehrere Jahre bloß solche Gesellschaften frequentirt hat, wird schwerlich mehr zu einer andern tauglich seyn oder Lust haben. *)

Der zweyte Umstand macht, daß man niemahls sicher darauf rechnen kann, was für Personen man dort finden, ob man unter bekannten oder unbekannten, in guter oder in schlechter Gesellschaft seyn werde.

Die Mannigfaltigkeit der Gesellschaft muß also ersetzen, was ihr an Güte abgeht. Es muß für einen immer bereiten Zeitvertreib, z. B. für Zeitungen, Journale, Billard u. s. w. gesorgt seyn. Und endlich muß der, welcher daran Geschmack finden soll, mehr Beobachter, als activer Gesellschafter, seyn wollen.

Es kommt daher auf den Charakter der Nationen und die Lage der Oerter an, ob Caffeehäuser und ähnliche Anstalten bey ihnen ihr Glück ma-

---

*) Die so genannten Pfeiler der Caffeehäuser sind selten angenehme Leute. Es sind entweder Sonderlinge, oder Spieler von Profession, oder eine Art von Witzlingen, die in Ermangelung eines bessern Zuhörers auch den Marqueur aufziehen.

chen, und ob sie angenehm seyn sollen. In England sind Caffeehäuser und Tavernen beliebter gewesen, als in Frankreich, bis auf die Zeit der Revolution. Der Engländer ist speculativ, liebt das Stillschweigen, läßt sich nicht gerne mit vielen Menschen genau ein, aber ist doch gerne in Gesellschaft. Alles dieses findet er in öffentlichen Häusern.

Große Handels- besonders See-Städte sind recht für solche Häuser gemacht. Die Menge der Fremden findet darin einen vortrefflichen Zufluchtsort: und den Einheimischen werden sie durch die stets abwechselnde Gesellschaft der Fremden angenehm.

Diese Gesellschaften verändern ihre Natur etwas, wenn sie bloß einem einzigen Gegenstande gewidmet sind; wenn z. B. bloß Gelehrte daselbst zusammen kommen, oder bloß kaufmännische Geschäfte getrieben werden. Von der ersten Art war im Anfange unsers Jahrhunderts das berühmte Whites-Caffeehaus in London, wo Addison, Swift, Pope, und die andern schönen Geister des Zeitalters, zusammen kamen und sich wechselsweise bildeten. Eine solche Gesellschaft kann äußerst angenehm seyn, so lange die Mitglieder beysammen bleiben. Aber sie veraltert gemeiniglich mit ihnen, oder hört auf, wenn diese sich zerstreuen.

Für keine Art der Geschäfte und der Unterhaltungen sind öffentliche Häuser schicklicher, als für die kaufmännischen. Diese geben ein immerwährendes Interesse: sie sind überdieß mit wenigen Worten abgemacht. Es ist für den Kaufmann wichtig, einen Ort zu haben, wo er einige seiner Handlungs-Freunde gewiß vorfindet, oder sie hinbestellen kann.

Man kann überhaupt die Nationen Europens, in Absicht ihres gesellschaftlichen Geschmacks, in zwey Classen theilen. Die eine, zu welcher die Franzosen, Deutschen, und alle nördlichen Nationen gehören, liebt die Gesellschaften in den Privathäusern am meisten. Kleinere oder größere Zusammenkünfte, und gebetne Gastereyen machen daselbst das Vergnügen der Geselligkeit aus. Bey der andern Classe, wozu die Engländer, Italiäner und alle Südländer gehören, bitten wenig Familien Einheimische und Fremde in ihre Häuser zu Gaste. Aber sie lieben dafür öffentliche und große Zusammenkünfte, oder Gasthäuser, wo sie Fremde bewirthen oder mit ihren Freunden auf gemeinschaftliche Unkosten sich bey einem reichlichern Mahle vergnügen können.

Die Ursache dieses verschiedenen Geschmacks ist sehr mannigfaltig. In England macht es die größere Theurung den Meisten unmöglich, Fremde in ihre Häuser zu bitten. Anderswo ist es

die Eingezogenheit des weiblichen Geschlechts, oder eine gewisse Trägheit, welche die mit Hausgesellschaften verbundne Mühe scheuet, warum man die Gesellschaft in öffentlichen Häusern vorzieht.

Ohne Zweifel ist die Gesellschaft, die in Privathäusern zusammenkommt, die beste. Wohl der Nation, welche sie mit Frugalität zu verbinden weiß! Nirgends lebt man angenehmer, als da, wo man auf wenige Schüsseln, oft, in kleinen Gesellschaften, und nur auf wenige Stunden zusammenkommt. Prunkmahlzeiten, zahlreiche Gesellschaften und solche, welche den ganzen Tag dauern, sind immer lästig.

An den Orten, wo Privatgesellschaften weniger bekannt und beliebt sind, ist dasjenige, was man an deren Stelle gesetzt hat, sehr mannigfaltig, nach Beschaffenheit der Umstände jeder Stadt und jeder Classe in derselben, oder auch nach dem Charakter der Einwohner. In Mayland und Neapel war der Mittelstand ganz unbedeutend, und wußte wenig vom Umgange. Der Adel aber, welcher nur die Pracht liebte, begnügte sich mit seinen Conversationi und Corsi. In Rom gaben die fremden Gesandten und vornehmen Reisenden einen etwas andern Ton an. In Venedig, wo der Umgang der Nobili und ihre Verbinduugen äußerst genau bewacht wurden, wagten sich diese nicht, in ihren Häusern Gesellschaften zu geben. Jeder

Wohlhabende hatte aber ein Casino, d. h. einige wohl möblirte Zimmer in einem öffentlichen Hause, wo er Gesellschaft annahm und besonders die Fremden hinführte.

IV. Clubs. Sie unterscheiden sich von andern in öffentlichen Häusern zusammenkommenden Gesellschaften erstens dadurch, daß die Personen sich mit einander verabredet haben, sich hier zu versammeln, und daß keine neuen Mitglieder ohne ihre Wahl und Bewilligung zu ihnen treten dürfen; zweytens, daß die Zeit, wo sie sich versammeln, bestimmt ist: es sey dann, daß der Entwurf darauf angelegt sey, immer nur an einem gewissen Orte Menschen zur Gesellschaft und zum Gespräche vorzufinden; drittens, daß sie gemeiniglich einen bestimmten und eingeschränkten Zweck haben, es sey der der Politik, wie von jeher die Englischen Clubs, von welchen uns Nahme und Sache zugekommen sind, oder es sey zu irgend einer wohlthätigen, gemeinnützigen oder auch wissenschaftlichen Absicht.

1. Politische Clubs.

Man kann schon vermuthen, daß der Charakter und die Lage der Nation, welche Erfinderinn von dieser Art der Gesellschaften gewesen ist,

Einfluß auf ihre Constitution gehabt habe. Politische Gegenstände sind diejenigen, durch welche solche Clubs am natürlichsten veranlaßt und am längsten unterhalten werden. Es setzt aber voraus, daß die Nation an der Verfassung ein großes Interesse nehme, und wirklich Theilnehmerinn an der Regierung sey oder zu seyn glaube.

In einer solchen Nation, wie die Englische, wo es seit langer Zeit gewöhnlich geworden ist, über die Minister und die Maßregeln der Regierung frey zu urtheilen, sind solche Clubs unschädlich: denn selbst wenn sie Partey nehmen und gegen die Regierung declamiren, machen sie doch bey andern wenig Sensation und sind im Grunde auch selbst zu gewaltsameren Maßregeln, als Reden und Schreiben, nicht geneigt. Sie sind aber auch bey einer Nation, welche eine freye Verfassung hat, wirklich nützlich. Denn sie erhalten den Geist der Wachsamkeit auf die Regierung; sie bilden politische Redner und bringen oft wirklich nützliche Ideen und Vorschläge ans Tageslicht. Hingegen bey einer Nation, wo solche Institute etwas Neues sind, thun sie mehr und oft eine schädliche Wirkung; oder vielmehr sie zeigen schon an, daß der Geist der Nation sich verändert, und ihre Aufmerksamkeit sich auf politische Gegenstände gekehrt hat.

Sie werden immer weniger nützlich, wenn sie zu zahlreich werden. Von welchem mächtigen Einflusse Clubs in Zeiten der Revolution und öffentlicher Unruhen seyn können, hat die Geschichte der Französischen Revolution gelehrt.

Da diese Clubs gemeiniglich von denen errichtet werden, welche für die neue Ordnung der Dinge, oder überhaupt für die Aufrechthaltung der freyen Verfassung, für die Abstellung der Mißbräuche, für große politische Unternehmungen lebhafter als andre eingenommen sind, da sich hier die Zeloten gewisser Parteyen zusammengesellen: so herrscht vom Anfange an die Uebertreibung oder wenigstens die äußerste Strenge derjenigen Principien und derjenigen Denkungsart, welche den Reformen, oder welche der Constitution zum Grunde liegt. Bey unruhigen Zeiten, und wenn die gemachten Reformen, oder die alte Verfassung gegen Widersacher zu vertheidigen sind: wird die leidenschaftliche Hitze der Mitglieder und Anführer dieser Clubs immer größer und größer. Sie erhitzen sich theils wechselsweise, durch die Mittheilung; theils werden sie durch den erfahrnen Widerstand gereizt und erbittert; theils werden sie endlich genöthigt, um auf die größere gleichgültige, kältere Masse zu wirken, diese heftig zu erschüttern, und ihre Leidenschaften zu entflammen.

Je mehr der Club sich vergrößert, je weniger sich die Glieder desselben näher kennen, je weniger wahre Communication unter ihnen vorhanden ist: desto eher entstehen zwey Sachen: 1) daß daraus bloße Volksversammlungen mit Demagogen an ihrer Spitze entstehn; — und daß diese ihre Absichten nur durch die Künste erreichen, welche eine falsche Beredtsamkeit anwendet, um die Gemüther des großen Haufens zu bewegen; 2) daß sich in dieser großen Gesellschaft ein kleiner Ausschuß formirt, welcher, wenn er aus diesen Demagogen selbst besteht, die Gesellschaft beherrscht, und wenn er eine Oppositionsparter formirt, zu Factionen, zu Trennung der Clubs, und zu Errichtung neuer Anlaß giebt.

So wie die häuslichen und freundschaftlichen Verbindungen bey den politischen Menschen immer etwas weniger als bey andern gelten: so pflegen die politischen Clubs bey den Mitgliedern derselben den Geschmack an andern Verbindungen zu verringern und selbst manche sociale Bande zu lösen. Dieß ist in Zeiten der Revolutionen am meisten wahr: wo die Verbindung der Parteyen oft weit stärker ist, als Verwandtschaft und auf Achtung gegründete persönliche Freundschaft.

Die Clubs-Gesellschaft ist immer etwas unfeiner und mit weniger gefälliger Aufmerksamkeit verbunden, als die Hof- oder Fami-

lien-Gesellschaft. In Zeiten einer Revolution kann die Nothwendigkeit, sich dem Pöbel in diesen Zusammenkünften etwas zu nähern, selbst eine Verachtung oder einen Verdacht gegen feinere Sitten und Artigkeit erwecken, und die einen zur Vernachlässigung, die andern zur geflissentlichen Vermeidung der Gesetze des Wohlstandes bewegen.

Da diese Clubs sich anmaßen, gleichsam eine Zwischengewalt zwischen der eigentlichen Legislatur oder den Repräsentanten des Volks, und zwischen dem Volke zu seyn, so streben sie darnach ihren Einfluß und ihre Macht zu vergrößern; und werden, wenn sie nicht mit der Monarchie mehr zu kämpfen haben, leicht die Gegner der neuen Constitution selbst.

Ueberhaupt aber werden selbst in einem sehr demokratisch denkenden und constituirten Volke die öffentlichen Autoritäten, die Volksversammlung, oder das Repräsentanten-Collegium durch ihre Würde selbst zu einer gewissen Decenz und Moderation bewogen. In den Clubs aber, die eine Art von Autorität, und doch keine anerkannte Würde haben, werden die Meinungen oder die Leidenschaften, welche schon in der Volksversammlung sich zeigen, zu einem viel höhern Grade getrieben, und äußern sich mit viel weniger Einschränkung.

Ueberhaupt, alles, was einem politischen Club Macht und Einfluß giebt, es sey Menge und Anzahl der Mitglieder, es sey der Einfluß der dirigirenden Mitglieder des Clubs auf die gesetzgebende Versammlung selbst, das ist nothwendig äußerst schädlich zu einer Zeit, wo neue Gesetze gegeben werden, und wo die Gemüther noch zwischen der alten und neuen Regierung hin und her schwanken.

Entweder entsteht zwischen dem Club und der gesetzgebenden Versammlung ein Krieg, wodurch diese äußerst in ihren Operationen gehindert wird, und woran bald die ganze Nation Theil nimmt; oder die gesetzgebende Versammlung wird unterjocht, verliert dadurch ihr ganzes Ansehen bey der Nation, und es geht im Grunde wirklich eine neue Revolution vor.

Man darf sich nicht wundern, daß die Engländer, welche die Clubs vorzüglich zu ihren Gesellschaften wählen, Fremde mit wenig Gastfreyheit aufnehmen. In ihren eignen Häusern sind sie nicht gewohnt, Gesellschaft zu sehen und an den Gegenständen jener Zusammenkünfte nimmt der Fremde weniger Antheil.

Wenn in den Gesellschaften einer Nation bloß von allgemeinen Gegenständen, von Theater, Büchern und Vorfällen des Tages geredet wird: dann kann die Gesellschaft allgemein seyn, und der Fremde befindet sich daselbst wohl, und wird auch

gern gesehen. Wo aber die meisten Gesellschafter in einer bestimmten Absicht zusammen kommen, und durch bestimmte Meinungen, Gesinnungen und Endzwecke associirt worden sind: da müssen sich nothwendig die geselligen Menschen, einer Hauptstadt z. B., in viele kleine Haufen theilen, die wenig mit einander Umgang haben, und zu welchen auch der Fremde Mühe hat, Zutritt zu bekommen. Der Fremde ist zu sehr Weltbürger; und man verlangt hier mehr einen Bürger im eigentlichen Verstande, und oft auch einer gewissen Faction.

Eben so ist es gewöhnlicher Weise mit den Clubs beschaffen, welche andrer gemeinnützigen Gegenstände wegen, wie z. B. die Errettung der Ertrunknen, die Beförderung der Manufacturen, die Entdeckung des Innern von Africa ist, sich vereinigen.

Wie viel Gutes die Engländer durch solche Gesellschaften ausgerichtet haben, liegt am Tage.

Sie fangen gemeiniglich mit Subscriptionen und Geldvorschüssen an, und setzen also eine reiche Nation voraus. Sie zeigen aber auch eine Nation an, wo Gemeingeist herrscht; und schwerlich ist derselbe vorhanden, wo es solche Associationen gar nicht giebt.

Daß sie zu gewissen Zeiten mit Schmausereyen verbunden sind, hat auch sein Gutes. Denn sinnliche Genüsse, mit edlen Endzwecken in Vereinigung gebracht, unterstützen sich wechselsweise.

Eine Modification der politischen Clubs, die sich den Coterien näherte, waren die Cercles in Genf. Es waren eigentlich Familien-Gesellschaften. Aber diese Familien selbst waren, außer ihrer Verwandtschaft durch nichts so sehr, als durch ihre Gleichheit in der politischen Denkungsart verbunden, und die in der Republik herrschenden Factionen und Streitigkeiten hatten immer Einfluß auf Trennung oder Verbindung der Familien. In diesen Cercles sonderten sich aber noch überdieß die Alter und die Geschlechter ab. Diese Gewohnheit, die jungen Leute sich selbst in den Gesellschaften zu überlassen, setzt eine große Reinheit der Sitten voraus. Es war eine republikanische Sitte, wodurch der Zusammenhang der Familien erhalten, und der Geist der Fraternität fortgepflanzt wurde. Fremde bekamen selten Zutritt zu diesen Gesellschaften. Ob sie gleich nicht die Discussion politischer Gegenstände zum Zwecke hatten: so war doch die Qualität eines Genfer Citoyen der Titel, welcher zum Eintritt berechtigte. Es waren Gesellschaften, welche die, aus der Constitution entspringende, Anhänglichkeit der Bürger gegen einander befestigten.

2. Gelehrte Clubs.

Sie sind immer unbedeutend, wenn sie lange fortdauern. Anfangs, wenn einige gleich eifrig für die Wissenschaften eingenommenen, mit gleichem Geiste und Geschmacke sie bearbeitenden Gelehrten, die zugleich eine Art freundschaftlicher Gesinnung gegen einander haben, sich zu gewissen Zeiten zu versammeln beschließen, kann eine wirkliche Communication der Einsichten, besonders durch gegenseitige Critik ihrer eignen oder fremder Werke, entstehen. Aber sobald der zusammenkommenden Gelehrten mehrere sind und diese die Wissenschaften in ganz verschiednen Gesichtspuncten ansehen, (der eine als Litterator, der andre als Philosoph, der dritte als Dichter oder Politiker) und wenn unter ihnen nicht ein anderweitiges Band der Freundschaft ist: so sind ihre Zusammenkünfte immer kalt, ohne Interesse und daher ohne Nutzen: berechnet auf einen gegenseitigen Tausch von Lobsprüchen, wofür sich jeder durch Tadel außerhalb der Zusammenkünfte schadlos hält.

Wenn Gelehrte zusammenkommen, um mit einander bloß wissenschaftliche Gegenstände zu besprechen: so müssen es sehr wenige seyn, die, ohne Eifersucht, ohne Begierde zu glänzen, bloß das Bedürfniß fühlen, sich zu unterrichten oder sich auszusprechen. Es ist ein doppelter Grad von Freund-

schaft, gutem Herzen und gegenseitiger Liebe nothwendig, wenn die Ansprüche auf einen höhern oder einen erleuchtetern Verstand Gelehrte nicht bey fortgesetztem Umgange entzweyen, oder gegen einander gleichgültig machen sollen.

Sehr tiefe oder sehr weit verfolgte Ideen und eine Art systematischer Kenntnisse sind am wenigsten gemacht, im Gespräche mitgetheilt zu werden. Es ist eine Arbeit, sich ihrer aller in dem Augenblicke, wo man sich erholen will, zu erinnern, und sie mit Deutlichkeit vorzutragen.

Bey jemanden, der eben so gut unterrichtet ist, wie wir, kann man doch mit Wiederholung der gemeinen Kenntnisse, so geschickt man sie herbeyführen mag, kein Vergnügen erwecken, noch ein Interesse erlangen. Also ist unter Gelehrten die Grundlage des Gesprächs größtentheils nicht auf die Wissenschaft überhaupt, und auf Untersuchung der Gegenstände, sondern auf die litterarischen Neuigkeiten und deren Beurtheilung eingeschränkt. Ein neues Product, das Aufsehn macht, zu zergliedern, zu tadeln, zu loben, mit einigen Anekdoten über die Personen der Autoren, das giebt der Conversation unter Gelehrten allein Leben. Deßwegen ist auch ihre Communication an Orten, wo die Neuigkeiten der Art, (in den Gattungen der Künste, des Theaters und der Bücher) schneller auf einander folgen, am meisten ununterbrochen.

Daraus entsteht aber ein anderes Uebel, daß sich jeder Gelehrte, anstatt sein Fach allein gründlich zu studiren, oder sich ganz mit dem Objecte zu erfüllen, über das er jetzo schreibt, sich zugleich, der Gesellschaft wegen, mit den Neuigkeiten der gemeinern und populären Litteratur beschäftigt, und daher viel Zeit auf Lectüren wendet, die ihm sonst zu nichts dienen, als daß er in Gesellschaft anderer Gelehrten mitsprechen kann, wenn die Unterredung darauf fällt.

Sobald die Zusammenkünfte der Gelehrten aus mehrern Personen bestehn, mit der Absicht, nur wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten: so bleibt nichts anders zu thun übrig, als daß einer ein Product seiner Feder vorliest, und die andern es beurtheilen. Was aber daraus wird, lehren alle Akademien. Wenn der erste Eifer vorüber ist, so sind ihre Sitzungen ein lästiges Ceremoniel, woraus selten etwas entsteht, es sey denn, daß es die Mitglieder, die sonst ganz müßig seyn würden, nöthigt etwas zu arbeiten.

Aus Vorlesern und Zuhörern wird nie eine eigentliche Gesellschaft. Ist das Vorgelesene lang, so macht es unfehlbar lange Weile: denn selten ist auch der, welcher gut zu schreiben weiß, ein guter Vorleser. — Wenige haben die Gabe, ununterbrochen aufmerksam zuzuhören. — Und unter einer Anzahl von Zuhörern sind immer einige,

die weniger Interesse an dem Inhalte nehmen, oder ihn weniger verstehen.

Nach der Lectüre sollte nun das Interessanteste der Sitzung folgen, das ist die Einsammlung der Stimmen und Urtheile der Gesellschaft, wodurch der Verfasser aufgeklärt würde. Aber hier wird wieder vielen eine zu schwere Arbeit aufgelegt. Denn keiner will sich doch durch ein seichtes Urtheil bloß geben; und ein etwas reifes und motivirtes, nach einer flüchtigen Anhörung, auf der Stelle zu geben, erfordert seltne Talente, mit Gegenwart des Geistes verbunden, und Anstrengung mit Muth. — Die Unfähigen oder Bescheidnen oder Trägen ziehen sich aus der Sache, indem sie loben; denn Lob ist vergönnt, ohne die Ursache umständlich anzuführen. Nur einer oder der andre nimmt sich heraus, zu zergliedern und die Kritik anzuwenden. Dieser Eine macht die übrigen eifersüchtig, die geschwiegen oder gelobt haben. Er macht oft den Autor unwillig, wenn er ihm in Vieler Gegenwart Irrthümer und Fehler zeigt. — Was anders, als die innigste Vertraulichkeit aller, kann es erträglich machen, daß die Schwächen eines Werks in Gegenwart seines Autors und einer auserlesenen Gesellschaft aufgedeckt werden? Wo diese nicht vorhanden ist, (und wie kann sie unter einer beträchtlichen Anzahl Gelehrten vorhanden seyn?) da erregt diese freundschaftliche Kritik, so wohl sie auf

der Stelle aufgenommen zu werden scheint, doch einen verborgnen Unwillen, der sich in einer desto größern Strenge des Schriftstellers gegen die Werke seines Kritikers, wenn die Reihe an diesem ist, sich hören zu lassen, oder in einer seltnern Besuchung der Zusammenkünfte zeigt. — Pflicht und Pensionen und Jettons können solche Societäten zusammenhalten. Von selbst würden sie immer aus einander gehn.

Unter allen Arten in der Gesellschaft Untersuchungen anzustellen, oder die Wissenschaften und die Philosophie zum eigentlichen Zwecke freundschaftlicher Zusammenkünfte zu machen, ist die der debattirenden Gesellschaft die am besten ausgedachte. Eine nur kurze Vorlesung erklärt das Subject, wovon gehandelt werden soll: und nun tritt ein jeder auf, und sagt darüber aus dem Stegreife seine Meinung. Man sieht wohl, daß diese Societät nicht bestehen kann, als unter Personen, die einander ungefähr an Einsichten und besonders an der Gabe des mündlichen Vortrags gleich sind. Denn sobald ein Mitglied hierin vor den andern einen allzu merklichen Vorzug hat, so verschließt es, sobald es redet, den übrigen den Mund und wird ärgerlich, sobald diese reden. Es ist auch insbesondre eine Fertigkeit nöthig, auf der Stelle seine Gedanken anzuordnen und auszudrücken, eine Fertigkeit, die viele brave Gelehrte aus Mangel der

Uebung nie erlangen. — Es ist aber überdieß noch viel Gutmüthigkeit und eine gewisse Nachsicht in der Beurtheilung bey der Gesellschaft nöthig, wenn sie bestehen und angenehm und nützlich bleiben soll. Denn da sich doch ganz unstreitig Ungleichheiten unter den Talenten, und der Beredtsamkeit der Mitglieder hervorthun, und besonders manche sich unfähig finden, ihre bessern und gründlichern Gedanken so geläufig vorzutragen, als andre ihre mittelmäßigen: so muß aus der Beobachtung dieses Mißverhältnisses gar bald Mißvergnügen und eine Unbehaglichkeit entstehen, wenn nicht die, welche auf einige Art sich auszeichnen, die freywillige Herablassung haben, die andern desto aufmerksamer anzuhören, und das Gute empor zu heben; damit die, welche auf den niedrigern Stufen stehen, sich nicht erniedrigt fühlen, und weder neidisch, noch furchtsam und zurückhaltend werden. Nur wenn alle glauben, hier eine Schule, nicht ein Theater zu finden, wenn jeder lernen und sich üben, — keiner sich zeigen und glänzen will, und wenn doch alle fähig sind, etwas zu leisten, was den übrigen nicht gleichgültig ist: nur dann kann eine solche Gesellschaft bestehen, und dann hat sie ihren Werth.

Sonst, da überhaupt die mündliche Unterredung mehr gemacht ist, Begebenheiten, Geschäfte, und vorübergehnde Dinge, aber solche, die von einem nahen und gegenwärtigen Interesse sind, weniger dagegen allgemeine, und solche, die eine anhaltende Meditation verlangen, zu behandeln; da selbst die Theilnehmung vieler, und die Absicht einer Erhohlung und eines Vergnügens es mit sich bringt, daß kein einzelner lange und auf eine sich und andre anstrengende Weise einen Gegenstand verfolgt: so ist es immer besser, daß Witz, Gelehrsamkeit und schöne Künste gleichsam den Gesellschaftern zur Seite stehen, immer bereit, sich ihnen darzubiethen, wenn der Zufall Gegenstände des Gesprächs herbeyführt, wobey sie brauchbar sind, als daß sie sich als die Stifter und Regierer der Gesellschaft ankündigen.

Die Schwierigkeit, die nicht selten unter Gelehrten einerley Art eintritt, sich lange mit einander zu unterhalten, ohne wechselsweise ihre Eigenliebe und ihre Eifersucht ins Spiel zu bringen, — verbunden mit dem Bedürfnisse, welches gleichwohl mancher empfindet, sich mitzutheilen, und auch durch die Unterredungen seine Kenntnisse zu verbreiten, hat verursacht, daß die Gelehrten, besonders die des Umgangs fähigen und zum mündlichen Vortrage geschickten, sich so gerne den Großen genähert, und in dem Umgange derselben ihre Erhoh-

lung gesucht haben. In der Classe der wohl erzognen Weltleute findet der Gelehrte solche, die, fähig ihn zu verstehn und nicht so streng in Beurtheilung dessen, was er sagt, mit einer mittelmäßigen Erörterung der Sache zufrieden sind, Lücken und Unvollkommenheiten nicht wahrnehmen, und durch die erkannte Ueberlegenheit nicht beleidigt werden, weil sie durch andre Vorzüge des Standes und der politischen Wichtigkeit hinlänglich zu ersetzen glauben, was ihnen an Gelehrsamkeit abgeht. So lange der Stand der Handelsleute noch so weit zurück war, daß er an Unterhaltungen über Wissenschaften wenig Gefallen fand, und wenig davon verstand: so blieb Gelehrten nichts weiter übrig, als mit Gelehrten, oder mit dem Adel umzugehen. Jenes wurde ihm oft Arbeit, und endigte sich nicht selten mit Zänkereyen; dieses war ihm eine ehrenvolle Erholung. Er genoß seines Ruhms, er fand Zuhörer, die Theil nahmen; er fand eine Gelegenheit seine Sitten zu bilden, und eine gewisse Art der Beredtsamkeit zu lernen, welche die Bücher nicht geben können.

Horaz, Pope, alle vorzüglichen Köpfe bis auf unser Jahrhundert, haben sich es zur Ehre und zum Beweise des Verdienstes angerechnet, mit den ersten Männern ihres Vaterlands gelebt zu haben. Nach Maßgabe, als sich die Handlung erweitert und der Kaufmannsstand sich in Sitten und Kenntnis-

sen gehoben hat, hat der Gelehrte noch eine andre Classe von Zuhörern und Gesellschaftern gefunden. Und zwischen diesen beyden wird er gewisser Maßen den Kitt und das Band machen. Der Gelehrte gehört dem Bürgerstande, seiner Familie und seinen ältesten Verbindungen nach, zu; und er wird von den Großen oft wegen ihres Amts und ihrer Geschäfte und oft wegen ihres Vergnügens oder wegen der Ehre, welche die Wissenschaften geben, mehr, als die erwerbenden Bürgerstände, gesucht.

Aus der Nachahmung dieser Clubs sind in Deutschland die Ressourcen, die Harmonien u. s. w. entstanden, jene, Associationen einer bestimmten Anzahl von Männern oder Familien; diese, die Verbindung aller gesitteten Männer aus einer ganzen Stadt.

Ob die ersten lange dauern, und ob sie angenehm seyn sollen, hängt lediglich von den Umständen, Verhältnissen, gesellschaftlichen Talenten und andern Eigenschaften der Personen ab, aus welchen sie bestehen. Das Spiel muß immer eine der großen Hülfsmaschinen zu ihrer Erhaltung seyn. Bequemlichkeit und Schönheit der Zimmer, gute Erleuchtung und ein schöner Garten für den Sommer, trägt auch viel dazu bey, ihnen Annehmlichkeit und Fortdauer zu geben.

Die Harmonien kommen den Kaffeehausgesellschaften näher, sind aber doch diesen vorzuziehen, weil sich mehr Hausväter, Männer von höheren Jahren und gesetztem Charakter dabey einfinden, welche die junge Welt einschränken, und die Leichtsinnigen und Ausschweifenden verjagen. Es ist ein etwas kaltes Vergnügen, es wird aber endlich durch die Gewohnheit der Besuch einer solchen Gesellschaft manchem Geschäftsmanne oder Gelehrten unentbehrlich. Ist ein wohlthätiger Zweck damit verbunden, welcher die Mitglieder fortgesetzt beschäftiget; so wird das Anziehende der Gesellschaft dadurch vermehrt. Leipzig hat durch seine Harmonie viel gewonnen.

V. Gesellschaft auf öffentlichem Markte.

1. In Ländern, wo das Klima erlaubt, sich das ganze Jahr unter freyem Himmmel aufzuhalten, und bey Nationen, welche ihre öffentlichen, so wie ihre Handels-Geschäfte auf offnem Markte zu treiben pflegen, sind die Märkte und andere freyen Plätze in den Städten auch die gewöhnlichen Oerter, wo die Menschen des Umgangs wegen zusammen kommen.

2. In Griechenland waren die Marktplätze zu einer gewissen Zeit des Tages immer mit Menschen angefüllt. Jeder begab sich gewöhnlicher

Weise täglich dahin, gewiß, dort seinen Freund, mit welchem er sprechen wollte, oder seinen Gläubiger und Schuldner u. s. w. zu finden.

Zum Zufluchtsorte bey schlechtem Wetter, waren in allen Griechischen Städten Säulengänge und Hallen erbaut, wo die auf dem Markte Zusammenkommenden sich hinbegaben, wenn es regnete, oder wenn sie andere Bequemlichkeiten suchten.

Unter solchen Hallen wurden die Gerichtshöfe, und auf oder nahe an dem Markte auch die Volks-Versammlungen gehalten. Hier waren die Gymnasien, und alles, wodurch Menschen herbeygezogen werden.

Wir sehen daher auch die Philosophen, z. B. den Sokrates, seine Gespräche auf dem Markte, unter Säulengängen und in Gymnasien halten.

3. In Rom war die Einrichtung beynahe ganz nach der Griechischen kopirt. Forum war das gewöhnliche Wort, sowohl für einen Gerichtshof als für einen Kaufmarkt. Die Volks-Versammlungen wurden daselbst oft gehalten. In der Nähe waren die Curien, wo der Senat zusammen kam.

Doch scheinen die Römer weniger den Umgang und das bloße Gespräch auf dem Markte gesucht zu haben, als die Griechen; vielleicht, weil die Römischen Frauenzimmer weniger eingeschlossen

waren, und an der Gesellschaft mehr Theil nahmen, als die Griechischen. Daher die Römer mehr Besuche in ihren eignen Häusern annahmen.

4. Auch noch jetzt kommen in den Städten Italiens, Griechenlands und des Orients die Menschen weit mehr auf öffentlichen Plätzen und Straßen zusammen, als bey uns, um das gesellschaftliche Vergnügen zu genießen.

Dieß hängt mit ihrer Neigung zu öffentlichen Aufzügen und Schauspielen zusammen, wie dieß auch bey den Griechen und Römern der Fall war.

Bey den Letztern waren überhaupt, außer feyerlichen Gastmählern, welche fast immer mit Opfern verbunden waren, selten Zusammenkünfte in den Privathäusern.

5. In Venedig war der St. Marcus-Platz der gewöhnliche Ort, wo man zusammen kam, um zu sehen, zu hören und zu sprechen. Er vertrat die Stelle eines großen und prächtigen Kaffeehauses. Auf diesem Platze giengen auch die Proccuratori del S. Marco zu bestimmten Stunden des Tages spazieren, um sich von dem niedrigsten Bürger sprechen zu lassen. Eine herrliche Einrichtung in ihrem Ursprunge, die aber zuletzt auch in bloße Nahmen und Formalitäten versank.

Die Proccuratori del S. Marco waren nähmlich Personen vom höchsten Adel, und die Würde selbst war eine der höchsten in der Republik. Sie

waren aber dazu bestimmt, Fürsprecher, Rathgeber und Sachwalter des gemeinen Mannes zu seyn. Und deswegen giengen sie jeden Tag zu bestimmten Stunden auf dem Markus-Platze, um jedermann den Zutritt zu sich zu geben, welcher sie in seinen Privat-Angelegenheiten sprechen wollte.

6. Auch bey den Juden, einem Volke, welches aus dem Oriente zu uns gekommen ist, wird man den Hang gewahr, sich auf öffentlichen Plätzen zu versammeln; wozu freylich auch die Schacherey beyträgt. Aber nicht bloß auf den Plätzen, welche in den ihnen gewidmeten Quartieren der Städte sind, ist, zu bestimmten Stunden des Tages, eine große Frequenz: sondern man sieht auch auf unsern Märkten stets Juden auf und ab spazieren.

7. Diese Art des Umgangs auf dem Markte und auf öffentlichen Plätzen hat ihren eignen Charakter, und ihren eignen Einfluß auf die Nationen, bey welchen er eingeführt ist.

Er paßt sehr gut für kleine Städte, die zugleich Freystaaten sind: dergleichen Athen, und im Anfange auch Rom und Venedig waren. Hier kennen alle Bürger einander: hier sind alle einander gleich. Man findet sich also, auf jedem öffentlichen Platze, unter Bekannten und Freunden.

Umgekehrt trägt es zur Belebung des Gemeingeistes und der Gleichheit bey, wenn die Bürger einer Republik sich täglich sehen.

Durch diese Art des Umgangs, wird jeder von allem, was merkwürdiges in der Stadt, oder auch in der Welt, so weit jene mit dieser in Verbindung ist, vorgehet, zeitig unterrichtet. Auch die Kenntnisse, Einsichten und Urtheile der Verständigern theilen sich hier auf das leichteste den Unwissenden mit: und der Markt und die öffentlichen Spaziergänge werden Schulen, wo jeder Bürger täglich einigen Unterricht schöpft. Daher hier eine gewisse Gleichheit der Kenntnisse und der Geistesbildung entsteht.

Von der andern Seite giebt es die Natur der Sache, daß auf öffentlichen Plätzen, in einer Gesellschaft, wo jetzt einer kommt, der Andere weggeht, und man sehr oft durch allerhand Vorfälle zerstreuet wird, eine zusammenhängende und lange Unterredung nicht wohl möglich sey.

Die Philosophie des Sokrates, so wie wir sie aus Xenophons Denkwürdigkeiten kennen, ist allein geschickt, auf öffentlichem Markte gelehrt zu werden. Sie bestand mehr in Belehrungen, welche er einzelnen Personen bey besondern Vorfällen gab, als in einem vollständigen Unterrichte in irgend einer Wissenschaft. Auch Christus trug, nach der Evangelien-Geschichte, seine Lehren auf öffentli-

chen Plätzen und in den Straßen vor; sein Vortrag aber bestand bloß in Sentenzen und erdichteten Beyspielen, und wandte sich an das ganze Volk. Socrates räsonnirte mehr im allgemeinen, und richtete seinen Vortrag nur an eine, oder an wenige Personen.

Doch gewöhnt sich der Mensch nach und nach, auch unter Zerstreuungen zusammenhängend zu denken, und dieß ist selbst eine Uebung des Geistes. Ja es ist unläugbar, daß unter freyem Himmel, auf Spaziergängen, und selbst an Oertern, wo viele Zerstreuungen sind, uns unsere besten und originellsten Ideen einkommen.

Diese ganze Art des Umgangs schickt sich im Grunde mehr für ein müßiges Volk, wie die Alten wirklich waren, und wie es die Juden unter uns noch sind, als für unsere, mit Handwerken, Künsten, dem Handel und den öffentlichen Aemtern, so sehr beschäftigten Bürger in den Europäischen Staaten. Die alten Griechen und Römer waren, in Vergleichung mit uns, wirklich Müßiggänger. Sie überließen Handwerke und mechanische Künste den Sklaven. Der Landbau, ihre einzige Beschäftigung, war sehr einfach. Die öffentlichen Geschäfte wurden noch nicht schriftlich behandelt: wodurch sie erst Arbeit wurden. Ein Athenienser oder Römer konnte also seine ganze Zeit, die er nicht auf seinem Landgute zubrachte, in der Stadt,

auf öffentlichen Plätzen sich aufhalten. Hier fand er alles, was ihn als Bürger interessirte, und woran er vielleicht selbst Theil nahm, Volksversammlung, Gerichtshöfe u. s. w. Die Nationen, die, wie die Juden, wie die Armenier, sich bloß mit dem Handel abgeben, haben ebenfalls viele müßige Zeit. Auch sind eben deßwegen die Einwohner der südlichen Länder zu der häufigen Besuchung öffentlicher Plätze und Spaziergänge, und zu dem auf denselben zu pflegenden Umgange geschickter, weil ihre mittlern und niedern Classen, wegen der größern Fruchtbarkeit des Bodens, und der weniger strengen Winter, um ihren Unterhalt weniger besorgt seyn, und also auch weniger arbeiten dürfen.

Es wäre der Mühe werth, daß ein Philosoph den Unterschied zwischen dem Charakter der sehr beschäftigten, und zwischen dem der mehr müßigen Nationen aufsuchte. Ich glaube, das Intellectuelle, besonders Witz und Einbildungskraft, gewinnt bey den letztern: das Moralische hingegen, und der eigentliche Verstand, d. h. die Denkkraft, hat bey den erstern den Vorzug.

Wenigstens ist der Charakter des Umgangs bey einer Nation ganz anders, wo die rechtlichen Bürger fast von Morgen bis Abend in Gesellschaft sind, als bey einer, wo jedermann den Tag, in seinem Hause oder in einem Collegium, mit Arbeiten zubringt, und nur des Abends, zu seiner Erhoh-

lung, die Gesellschaft, es sey in Privathäusern, oder auf öffentlichen Spaziergängen, aufsucht.

VI. Gesellschaften verschiedner Zeiten und Völker.

So weit als wir in die Geschichte der Menschen zurückgehn können, finden wir, daß die Religion die ersten Feste gestiftet, und bey diesen Festen gesellschaftliche Zusammenkünfte veranlasset habe, die sich nach den religiösen Gebräuchen, mit Mahlzeiten, Tanz, Gesang und Schauspielen endigten.

Berühmte Tempel und die Feste der National-Gottheiten haben die πανηγύρεις hervorgebracht, wovon Aegypten die ersten und die häufigsten Beyspiele gegeben hat; und wovon die Olympischen und andere Spiele in Griechenland die berühmtesten sind.

Die Opfer veranlaßten Mahlzeiten, weil so viel überflüssiges Fleisch vorhanden war: und seine Freunde an dem, was uns Heil und Segen bringen soll, Theil nehmen zu lassen, ist in der Natur des Menschen gegründet.

Gastmähler sind von den ältesten Zeiten üblich gewesen. In der guten Zeit der Griechen, waren sie ein wichtiger Gegenstand des Luxus, der Eitelkeit und des Wohllebens. Nicht dazu gebe-

ten zu werden, wo man es erwartete, war eine Kränkung, die beleidigte oder niederschlug. — Sie waren, wie im Mittelalter, selten, aber dann mit großem Aufwande, und einem Ueberflusse an Wein und Speisen verbunden. Die Gewohnheit seine Freunde oft und ohne Aufwand bey sich zu sehn, ist erst von einer spätern Zeit und einer mehr verfeinerten Geselligkeit.

Bey diesen Gastmählern war gemeiniglich eine Unterhaltung veranstaltet, welche die Gesellschaft sich nicht selbst verschaffte. Sänger sind beym Homer die Tischgenossen der Großen. — Schauspieler, Jongleurs, Taschenspieler, Aequilibristen wurden in spätern Zeiten herzugerufen.

Das ist ein charakteristischer Unterschied zwischen dem geselligen Vergnügen des Europäers und des Orientalen. Dieser will nur sehen und hören, wenig sprechen; er will ausruhen, er will unterhalten seyn, nicht selbst unterhalten. Auf den Türkischen Kaffeehäusern finden sich daher die Erzähler von Profession, welche mit ihren Mährchen die, ruhig mit über einander geschlagnen Beinen sitzenden, Tabackraucher unterhalten.

Hier zeigen die Tänzerinnen die Gelenkigkeit ihrer Glieder, und erwecken durch ihre Stellungen Lüste. Der thätige Europäer will lieber selbst sprechen, oder tanzen.

In allen Nationen aber, auch bey den heutigen Europäischen, ist dieß der natürliche Fortgang der Sachen gewesen; von großen seltenen Gastmählern zu häufigen kleinern, von einer Unterhaltung bey der Mahlzeit durch Musik und Schauspiel zu einer Unterhaltung durchs Gespräch.

Die übrigen Gelegenheiten in der alten Welt Gesellschaften zu sehn, waren nur auf dem Markte, oder in den Leschen, Barbierstuben und Säulengängen. Die Ausschließung des weiblichen Geschlechts vom Umgange mit Männern, mußte schon diese Zusammenkünfte, außer der Zeit der Mahlzeiten, und außer der Zeit der Geschäfte, seltner machen. Auch bey uns sind es Damen, die in den Thee- und Kaffeegesellschaften den Vorsitz haben.

Die Erfindung der Spiele und die Zuziehung des weiblichen Geschlechts hat die größten Verschiedenheiten im geselligen Tone der Neuern hervorgebracht.

Aber auch der Nationalcharakter, die Umstände des Volks, die Regimentsverfassung haben Einfluß auf die Bestimmung des Gesprächstons.

Da in Griechenland fast nur Männer zusammen kamen, und die Weiber fast nur sinnlich geliebt wurden: so war das Gespräch im Ganzen ernsthafter, aber, wenn es lustig wurde, nicht delikat. In den Sokratischen Gesprächen, die wir haben, und in welchen das wirkliche Leben doch

nachgeahmt, wenn gleich verschönert ist, herrscht eine ausnehmende Feinheit, aber nichts Fröhliches, Lustiges, — Ironie, die vergnügen kann, nicht Spöttereyen, die lachen machen können. Der Styl ist beynah eben so periodisch, als in Schriften. Der zerschnittne Styl der Franzosen ist das Eigne der neuern Conversationssprache. Die größten Annehmlichkeiten der alten Conversationen sind aufgegebne und aufgelöste Räthsel; die Annehmlichkeit des neuen sind wohl auch Anspielungen, Persiflage, aber noch mehr Einfälle, die deutlich sind, und geradezu Lachen erregen.

Die Abwechselungen im gesellschaftlichen Tone und in dem Gespräche jeder Nation sind ohne Zweifel weit häufiger und größer, als sie die Geschichte angiebt. Wo die Wissenschaften und Künste blühen, und wo die allgemeinen Kenntnisse von beyden nicht bloß das Eigenthum gewisser Stände sind, sondern ein Interesse für alle haben, muß die Unterredung immer den wichtigsten und angenehmsten Theil der gesellschaftlichen Vergnügungen für Leute von mittlerem Alter ausmachen. Wo ein unwissendes Volk die Leibesübungen und den Krieg liebt, da müssen Turniere, circensische und gladiatorische Spiele die großen Zeitvertreibe der Nation seyn. Die theatralischen Schauspiele haben zu allen Zei-

ten das Vergnügen der civilisirten Menschen ausgemacht. Bald ist es das Schauspiel, bald die Schönheit der Poesie, bald ein National- und religiöses Interesse an den vorgestellten Begebenheiten, welches ihnen die Aufmerksamkeit des Publikums zugezogen hat.

Von Moden, von Fantasien, die oft bey einer Nation entstehn, und wenn dieselbe Tonangebend unter den benachbarten ist, oft mehrere anstecken, will ich nicht reden. Shakspeare gedenkt im K. John einer höfischen Galanterie der damahligen, oder der ältern Zeit, melancholisch und mürrisch zu scheinen; und mehrere, von den Commentatoren angeführte, Stellen lassen nicht zweifeln, daß es eine ziemlich ausgebreitete Affectation gewesen sey. Zu einer Zeit kann übertriebne Lustigkeit, zu einer andern pedantische Auskramung classischer Gelehrsamkeit, wieder zu einer andern geflissentliche Vermeidung alles dessen, was uns als einen Gelehrten und nicht als einen witzigen Kopf darstellt, die herrschende Sitte, selbst am Hofe und in der großen Welt, seyn.

Die Wortspiele, und eine gewisse Künsteley in Ausdrücken waren sicher zu Shakspeares Zeiten in der öffentlichen Gunst. Er selbst ist voll von diesen Fehlern: und wenn er, wie im Polonius, die

Affectation lächerlich macht, so ist es dieser sein eigner Fehler, aufs äußerste getrieben.

Ohne Zweifel ist der eigentliche gute Ton der, welcher in der Conversation von allen Kenntnissen die Hülsen wegläßt, und den Kern giebt, die Resultate, nicht die Principien, die wichtigen Thatsachen, keine Geschichtsforschung; und alles dieß in dem verständlichsten leichtesten Style.

B. Gesellschaften, welche durch Geschäfte veranlaßt werden.

Die zweyte Hauptgattung des Umgangs ist derjenige, welchen die Menschen bey ihren Geschäften mit einander haben. Er wird weniger als Umgang betrachtet, weil er nicht verabredet und absichtlich ist. Er ist aber nicht von geringerm Einflusse auf den Menschen, als der Umgang, welchen er in seinen Erhohlungsstunden hat.

Dieses Feld wäre unübersehlich, wenn man nicht den Geschäfts-Umgang in gewisse Hauptarten eintheilte, und die kleinern Schattirungen übergienge.

Ich will fünf solcher Hauptarten annehmen: 1) Geschäfte, die zur Regierung des Staats ge-

hören; 2) Militärische Geschäfte; 3) Geschäfte der verschiednen Gewerbe; 4) Geschäfte des Lehrstandes; 5) Geschäfte der Aerzte.

Jeder Stand in der bürgerlichen Gesellschaft bringt den Mann in eine besondere Art von Verbindungen und giebt seinem Umgange mit denen, an welche sein Geschäfte ihn knüpft, einen eignen Ton.

I. Die Gesellschaft, welche durch die Regierungs-Geschäfte veranlaßt wird.

Auch hier sind der Abstufungen unzählige. Ich will mich nur auf zwey derselben einlassen: einmahl auf den Umgang des Fürsten und der obersten Staatsverwalter; und zweytens auf den Umgang derer, welche Mitglieder von Regierungs-Collegien sind. Diese sind entweder Verwalter oder Richter.

1. Umgang des Souveräns bey seinen Geschäften.

Der Fürst geht hierbey entweder mit seinen Unterthanen, welche die Mittelspersonen, Theilhaber und Werkzeuge seiner Regierung

sind, — oder ergeht mit Auswärtigen um, — mögen es Gesandten oder auch Landesherrn seyn.

Der Umgang des Fürsten mit den bürgerlichen und militärischen Officianten seiner Staaten würde ebenfalls mich in ein unübersehliches Feld von Betrachtungen führen, wenn ich mir nicht willkührliche Schranken setzte.

Der Hauptunterschied ist ohne Zweifel der, zwischen dem Umgange, welchen der Fürst mit denjenigen Personen hat, die mit ihm über die Angelegenheiten rathschlagen, und zwischen dem, welchen er mit Personen hat, die bloß seine Befehle vollziehen. Zu dem Ersten sind die **Minister**, zu dem Andern die **Unterbeamten** bestimmt.

a. Umgang des Fürsten mit seinen Ministern.

Ich kann hier nichts als einige zerstreute Anmerkungen und Beobachtungen liefern, wenn ich mich nicht von meinem Hauptgegenstande entfernen will.

In den jetzt bestehenden Europäischen Reichen war, nach der ursprünglichen Verfassung, der Regent alles, — Heerführer, Richter, Administrator; und er verwaltete auch gelegentlich alle diese Geschäfte in Person. Für jedes derselben aber war ein angesehener Staatsbe-

diente bestellt, der, nach der ursprünglichen Bestimmung, nur der Secretär des Fürsten in diesem Fache war. Diese Personen nahmen nur gelegentlich einige Gehülfen, wenn die Geschäfte sich häuften; in keinem Fache aber war ein fortdauerndes Collegium.

So gab es allenthalben, nach dem Modell des Kaiserthums und des Deutschen Reichs, einen Canzler für die richterlichen und Administrationsgeschäfte, einen Constable oder Marschall für den Krieg, einen Großadmiral in Frankreich und England für die Flotte u. s. w. Diese Aemter waren entweder an die Reichsstandschaft und hohe Geburt geknüpft, oder wurden bald damit verbunden, da diese Aemter, so ungetheilt, nothwendig von großer Wichtigkeit wurden.

Eine Folge dieser Einrichtung war, daß ein thätiger Fürst alles allein that und despotisch regierte; oder daß er, weil ihm zu viel aufgetragen war, außer dem Kriegführen, nichts that, und jene hohen Beamten alle Geschäfte verwalteten, und nach und nach zu einer ungebührlichen Macht im Staate emporstiegen, welche den Fürsten selbst gefährlich wurde.

Es war daher eine glückliche Veränderung, als fast in allen Reichen diese hohen Beamten in

so viele verschiedne Regierungscollegia verwandelt wurden. Die Präsidenten derselben hießen Minister; waren von geringerm Ansehen, dem Fürsten mehr subordinirt; aber mehr mit dem Geschäfte selbst bekannt und demselben gewidmet.

Der Zeitpunkt dieser Veränderung in Deutschland war die Errichtung des Cammergerichts. Auf dieses erste große lange erwartete Gerichtscollegium, dessen Nutzen man empfand, folgten nunmehr Rathscollegia an den Höfen für die andern Arten der Geschäfte.

Der Reichshofrath in Wien sollte ein solches seyn. Aber er artete bald in einen (mit dem Cammergerichte rivalisirenden) Gerichtshof aus, oder war ein Zwitterding zwischen beyden.

An die Stelle desselben trat aber ein anderes Collegium, der Staatsrath; und die Mitglieder desselben waren eben so viel oberste Diener des Fürsten.

Dieser Minister, deren Wahl vom Fürsten abhieng, wurden bald mehr bald weniger, nachdem man entweder neue Zweige der Regierung entdeckte, oder einige zuvor getrennte zusammenzog.

Alle aber conferirten anfänglich und lange Zeit mit einander und mit dem Fürsten.

Doch auch dieses änderte sich zuweilen und in gewissen Ländern; und hieraus entsteht nun die erste große Verschiedenheit in dem Umgange des Fürsten mit seinen Ministern.

Etwas anders ist es, ob der Fürst mit seinen Ministern eigentliches Conseil oder geheimen Rath hält, d. h. mit ihnen gemeinschaftlich, über die einem jedem anvertrauten Angelegenheiten, rathschlägt, ihre Meinungen anhört, die seinigen vorträgt und von ihnen beurtheilen läßt, und endlich entscheidet. — So haben, nach Maximilian dem ersten, und Karl dem fünften, die meisten Fürsten in Europa, so hat Ludwig der vierzehnte und der große Churfürst in Brandenburg regiert.

Etwas anders ist es, ob der Fürst mit jedem einzelnen Minister besonders conferirt, und es nun ihnen überläßt, im gemeinschaftlichen Rathe die nöthige Verbindung zwischen den gefaßten Entschlüssen zu bewirken.

Eine dritte Methode ist, wenn der Fürst ein, vom geheimen Staatsrathe abgesondertes, Cabinet hält; wenn er mit keinem seiner Minister, in der Regel mündlich conferirt, sondern sich alles von ihnen schriftlich vortragen läßt, worauf er auch wieder schriftlich durch einen der Cabinets-Räthe antwortet.

Die erste Regierungsweise, nach welcher der Fürst selbst dem versammelten Staatsrathe vorsitzt, ist für einen jungen Fürsten, oder für einen von gewöhnlichen Talenten ohne Zweifel die nützlichste: vorausgesetzt, daß die Minister wohl gewählt sind.

Er lernt durch die Vorträge und Debatten derselben die Geschäfte kennen: und das gehaltene Conseil ist für ihn eine wirkliche Vorlesung über die Regierungskunst. Auf diesem Wege wurde Ludwig der vierzehnte wirklich ein einsichtsvoller Fürst. Er war Anfangs in der Wahl seiner Minister glücklich, und er lernte von ihnen. Als er in der Folge übel wählte, und im Alter, als ein ausgelernter Regent, seine Minister selbst belehren wollte; da gieng es schlecht.

Ein Fürst kann ferner, durch den Vorsitz im Staatsrathe, seine eignen Gedanken zur Deutlichkeit bringen und sie vortragen lernen. Es werden auch vielleicht Gedanken, welche er nur halb entwickelt hatte, von einem der anwesenden Minister zur Reife gebracht.

Das Conseil ist besonders geschickt, den Fürsten nicht sowohl in der Hervorbringung eigner Ideen, als in der Vergleichung und Beurtheilung mehrerer fremden zu üben. Dieß ist aber auch die eigentliche Bestimmung gewöhnlicher Regenten.

Diese Vortheile der Gegenwart des Fürsten im Staatsrathe können oft zu bloßem Scheine werden: es können sogar Nachtheile an deren Stelle treten. Das erste geschieht, wenn der Fürst doch schon zum voraus beschlossen hat, was geschehen soll, und alle Debatten der Minister nur ein unnützer Wortwechsel sind. Das zweyte geschieht, wenn Uneinigkeit unter den Ministern ist, und die Berathschlagungen in Zänkereyen ausarten; wenn ein übermächtiger Minister die andern abschreckt, ihre aufrichtige Meynung zu sagen, oder der eine, talentvoller und beredter, als die andern, mehr durch seinen Vortrag, als durch seine Gründe, den Fürsten auf seine Seite zieht.

Am öftesten aber werden solche gemeinschaftliche Berathschlagungen unnütz, weil es den sich Berathschlagenden an der dazu nöthigen Naturgabe oder Kunst fehlt. Dieses Talent ist dem, welches zu einer guten Unterhaltung gehört, ähnlich und besteht darin, daß man eben so gut zu hören als zu reden versteht, daß man sich kurz und deutlich ausdrückt und den Ausschweifungen der Andern auf eine geschickte Weise Einhalt thut; daß man von seiner Meinung zu rechter Zeit nachgiebt, und ein andermahl fest darauf besteht, kurz, daß man seine Ideen mit den Ideen Anderer zu verbinden weiß. Können dieses die Minister nicht, so werden die Begriffe des Fürsten durch die De-

hatten im Conseil oft verdunkelt, anstatt daß sie hell würden geworden seyn, wenn er mit jedem einzeln gesprochen hätte.

Die zweyte Art, wie der Fürst mit seinen Ministern in Geschäften umgeht; wenn er mit jedem einzeln conferirt, giebt dem Genie und der eignen Denkkraft des Fürsten mehr Spielraum. Er kann, wenn er will, die ganze Conferenz darauf einschränken, daß er sich bloß die Thatsachen berichten läßt, und ohne wahre Berathschlagung allein selbst entscheidet. Diese Methode ist deßwegen talentvollen Fürsten, oder solchen, welche sich eine Erhabenheit der Einsichten zutrauen, die angenehmste.

Sie neigt sich gegen den Despotismus und ist demselben günstig. Ein Monarch wird durch sein Conseil immer etwas eingeschränkt. Wo Gründe und Gegengründe angeführt werden, da kann ein bloß willkührlicher Ausspruch nicht ohne Ungereimtheit Statt finden. Ueberdieß erscheint auch hier jeder Minister in den Augen seiner Collegen, und der Fürst in den Augen Aller verantwortlich.

Daher ist in England, wo die Verfassung den Monarchen einschränken will, ihm keine andere Regierungsart, als die durch ein geheimes Conseil, erlaubt. In Frankreich aber führte Ludwig der

funfzehnte, welcher weit willkührlicher regierte, als sein Urgroßvater, die Gewohnheit ein, daß er mit jedem Minister insbesondere conferirte.

Es ist möglich, daß ein Fürst, welcher die Kunst mit Menschen umzugehen versteht, wenn er mit jedem seiner Minister einzeln conferirt, ihm alles besser abfrage, was er von ihm zu wissen verlangt, und daß er auch die Talente und Einsichten desselben besser benutze, als wenn er ihn bloß im versammelten Rathe vortragen hört. Friedrich der zweyte verstand zum Theil diese Kunst: er ermunterte den Schüchternen, und er hielt den Vorlauten und von sich Eingenommenen in Schranken. Hingegen schreckt die Erhabenheit des Monarchen auch oft den Minister in einem tête à tête mehr zurück, und läßt ihm weniger Freyheit, seine wahre Meinung zu sagen und seine Gründe vollständig zu entwickeln, als wohl in einem versammelten Rathe geschehen seyn würde; so wie von der andern Seite, ein intriganter, oder kraftvoller Mann hier mehr Gelegenheit findet, einen ungebührlichen Einfluß auf den Monarchen zu bekommen, und selbst die übrigen Departements ins geheim zu beherrschen.

Daher ist diese Absonderung der Minister von einander in ihren Conferenzen mit dem Fürsten der Favoriten-Regierung günstig. Denn da der Monarch alsdann einseitig entscheidet, ohne viele

Gründe anzuhören oder anzugeben: so können es eben so gut die ihm heimlich beygebrachten Ideen eines Günstlings, als seine eignen seyn, welche er auf diese Weise wider den Willen der Minister durchsetzt. Bey einer ausführlichen und gemeinschaftlichen Berathschlagung, wird man eher gewahr, was in den Meinungen und Entschlüssen eines Monarchen Werk einer Cabale oder eines Privat-Interesse ist, und was aus seinem eigenen Geiste und Herzen kommt.

Die schlimmste Folge dieser Regierungsart ist, daß dadurch die Harmonie zwischen den verschiedenen Departementern gestört, und die Einheit der Regierung aufgehoben wird. Jeder Minister nähmlich sucht den Monarchen für seine Provinz, oder für sein Fach einzunehmen, und diesem mehr von der Freygebigkeit desselben zuzuwenden, als billig nach der Proportion der gesammten Bedürfnisse des Staates geschehen sollte. Dieß thut der Minister, theils bloß um seine Herrschaft zu erweitern, theils um hinwiederum durch größere, aus seinem Departement dem Monarchen gebrachte, Einkünfte sich bey diesem beliebt zu machen. Im gemeinschaftlichen Rathe widersteht ein Minister den Eingriffen des Andern; bey abgesonderten Conferenzen kann er sich ihnen oft erst dann widersetzen, wenn die Sache wirklich schon in der Ausführung oder der Monarch gewonnen ist.

Es gehört also ein Fürst dazu, welcher selbst alle Zweige der Regierung und ihr Verhältniß gegen einander übersieht; und die Einheit der Regierung muß in dem Geiste des Regenten selbst liegen, wenn aus diesen zerstückelten Berathschlagungen nicht Widersprüche und Unordnung entstehen sollen.

Der Monarch arbeitet alsdann in der einen Conferenz demjenigen selbst entgegen, was er in der andern beschlossen hat.

Niemand trieb dieses Skandal weiter, als Ludwig der funfzehnte. Er wirkte nicht nur oft geflissentlich durch einen Favoritminister demjenigen entgegen, was er, dem Scheine nach, mit den Uebrigen beschlossen hatte: sondern er hielt sich auch noch, außer den Ministern und Gesandten, besondere Privatagenten, welche mit ihm allein correspondirten, und denen er oft auftrug, durch Intriguen das Entgegengesetzte von dem zu bewirken, was den Gesandten aufgetragen worden war.

Die dritte Art des Verkehrs zwischen Fürsten und Ministern, vermittelst eines Cabinets, hat mit der zweyten Regierungsart das gemein, daß auch hier der Fürst nur mit einzelnen Ministern conferirt, — von jedem insbesondere die Vorträge erhält, und so auch jedem

seinen Bescheid giebt. — Sie hat aber das Eigenthümliche: einmahl, daß diese Conferenz schriftlich geschieht; zum andern, daß, zwischen dem Fürsten und dem Minister, noch eine Mittelsperson ist, nähmlich der Cabinetsrath, welcher aus dem Schreiben des Ministers berichtet und die Antwort an ihn aufsetzt.

Hieraus entstehen mehrere, theils gute, theils nachtheilige Folgen.

Durch schriftliche Behandlung werden die Geschäfte am kürzesten und genauesten abgethan. Der Minister drängt in seinem Schreiben an den Fürsten in wenige Worte zusammen, was er in der Conferenz vielleicht weitläuftiger ausgedrückt hätte. Und dieser kann oft seine Entscheidung durch zwey Worte dem Cabinetsrathe angeben.

Es fallen aber zugleich alle Vortheile hinweg, welche mit einer mündlichen Unterredung verbunden sind. Weder Einwendungen noch Widerlegungen sind auf der Stelle möglich: und ein Mißverständniß oder eine unvollkommene Belehrung kann nur mit der Zeit gehoben oder ergänzt werden. Daher wird die Regierung leicht noch despotischer, als bey abgesonderten, aber mündlichen, Conferenzen. Der Widerstand, welchen zuweilen der Minister dem Willen des Monarchen durch seine dagegen angeführten einleuchtenden Gründe thun kann, fällt hinweg, wo die ganze Conferenz sich

darauf einschränkt, daß der Minister berichtet und und der Monarch entscheidet.

Die schlimmste Folge aber ist, daß aus dem Cabinet leicht noch ein zweytes weniger angesehenes, aber mächtigeres Ministerium wird. Die Cabinetsräthe sollen nähmlich im Grunde nur Secretarien seyn. Da sie aber täglich den Fürsten sehen und sprechen; da sie gewöhnlicher Weise die Vorträge aus den Berichten der Minister machen, und die Antworten an dieselben aufsetzen: so bekommen sie natürlicher Weise auf den Fürsten sowohl, als auf die Geschäfte, den größten Einfluß.

Dieser Einfluß ist entweder geheim, oder offenbar und anerkannt: das erste, wenn der Cabinetsrath dem Fürsten seine Ideen unterschiebt, indem dieser glaubt seinen eignen Einsichten zu folgen; das andere, wenn der Fürst sich wirklich mit ihm berathschlagt oder sein Gutachten fordert.

Der Einfluß der ersten Art ist immer gefährlich: weil auf diese Weise auch der abwesende Favorit den Fürsten beherrschen kann; oder Bestechung und Cabale der interessirten Parteyen Einfluß auf die Geschäfte bekommen. Im andern Falle kann die Regierung gerecht und regelmäßig seyn. Aber die Triebfedern derselben werden vervielfältiget. Das Cabinet ist natürlicher Weise ein Gegenstand der Eifersucht des Ministeriums. Beyde arbeiten einander oft entgegen. Das Cabinet hat

das Ohr des Fürsten. Das Ministerium hat das Ansehen bey Auswärtigen. Jenes kennt besser die Verhältnisse des Innern und läßt sich oft in die Intriguen des Hofes ein. Dieses kennt besser die Angelegenheiten im Großen und hat durch sein Ansehen mehr Mittel in den Händen, das wahre Staatsbeste zu befördern.

In dieser Lage der Sachen kann nur ein kraftvoller Fürst, und selbst ein despotisch entscheidender, Einigkeit und Uebereinstimmung in den Gang der Geschäfte bringen.

Noch unschädlicher aber ist das Cabinet, wenn es wirklich in seinen Schranken bleibt.

Es sind überhaupt zwey Regeln, welche ziemlich allgemein, obgleich nicht ohne Ausnahme, in der Erfahrung wahr befunden werden.

Einmahl: jeder geheime Einfluß auf einen Fürsten ist gefährlich. Jeder Umgang, welcher gar nicht auf Geschäfte abzweckt, noch weniger den Fürsten zu einem gewissen Vorsatze zu bestimmen scheint, und ihn doch wirklich dazu bestimmt, hat mehr böse als gute Folgen. Anstatt eines Menschen, der heimlich das allgemeine Beste sucht, giebt es hundert, die heimlich ihr Privatinteresse durchzusetzen suchen.

Zweytens. Wenn ein Fürst nicht selbst allein regiert, so ist es besser, daß er die Rathschläge solcher Personen befolge, welche nach ihrem Range und Ansehen dazu berechtiget zu seyn scheinen, ihm zu rathen, als solcher, denen subalterne Aemter einen ganz andern Beruf anweisen. Es ist besser, daß er seinen Ministern, als daß er seinen Geheimschreibern folgt.

Jene sind den Augen der Welt mehr ausgesetzt, und werden durch das Urtheil der Welt im Zaume gehalten. Diese arbeiten im Verborgnen, und haben weniger die Schande zu fürchten.

Ueberdieß da Ehrgeitz und Eigennutz die gemeinsten Triebfedern der Menschen sind, so wirkt gemeiniglich bey Personen, welche Macht in Händen haben, und doch keiner großen Ehre, noch eines ausgezeichneten Ansehens im Staate genießen, die Habsucht weit stärker. Man kann also weit eher den ersten Staatsbeamten zutrauen, daß sie unbestochen und uneigennützig ihr Amt verwalten, weil sie durch das hohe Ansehen desselben schon hinlänglich belohnt werden. Diejenigen aber, welche hinter den Culissen des großen Welttheaters stehen, und von da aus Fürsten und Land regieren, suchen sich oft für ihre Dunkelheit durch ihre Bereicherung schadlos zu halten.

b) Umgang des Fürsten mit seinen Unterbeamten und andern Unterthanen.

In Zeiten des Friedens, und wenn der Fürst an seinem Hofe lebt, hat er selten Gelegenheit, in einen solchen Umgang zu kommen.

Es ist aber doch ein großer Verlust für ihn, und ein Hinderniß in der Verwaltung des Regentenamtes, wenn er, außer den Großen, keine andere Volksclasse kennet.

Nirgends kann er vielleicht diese Kenntniß besser erlangen, als bey der Armee, im Lager und auf Feldzügen: besonders, wenn er selbst sein Heer anführt.

In dieser Rücksicht ist zuweilen der Krieg einem Lande nützlich gewesen, daß er dessen Regenten der Nation näher gebracht hat.

Auch die bloße Beschäftigung mit dem Militär, in Friedenszeiten, reißt doch den Fürsten aus dem Umgange der Hofleute und bringt ihn unter das Volk.

Daher sind auch, nach der Geschichte, die militärischen, und besonders die an Kriegen persönlich theilnehmenden Fürsten im Durchschnitte die weisern und bessern gewesen: besonders, wenn sie sich zeitig genug zurückzogen, um ihre Erfahrungen in der Regierung ihres Landes zu nutzen.

Dieser Umgang des Fürsten mit dem Subaltern-Offizier und mit dem gemeinen Unterthan, ist bey der Armee und im Kriege freylich fast bloß despotisch. Er ertheilt ihnen seine Befehle, oder er fordert ihnen Bericht ab. Hieraus scheint keine große Bekanntschaft zwischen beyden Parteyen zu entstehen.

Doch bey der Menge abwechselnder und wiederkommender Fälle kann es dem Fürsten nicht an Gelegenheit fehlen, auch über die persönlichen Unterschiede der Stände und einzelnen Menschen Beobachtungen zu machen.

Auch giebt der dreistere militärische Ton dem Unterbefehlshaber und selbst dem gemeinen Soldaten eine Gelegenheit, sich seinem Oberherren in seiner wahren Gestalt zu zeigen.

Das Volk in Masse aber, oder nach ganzen Classen, obwohl nur einseitig, dem Fürsten bekannt zu machen: dazu ist das Lager und der Krieg vielleicht allein geschickt, weil er hier nur große Versammlungen gemeiner Leute bey einander sehen kann.

Außer dem Kriegswesen ist es nur die vorsätzliche Aufsuchung der Bekanntschaft mit den Unterbeamten, und die öftere Bereisung der Provinzen, welche einen Monarchen in

einigen Geschäfts-Umgang mit den Niedern bringen kann.

Dieses Herumreisen aber, so wie der ganze, dadurch erleichterte Verkehr zwischen dem Landesherrn und den Unterbeamten und dem Volke, hat, wie alles, seine zwey Seiten.

Von der einen Seite, giebt es dem Monarchen nur eine sehr oberflächliche Kenntniß der Länder und Menschen.

Er hält sich nirgends lange genug auf, um genaue Kundschaft einzuziehen. Er siehet diese Personen aus den mittlern und niedern Ständen und Posten nur wenige Minuten, höchstens Stunden.

Entweder sind sie schon auf seine Ankunft vorbereitet, und antworten ihm, was man ihnen vorgeschrieben hat. Oder sie sind es nicht, — sind aber dafür unwissend und berichten ihn schlecht.

Ueberdieß arten diese Erkundigungen des Fürsten bey den Geringern über den Zustand des Landes, und die Berichte, welche diese freywillig ertheilen, leicht in eine Art von Spionerie und Angeberey aus, welche dem Landesherren nicht anständig und selten zur richtigen Beurtheilung des Verfahrens seiner Minister nützlich ist.

Der schlaue Unterbeamte ergreift oft diese Gelegenheit, seinem Vorgesetzten, von dem er be-

leidiget ist, zu schaden: und der Einfältige schadet ihm oft ohne es zu wissen.

Von der andern Seite aber muß man in keiner Sache mehr begehren, als bey ihr möglich ist. Ein Monarch großer Länder kann nicht mit eignen Augen alles gründlich sehen: aber deßwegen ist es doch nicht unnütz, daß er allenthalben seine Augen hinrichte.

Auch eine mangelhafte Kenntniß seiner Länder und seiner Nation, wenn sie vom Fürsten durch seine eigne Beobachtung erlangt wird, ist ihm doch nützlicher, als diejenige, welche er aus blossen Rapports erhält.

Sind die Provinzen abstechend verschieden, so erleichtert der Contrast die Beobachtung.

Wiederhohlte Reisen ergänzen auch nach und nach Anfangs sehr unvollständige Kenntnisse.

Selbst der bloße Schein des Selbstuntersuchens, die von dem Monarchen herrschend werdende Meinung, daß er von den Unterbeamten und dem gemeinen Manne Unterricht zu schöpfen wisse, ist von einen guten Einflusse auf die Minister.

Die schädlichste Art des Verkehrs zwischen dem Fürsten und den gemeinern Ständen ist vielleicht die durch eingereichte Bittschriften und darauf geaebene Bescheide.

Die wenigsten von denen, welche sich unmittelbar an den Landesherrn, mit Uebergehung ih-

rer Instanz, wenden, haben eine gerechte Sache.

Doch giebt es auch Ausnahmen: und es gehört ein Maß nicht gemeiner Klugheit bey einem Fürsten dazu, die Fälle, wo er gerade zu die Bittenden abweisen muß, und die, wo er neue Untersuchungen zu veranstalten hat, zu unterscheiden.

Die von Friedrich Wilhelm dem dritten darüber gegebene Cabinetsorder enthält alle Grundsätze eines weisen Regentenverfahrens in diesem Stücke.

2. Umgang der Minister, veranlaßt durch ihre Geschäfte.

Die Minister sind in sofern dem Souverain ähnlich, als jeder die Direction eines großen Departements unabhängig hat: und sie sind andern Räthen in den Regierungscollegien ähnlich, in sofern sie collegialisch mit ihren Nebenministern arbeiten, oder selbst nur Präsidenten der ersten Collegien sind. Der Umgang derselben hat also nicht so viel Eigenthümliches, um nicht, dem Wesentlichen nach, unter die vorhergehenden und die folgende Rubrik gebracht zu werden. Einige zerstreute Anmerkungen werden hinlänglich seyn, das Fehlende zu ergänzen.

a) Der wichtigste Umgang des Ministers ist mit seinem Fürsten selbst. Es ist derselbe nicht leicht, wenn er ganz zweckmäßig seyn soll.

Es gehört dazu nicht nur die Kunst des mündlichen und schriftlichen Vortrags, der Kürze und Präcision, sondern es gehört auch eine gewisse Geschmeidigkeit dazu, selbst da, wo man Recht hat, dem Höhern nachzugeben, um das Wichtigere bey ihm durchzusetzen.

Geradheit und Offenherzigkeit, mit Feinheit und Beredtsamkeit verbunden, macht hier die Vollkommenheit aus.

Eine weitläuftige Belehrung schreckt gemeiniglich den Monarchen ab; und eine ungefällige macht ihn abgeneigt.

Viele Regenten gingen mit großer Arbeitsliebe an die Regierung. Aber ungeschickte Minister, welche ihnen die Arbeit durch ihre Vorträge erschwerten, benahmen ihnen endlich allen Geschmack am Selbstregieren.

Aber umgekehrt muß ein Minister auch nicht ohne den Vorsatz zum Fürsten gehen, sich von diesem belehren und in seinen Meinungen umstimmen zu lassen.

Der Fürst, wenn er auch weniger Einsichten und Talente hat, als der Minister, steht doch auf

der obersten Spitze des Staats, sieht doch in der That weiter, als dieser, und alles mehr im Zusammenhange.

Noch weit mehr ist dieß der Fall, wenn der Fürst eigne Geisteskräfte besitzt. Dann ist sicher jede Conferenz mit dem Souverain eine politische Lection auch für den ersten Staatsbeamten.

Nur der Stolz kann dieß verkennen und der Eigensinn kann sich weigern, diesen Unterricht anzunehmen.

b) Dann folgt zunächst der Umgang des Ministers mit seinen Collegen.

Er findet auch wieder in dem versammelten Rathe oder in einzelnen Conferenzen Statt. Hier finden sich also die nähmlichen Unterschiede wieder, welche ich oben schon zwischen diesen beyden Arten der Berathschlagungen gefunden habe.

Nur da zwischen den Ministern eine mehr vertrauliche Verbindung Statt finden kann, als zwischen ihnen und dem Fürsten wohl möglich ist; so können auch hier Privatconferenzen nützlicher werden, wenn sie mit ehrlichem guten Herzen geschehen, und beyde Theile wahre Einsichten dazu bringen.

Noch mehr sind solche Vorarbeiten einzelner oder weniger Minister mit einander nöthig, um dann im versammelten Rathe gründlicher über die Angelegenheiten sprechen zu können, wenn dieser

Rath sehr zahlreich ist; am meisten sind sie es, wenn die Minister, wie in Freystaaten, mit einer Volksversammlung zu thun haben.

Hierbey ist nun der Unterschied zwischen einer Cabale und zwischen einer freundschaftlichen und den Geschäften nützlichen Verabredung, dem Scheine nach, nur sehr geringe; und eins artet oft in das andre aus. Alles kommt auf den Charakter und den Geist der Personen an.

Ich habe schon oben gesagt, was zu einer gemeinschaftlichen Berathschlagung gehört. Je gleicher die Personen am Range, und je ungleicher sie an Fähigkeiten sind: desto schwerer ist sie. Es ist daher selten, daß unter den Ministern eines großen Reichs eine wahre collegialische Verhandlung der Geschäfte Statt findet.

c) Umgang der Minister mit den Regierungs-Collegien, welchen sie vorstehen.

Wenn der Minister den Sitzungen des Collegiums nicht beywohnt, sondern nur an ihn, in Fällen, die von seiner Entscheidung abhangen, berichtet wird: so ist zwischen ihm und dem Collegium ungefähr dasselbe Verhältniß, welches sich zwischen dem Cabinet des Fürsten und den Ministern findet. Der Zusammenhang zwischen dem Minister und seinen Räthen ist dann am besten, wenn erstlich die Departements und die Gerichtsbarkeit des Ministers und Collegiums wohl abge-

theilt sind; wenn der Minister nicht despotisch wider die Meynung des Collegiums verfügt, und doch hinlänglichen Einfluß auf dasselbe, und Ansehen genug besitzt, um es in Ordnung zu halten; wenn er endlich die einzelnen Räthe nach ihren Fähigkeiten kennen lernt und jeden zu dem braucht, wozu er geschickt ist.

Das vornehmste Talent, welches ein solcher Minister vorzüglich bedarf und übt, ist: daß er in den Vorträgen der Räthe schnell den Hauptpunct einsehe, auf welchen die Entscheidung ankommt, — auch den Sinn des Vortragenden, bey einem nur unvollkommnen Ausdrucke, zu errathen wisse; und daß er dann in seinen darauf gegebnen Bescheiden kurz, deutlich und bestimmt sey. Je heller sein eigner Kopf ist, desto leichter wird er die Dunkelheit in den Köpfen seiner Räthe zerstreuen; und desto angenehmer wird er es den fähigen und lichtvollen Köpfen machen, unter ihm zu arbeiten. Und dieß beydes ist sein eigentlicher Beruf.

Nächst diesem hat er vorzüglich die Gabe nöthig, mitten unter der Zerstreuung attent zu seyn. Nicht allein die Geschäfte, sondern auch die Nebensachen durchkreutzen sich bey einem Minister unaufhörlich. Die Vorträge werden bald durch Besuche, bald durch dringendere Angelegenheiten unterbrochen. Alle diese Nebenideen muß er schnell

in seinem Kopfe vorübergehen lassen, und doch im Zusammenhange jener Arbeit mit seinen Räthen bleiben. Nach einem langen Zwischenraume wird ein altes Geschäft ihm wieder vorgebracht, und er muß sich wieder zurückerinnern — lauter Uebungen der Geduld, der Stetigkeit, der Urtheilskraft.

d) Umgang der Minister in ihren Büreaux, mit ihren Subalternen und Secretären.

Er ist dann in seiner Art vollkommen, wenn der Minister, ohne Stolz oder Härte zu beweisen, die unter ihm Arbeitenden doch zu ihrer Pflicht anzuhalten, und in gehörige Thätigkeit zu setzen weiß; wenn er die Fähigern unter ihnen nicht bloß als Maschinen braucht, denen er seine Gedanken dictirt, sondern einem jeden darunter so viel Antheil an den Geschäften erlaubt, als ihren Talenten und Kenntnissen angemessen ist; wenn er endlich diejenigen, die zu etwas bessern gemacht sind, selbst dazu vorbereitet, anstatt sie bloß seiner Bequemlichkeit wegen zurückzuhalten.

So wie ganz gewöhnliche Secretäre nie gute Räthe werden, (wie dann auch in Rom aus der Zunft der scribae niemahls einer zu höhern Aemtern befördert wurde,) so werden vortreffliche Secretäre gewiß sehr gute Räthe.

e) Umgang der Minister mit Clienten.

Kein Umgang kann einem Minister, welcher einen mit viel Gewalt bekleideten Posten hat, schädlicher werden, als dieser. Die Personen, welche seine Gunst suchen, kriechen gemeiniglich vor ihm, und es wird ihm von ihnen grob geschmeichelt. Dadurch gewöhnt er sich an diese Unterwürfigkeit; er lernt wohl gar die Menschen verachten. Er von seiner Seite sucht nur ihrer los zu werden. Er speist sie mit leeren Worten ab, er täuscht sie mit Versprechungen, die er nicht zu halten gedenkt. Die Nothwendigkeit bringt ihn hier zur Falschheit. Er übt aber dieselbe dann auch da, wo die Nothwendigkeit nicht vorhanden ist. Nichts ist ein größeres Hinderniß der Redlichkeit und Menschenliebe, als wenn man von unverschämten und verdienstlosen Bettlern umgeben ist: besonders wenn unter denselben Leute sind, die, ihres Standes oder andrer Verhältnisse wegen, eine äußere Achtung verdienen.

3. Geschäfts-Umgang derjenigen Personen, welche Mitglieder von Landes-Collegien sind.

Dieser Umgang ist zwiefach: entweder mit ihren Collegen und im Collegium; oder mit den Parteyen, worunter hier überhaupt diejenigen

Personen verstanden werden, auf welche sich die verhandelten Geschäfte beziehn, und die bey denselben interessirt sind.

Die Regierungs-Collegien selbst theile ich in zwey Hauptarten, — ob es gleich noch viele untergeordnete Zweige giebt: in Verwaltungs-Collegia und in gerichtliche.

In beyden ist die Art des Geschäfts-Umgangs der Mitglieder theils einerley, theils verschieden. Ich werde dieser Unterschiede, da sie nicht zahlreich genug sind, gelegentlich erwähnen.

a) Umgang der Rathsglieder unter sich, und im versammelten Rathe.

Jede Arbeit, die ein Mensch in Gesellschaft und vor den Augen andrer Menschen verrichtet, (wofern er anders derselben gewachsen ist,) jede, wobey er Zeugen seines Wohlverhaltens und seiner Geschicklichkeit hat, wo er auf der Stelle durch den Beyfall competenter Richter belohnt, oder durch ihr Urtheil zurecht gewiesen wird, jede solche Arbeit ist angenehmer und ermunternder.

Es ist beynahe keine Arbeit, die so viel geduldiges Ausdauern und ein so lebhaftes Interesse an der Sache selbst fordert, als die Schriftstellerey. Keine ist so einsam, bey keiner muß der Mensch so lange sich mit seinem eignen Urtheile begnügen, mit dem Bewußtseyn seines Fleißes und der Wahrnehmung seiner vergrößerten Einsichten beruhigen.

Der Prediger, der Lehrer in Kirchen und Schulen, jeder öffentliche Beamte sieht die Ernte seines Anbaues weit zeitiger reifen.

Unter denen aber, welche unmittelbar für ein sichtbares Publikum oder für Individua arbeiten, haben diejenigen noch einen größern Genuß, welche zugleich mit Collegen und Obern, mit Männern ihres Fachs, gemeinschaftlich arbeiten.

Vielleicht täuscht mich die Einbildung in Vergrößerung derjenigen Vortheile, deren ich entbehrt habe: aber mich dünkt, es sey nicht leicht eine angenehmere Lage, als die eines Mitglieds eines wohl besetzten und wohl eingerichteten Justitz- oder Administrations-Collegiums. Wenn sein Beruf ihn des Morgens weckt, so ist es, um ihn in eine Versammlung würdiger, verständiger, mit ihm auf gleiche Weise gebildeter und in denselben Geschäften geübter Männer zu führen. Mit diesen geräth er, wenn er irgend eine Ader geselliger Tugenden hat, durch das tägliche Zusammenkommen, durch die von ihren Geschäften unzertrennliche gegenseitige Mittheilung ihrer Gedanken, durch den Antheil, den er an ihren Arbeiten nimmt, und sie an den seinigen nehmen, in eine genaue Bekanntschaft, aus der mit einigen ihm mehr ähnlichen Individuen nothwendig Freundschaft, und mit allen ein leichter Umgang entsteht. (Denn niemand imponirt, den man täglich handeln sieht oder spre-

chen hört, wenn man nicht sehr tief an Rang oder persönlichen Eigenschaften unter ihm steht.) In dieser ihm so wohl bekannten, und doch von ihm geachteten Gesellschaft erscheint er, um entweder selbst Vorträge zu thun, und die, zu gemeinschaftlicher Berathschlagung, oder endlicher Entscheidung von ihm vorbereiteten, Gegenstände der Gesellschaft vorzulegen, oder um die Vorträge der andern anzuhören, zu beurtheilen und durch seine Stimme zu bekräftigen, oder durch seine Gründe zu widerlegen. Welche angenehme Belohnung seines Fleißes und seiner Arbeiten erhält nicht der vorzügliche Geschäftsmann, wenn er hier gewahr wird, daß die Auseinandersetzung, welche er einer verwickelten Sache gegeben hat, allen einleuchtend und deutlich wird, daß die Gründe, welche ihn für seine Meinung bestimmt haben, alle überzeugen. Die Pflichten eines wichtigen Amtes werden gewiß dadurch sehr erleichtert und angenehmer gemacht, wenn ihre Erfüllung unter den Augen und mit der Beystimmung so kompetenter Richter geschieht. Von der andern Seite ist es für den bescheidnen und nach Vollkommenheit begierigen Mann gewiß eine Freude, seine Ideen zuweilen durch die Bemerkungen seiner Collegen aufgehellt, und seine Irrthümer berichtigt zu sehn. Was seine Eigenliebe ihm nicht erlaubt hätte, einem einzelnen noch so wohl gerüsteten Gegner nachzuge-

ben, darin wird er sich doch scheuen, gegen die Meinung eines einstimmigen Collegiums zu beharren.

Doch, um diese Vortheile zu erhalten, muß Gesetz und Gewohnheit, und eine gute Wahl der Glieder, die Ordnung in den collegialischen Geschäften festhalten, und die Führung derselben beleben. Je gleicher an Fähigkeit und Wissenschaft und Eifer für ihr Geschäft sie sind: desto genauer vereinigen sie sich, desto mehr bilden sie sich wechselsweise. Es muß Gesetz und Sitte seyn, daß auf die Vorträge des jedesmahl redenden von allen gehörige Aufmerksamkeit gewandt wird. Jeder muß in der Sorgfalt seiner Ausarbeitungen die Achtung beweisen, welche er für das Auditorium hat, dem er dieselben verlegen soll. — Mit mehr Ordnung, Ruhe und Sicherheit genießt ein vortragendes Glied eines Collegiums, was die Rednerbühne in einer Volksversammlung so anziehendes hat, das Vergnügen auf andre gegenwärtige zu wirken, indem man zugleich für das größere Publicum arbeitet.

Es ist sicher, daß durch diese collegialische Betreibung der Geschäfte, wenn sie rechter Art ist, Fähigkeiten und Tugenden geübt werden, die in dem gewöhnlichen freundschaftlichen Umgange keine so ausgezeichnete Anwendung finden. Nacheiferung, ohne Neid, Beweise gegenseitiger Achtung ohne Schmeicheley, Freymüthigkeit in Behaup-

tung seiner Meynung und in Widerlegung der bey andern entdeckten Irrthümer, ohne Hartnäckigkeit und Rechthaberey, — das sind die Charakterzüge eines recht würdigen Raths in einem Landescollegium, und es sind Eigenschaften, die sich schwerlich anderswo so gut üben und so leicht erlangen lassen. — Ein Mensch, der immer in Gesellschaft lebt, kann zerstreut bleiben. Gesellschaftlich wichtige Geschäfte zu treiben, dazu muß man nothwendig aufmerksam zu seyn lernen: man muß eine Geistesgegenwart haben, welche die Sache schnell fasse und auf der Stelle eine Entscheidung bereit habe. Da man gleich gewahr wird, wenn man mißverstanden oder gar nicht verstanden wird, so strengt man sich mehr an, deutlich zu seyn. Alles was die einsame Cabinetsarbeit und was der Umgang bildendes für den Verstand, und einladendes zur Aufbiethung aller seiner Kräfte hat; das scheint die collegialische Betreibung der Geschäfte zu vereinigen.

Zwischen den Administrations- oder sogenannten Cammercollegien und zwischen den Justizcollegien habe ich folgende Unterschiede beobachtet, die ich dessen ungeachtet nicht für allgemein ausgebe, und von denen ich selbst einsehe, wie sehr der Geist und Charakter des Präsidenten sowohl als der Mitglieder beyder Arten von Landesstellen, sie abändern können.

Bey der Verwaltung der Finanzen, welche zur Administration gehören, kommen so viel Kleinigkeiten zu entscheiden vor, so viele Sachen, bey welchen bloß Routine, Kenntniß der einmahl eingeführten Principien und Kenntniß des Locals hinlänglich ist, um diese Entscheidung zu geben, daß viele der zu machenden Vorträge entweder so unerheblich sind, oder so wenig Debatten brauchen, daß eben dadurch die Aufmerksamkeit der anwesenden Räthe abgelenkt, und der Eifer der Vortragenden geschwächt wird. Die Justitzsachen mögen im Ganzen noch trockner seyn: aber die Auseinandersetzung eines verwickelten Factums und die Abwägung von Gründen und Gegengründen hat für denkende Männer immer etwas Anziehendes. Daher werden die Gerichtshöfe gewöhnlicher Weise nicht nur regelmäßiger besucht, sondern es herrscht auch darin mehr Aufmerksamkeit und wechselseitige Theilnehmung an dem, von jedem einzelnen Rath oder Referenten vorgetragnen, Geschäfte. Mit einem Worte: die eigentliche collegialische Behandlung ist bey Justitzangelegenheiten, welche sich auf allgemeine Principien des Rechts und Unrechts beziehen, weit eher möglich, und also auch weit gewöhnlicher, als bey Finanz- und Administrationssachen, wo fast alles auf individuelle Kenntnisse von Oertern, Personen, Produkten rc. ankommt, welche nie dem ganzen Collegium gemeinschaftlich

seyn können, und wo also auch alles nach den Berichten und Vorschlägen des einzelnen Rathes, welchem die Sache aufgetragen ist, unter Approbation des Chefs oder Ministers entschieden werden muß.

Von der andern Seite kommen in den Verwaltungs-Collegien, von Zeit zu Zeit, Angelegenheiten, Vorträge und Berathschlagungen vor, welche die bey den Justiz-Collegien an Interesse weit übertreffen. Wenn nähmlich neue Einrichtungen zu machen, Manufacturen zu errichten, bessere Polizey-Gesetze zu entwerfen sind, so gehört dieß alles zur Administration, da der Richter hingegen nichts thut, als daß er die schon bestehenden Gesetze auf die Facta anwendet.

Der Finanzrath hat also zwar seltener Gelegenheit, seine Talente und Kenntnisse, als Sprecher oder Zuhörer, im Collegium zu üben: aber dann sind es auch größere Talente, und ausgebreitetere Kenntnisse, welche er übt und erwirbt. Eben darum finden die ausgezeichneten Köpfe und junge Männer von vorzüglichen Gaben, bey den Verwaltungs-Collegien, mehr ihre Rechnung und arbeiten hier lieber, als in Gerichtshöfen. Hingegen sind in den letztern Leute von gesundem Verstande, aber ohne eigne Kraft des Selbstdenkens, mehr an ihrem rechten Orte, und erhalten hier die ihnen angemessene Ausbildung.

b) Umgang der Richter mit den Parteyen.

In allen alten Prozeß-Ordnungen, bis auf die neueste, in den Preußischen Staaten eingeführte, war, in dem Gerichtshofe und in der Verhandlung des Rechts-Handels selbst, zwischen dem Richter und den Parteyen gar kein Verkehr: nur die Advokaten hatten mit den Parteyen zu thun; dem Richter wurden dann die aus den Debatten der Advokaten erwachsenden Acten des Streits vorgelegt, und er war nur dazu bestimmt, nach Maßgabe der Beweise über Recht und Unrecht zu entscheiden.

Nach der neuen Einrichtung ist den Richtern selbst, d. h. den Räthen der Gerichts-Collegien aufgetragen, an der Instruction des Prozesses Theil zu nehmen, die Parteyen selbst zu verhören, die Beweise ihnen abzufragen u. s. w.

Dieß eben hat Anfangs die stärkste Einwendung gegen die neue Prozeßordnung, und die größte Schwierigkeit bey ihr ausgemacht, daß diese ungewohnte Verrichtung den Richtern zu schwer fiel, und überhaupt bey denselben Talente und Tugenden voraussetzt, die man nicht bey allen annehmen kann.

In der That gehört eine eigne Geschicklichkeit, eine gute Beurtheilungskraft, eine Gabe sich im

Ausdrucke herabzulassen, und andere mit halben Worten zu verstehen, endlich viel Geduld und guter Wille bey dem Richter, (oder besser, bey dem Rathe des Collegiums,) dazu, wenn er den Parteyen, oft gemeinen, unwissenden und hartnäckigen Leuten, ihre Kenntnisse von den, dem Prozesse zum Grunde liegenden, Factis ablocken, die Nebensachen immer richtig von der Hauptsache absondern, den kürzesten Weg der Untersuchung wählen, doch keinen wesentlichen Umstand auslassen, und sich weder durch die beständigen Abschweifungen der Parteyen irre führen, noch durch ihre Unarten unwillig machen lassen soll.

Doch die Geschicklichkeit kommt mit der Uebung, und selbst mit der Verpflichtung zu dieser Uebung. Jeder legt sich auf das, wovon er weiß, daß es zu seinem künftigen Berufe nothwendig ist. — Und so wird dasjenige, was Anfangs der Vorwurf und der Tadel gegen die neue Preußische Prozeßordnung war, mit der Zeit das Verdienst derselben ausmachen, indem sie den Richter nöthigen wird, sich ein neues Talent zu erwerben, und in einem weitern Wirkungs-Kreise nützlich zu seyn.

Aber der außergerichtliche Geschäfts-Umgang des Richters mit den Parteyen ist, lange vor der Preußischen Prozeßordnung, in mehrern Ländern üblich gewesen: und vielleicht hat nichts zum Ver-

derbnisse der Rechtspflege in diesen Ländern mehr beygetragen, als jener Umgang. Ich meine damit die Besuche, welche, während des Laufs des Prozesses, die Parteyen bey dem Richter machten: es sey, um ihm ihre Beweise vorzutragen, es sey, um ihn um die Beschleunigung des Prozesses zu bitten; es sey endlich, um ihn gerade zu für sich zu gewinnen, und durch erregte Hoffnungen und Besorgnisse, oder durch baare Bezahlung seinen Richterspruch zu leiten.

In Frankreich war es, wie wir aus vielen Stellen der Lustspiele des Moliere, und fast aus allen Schriften, welche die Sitten der Zeit im vergangnen und gegenwärtigen Jahrhunderte schildern, wissen, nicht nur allgemein üblich, sondern gewisser Maßen gesetz- und pflichtmäßig, daß die Parteyen dem Richter ihre Aufwartung machten. Es gehörte eben so nothwendig zur glücklichen Führung eines Prozesses, diese Pflicht der Höflichkeit oder Ehrerbiethung nicht zu unterlassen, als einen angesetzten Gerichts-Termin nicht zu versäumen: und eine Audienz bey den Räthen oder bey dem Präsidenten des Parlements wurde mit eben der Sorgfalt gesucht, mit welcher man die Deduction seiner Rechte vor dem versammelten Parlemente selbst vortrug.

Auch in Polen war es, unter der alten Verfassung, allgemeiner Gebrauch, daß der, welcher einen Prozeß hatte, seinen Richter fleißig besuchte, um ihn durch alle andre Arten der Bewegungsgründe, welche nicht in Beweisen des Rechts bestehn, zu einer günstigen Sentenz zu stimmen. Noch itzt werden die Preußischen Richter häufig durch die Besuche der Parteyen in ihren Geschäften gestört. Es versteht sich, daß hier bloß von adlichen Parteyen die Rede sey: denn Bürger und Bauer kamen, im alten Polen in gar keine Betrachtung; sie standen entweder unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit eines Adlichen, oder hatten doch zu dem höhern Richter gar keinen Zutritt.

Von welchem schädlichen Einflusse nun, diese von den Richtern den Parteyen gegebnen Audienzen auf die Rechtspflege sind, und wie sehr dadurch Parteylichkeit und Bestechung befördert werden, ist aus Gründen, und aus der Erfahrung jener beyden Länder, augenscheinlich. Diese Gewohnheit ist gerade dazu gemacht, um dem Vornehmen vor dem Geringen, dem Reichen vor dem Armen, auch in der Vertheidigung ihres Rechts den Vorzug zu geben.

Zuerst wurde es z. B. in Frankreich einem Manne von mittlerem Stande und geringem Einflusse schwer, Zutritt zu einem vornehmen Richter, einem Mitgliede oder Präsidenten der Parlemen-

ter, zu bekommen: da hingegen der Große ihn alle Tage sah, oder doch, so oft er wollte, sprechen konnte.

Schon die bloße Aufmerksamkeit und Achtung, welche der Große durch zahlreiche Aufwartungen bewies, schmeichelte dem Richter: da ihm hingegen die Besuche gemeiner Parteyen nur lästig wurden. Hier erwies er eine Gnade, dort empfing er eine.

Bey diesen Besuchen hatte der Vornehme Gelegenheit, bald durch eine schöne Frau oder Tochter, bald durch Witz und Artigkeit, bald durch die Vorstellung seiner eignen Wichtigkeit, seiner Verbindungen und seines Credits bey Hofe, oder bey den Ministern, den Richter zu bestechen: da hingegen seine weniger angesehne, vielleicht weniger am Geiste gebildete und weniger beredte Gegenpartey ohne allen Einfluß auf den Richter blieb, oder einen nachtheiligen Eindruck machte. Auch weiß man aus der Geschichte der Französischen Parlementer mehrere Beyspiele wichtiger Prozesse, wo der Stand und die Verbindungen der Parteyen augenscheinlich Einfluß auf die Entscheidung der unter ihnen geführten Sache gehabt haben.

Wie weit dieses Corruptionssystem ehedem auf den Land- und Reichs-Gerichten, in Polen

gieng, und wie alles dort durch Cabalen und persönliche Rücksichten entschieden wurde, ist bekannt genug.

Wenn das alte allegorische Bild der Gerechtigkeit mit verbundnen Augen die Pflicht des Richters, auf kein Ansehen der Personen zu achten, ziemlich richtig ausdrückt: so sind diese letztern Gewohnheiten recht dazu gemacht, ihr die Binde von den Augen zu nehmen, und auf die Schaalen ihrer Wage noch andere Gewichte, als die der Gründe und Beweise, zu legen.

Der Richter und Rechtsgelehrte lernt in seinen Geschäften die Menschen von einer eignen und selten von der besten Seite kennen, und er hat also nöthig, an sich selbst zu arbeiten, um nicht nach und nach einen Charakter von Härte und Gleichgültigkeit gegen die Menschen anzunehmen, der demjenigen ähnlich ist, welchen die Aerzte und Wundärzte durch den beständigen Anblick von Elend und Krankheit erhalten. Bald findet er in den Parteyen einen Grad von Stupidität, der empört; eine Unfähigkeit die Sache zu fassen, eine Schiefe der Denkungsart, die immer falsch versteht, oder recht geflissentlich den Gesichtspunkt verkehrt; bald findet er einen solchen Geist der Schikane, eine Hartnäckigkeit, die keine Gründe

überwinden, oder eine wirkliche Bosheit, die mit Vorsatz der Wahrheit widersteht. Vor ihm wird das Innere so vieler Familien aufgedeckt, — und die Tünche weggenommen, welche, im gesellschaftlichen Leben, durch Artigkeit und Sitten über Leidenschaften und Laster gezogen wird. Niemand wird so sehr, als er, von der ausgebreiteten Herrschaft des Eigennutzes und der Gewinnsucht überzeugt.

Der Umgang der Advokaten und der von den Parteyen selbst gewählten Geschäftsträger mit ihren Parteyen giebt jenen wieder einen andern Charakter. Im ganzen haben sie weniger stolzen Ernst, aber mehr Eigennutz; (denn bey ihnen ist er ungestraft, und, wo er nicht übertrieben wird, rechtmäßig, beym Richter ist er immer eine Art von Bestechlichkeit.) Sie erlangen eine gewisse Gewandtheit, aber werden zur Chicane geneigt, wenn sie sich selbst überlassen sind: nicht bloß aus Gewinnsucht, um das Lucrum der Prozeßarbeiten zu vervielfältigen, sondern auch, weil sie sich zum einseitigen Nachdenken gewöhnen, und nicht das Ganze zu durchdenken verpflichtet sind. — Die Advokaten haben an allen Orten mit zu den feinsten, beredtsten Bürgerclassen gehört; aus ihrem Orden sind in Frankreich die meisten und hitzigsten Redner in den

Versammlungen ausgegangen. Sie sind die einzigen Gelehrten, die Geschäfte auf diese Weise, ohne Amt, als freye Leute treiben. — Im Umgange mit den Collegien, kommt viel auf das Verhältniß an, in welchem sie mit dem eigentlichen Richterstande stehn. — Nach der alten Prozeßform waren sie allein thätig, und waren doch nicht nach Proportion ihrer Arbeit und der ihnen nöthigen Geschicklichkeit geachtet. Dieß giebt immer ein Mißverhältniß, welches den Charakter verschlimmert. Die Gewinnsucht wird größer, wo der Ehrgeitz nicht auf eine billige Weise befriedigt wird. — In unsrer Preußischen Justitz wird der Advokat durch den Richter beschränkt, aber auch geehrt, indem er mit ihm gemeinschaftlich arbeitet.

Allgemeine Bemerkung.

Jeder Beamte, jeder, welcher an den Geschäften der Verwaltung oder des Richterstandes Theil nimmt, behält von dem Geiste und dem Tone, in welchem er die Geschäfte treibt, und mit welchem er die Menschen, die ihn umgeben, behandelt, auch im übrigen häuslichen und geselligen Leben viel bey. Er ist gebietherisch und stolz, wenn er in seiner Amtsverwaltung des-

potisch und über Parteyen und Subalternen sehr erhaben ist, er ist umständlich, ceremonienreich, langweilig, wenn der Gang der Geschäfte verwickelt und mit Formalitäten überladen ist. Er wird eigennützig, wenn die Gewohnheit gewisse, nicht ganz erlaubte Einnahmen rechtfertigt; er wird ein denkender oder ein feiner Mann, nachdem er genöthigt wird, entweder dem Verstande und Einsichten andrer oder ihren Leidenschaften und Launen nachzugeben, und zu fröhnen.

Dieser Geist des Geschäftsganges ist in jeder particulären Sphäre zusammengesetzt, aus dem, was die Staatsverfassung und Regierungsform, und aus dem, was der Nationalcharakter, die Person des obersten Regenten, und endlich der Charakter der in jedem einzelnen Collegium herrscht, dazu beyträgt. — Der Zustand der Wissenschaften hat darauf einen langsamern, aber einen desto gewissern und dauerhaftern Einfluß. Es werden nach und nach immer mehr die Geschäftsgegenstände wissenschaftlich behandelt. Ehedem waren Oekonomie und Policey und Administration überhaupt der Routine ganz allein überlassen. Jetzt weiß man, daß Naturkenntniß, Moral und Politik sich dabey vereinigen. Hierdurch werden zuerst die verschiednen Regierungs-Collegien in ihren Arbeiten und Studien einander ähnlicher; fürs andre, wird in jedem eine sichrere Regel für die Betreibung der Geschäfte

gefunden. Auch Vortrag und Styl werden stufenweise verbessert: und die Geschäfte, die sonst den Menschen der Gelehrsamkeit abgeneigt machten, ihn von den Werken des Geschmacks abführten, ihn dafür wieder in den Augen der schönen Geister herabwürdigten, können, wenn sie vollkommen werden, zu einer eben so philosophischen und geselligen Bildung des Gemüthes dienen, als Wissenschaften, Reisen und Umgang. Aufklärung und Sittenbildung eines Volks gehen gewiß von den Rathsstuben und Collegien, eben so sehr als von den Assemblee-Sälen oder den Studierzimmern des Gelehrten aus. Wohl dem Volke, wo alles dieß auf einen gemeinschaftlichen Zweck hinarbeitet, wo gesunde Vernunft und Menschlichkeit eben so seine Politik, seine Administration und Justitz, als seine Litteratur und seine gesellschaftlichen Zeitvertreibe, dirigiren!

II. Umgang bey militärischen Geschäften.

Ich habe hiervon schon an einem andern Orte geredet, und kann mich daher hier kürzer fassen.

Bey unsern Kriegsheeren ist die Lage des Offiziers von der des Soldaten so wesentlich unterschieden, dieser ist fast so völlig Werkzeug, jener

hat alle Thätigkeit des Geistes sich fast so ausschlie-ßend zugeeignet, daß man fast nur an den Offi-zier denken kann, wenn man von militärischen Ge-schäften, und dem Einflusse derselben auf die Bil-dung des Menschen redet.

Der Offizier hat entweder mit seines Gleichen, oder mit dem gemeinen Soldaten zu thun. Das allgemein Bemerkbare ist, daß er mit den ersten, durch die häufige Zusammenkunft und durch den Geist seines Geschäfts, in eine Art vertraulicher zwangloser Verbindung geräth, und daß er im Verkehr mit diesem gebietherisch und rauh wird.

Die Offiziere versammeln sich pflichtmäßig, und vermöge ihres Geschäfts, auf den Paraden, beym Exerciren, in Lustlägern, in Kriegslägern. Ich fasse, was ich darüber zu sagen habe, in fol-gende Anmerkungen zusammen.

Fast durchaus alle Berufsarbeiten des Sol-daten, die wichtigsten wenigstens, die, wo er aus-übt, was er allenfalls durch einsames Studium gelernt haben kann, geschehen in großer Gesell-schaft. Er ist dabey von sehr vielen Menschen umgeben, wovon viele seines Gleichen, viele sei-ne Obern, noch mehrere seine Untergebnen sind. Wo sie geschäftig sind, sind sie immer in Haufen. Einsam sind sie müßig, wenn sie sich nicht freywil-lig selbst beschäftigen. Ein solcher Beruf muß nothwendig dem Menschen einen geselligern Charak-

ter geben, als der hat, dessen Berufsarbeiten die Gesellschaft ausschließen. Die Art von Schüchternheit und Menschenscheu, die der rohe Naturmensch, (wie wir an unsern Bauernkindern sehn,) hat, muß der Soldat nothwendig verlieren. Der Anblick einer Menge Menschen, mit denen er gemeinschaftlich wirken soll, die alle auf ihn Acht geben, erschreckt ihn nicht mehr.

Personen, die, wie die Offiziere einer Besatzung, sich einander alle Tage sehen, die gleiche Uebungen haben, gleichen Beschwerden, auch gleichen Mißhandlungen, von Seiten ihrer Obern, ausgesetzt sind, gleiche Obergewalt über ihre Untergebenen ausüben, müssen nothwendig eine Geneigtheit bekommen, sich mit einander zu verbinden. Sie thun gewiß einander keinen Zwang an, sie haben eine gewisse Achtung gegen einander, weil sie dadurch ihrem eignen Stande Ansehen geben, sie haben ein gemeinschaftliches Interesse, es kann ihnen auch nicht an Gegenständen der Unterhaltung fehlen, da sie immer dieselben Sachen sehen, hören, und selbst vornehmen.

Beym Militär im Dienst, ist das Betragen eines jeden gegen jeden andern ziemlich genau bestimmt. Die Gränzen des Befehlens und Gehorchens sind ziemlich genau angegeben. Alle Mittheilungen sind stark und rauh, aber kurz und entscheidend. Jeder weiß, was er thun darf,

und was er leiden muß. Das führt zu einem festen, dreisten, aber den bürgerlichen Verhältnissen und also dem Umgange nicht völlig angemessenen Betragen.

Bey einem so genauen Zusammenhange der Offiziere eines Corps, einer Garnison u. dgl. breiten sich durch Subordination und Nachahmung gewisse Meinungen und Gewohnheiten weit schneller aus: und es formirt sich eine größere Aehnlichkeit der Sitten und des Tons, als unter irgend einer andern Classe von Menschen Statt findet. Daher herrscht in der Armee jedes großen Staats, und wieder in jeder besondern Abtheilung dieser Armee, ein gewisser Gemeingeist, der zusammengesetzt ist aus dem allgemeinen militärischen Charakter der Nation und der Regierung, aus dem Charakter der Chefs und vornehmsten Offiziere jedes Corps, und endlich aus der gewöhnlichen Erziehung und Denkungsart derjenigen Classe, aus welcher die Offiziere gewöhnlicher Weise genommen werden.

Daher ist das böse Beyspiel für den neuen Ankömmling hier mehr verderblich, das gute in einem höhern Grade bildend.

Die Gewohnheit, frey zu befehlen und immer Gehorsam zu finden, oder den Ungehorsam hart zu bestrafen, verleitet leicht den Offizier einen stolzen gebietherischen Ton, auch gegen seine Mitbürger, besonders gegen die, welche er dem Stande

nach, unter sich hält, anzunehmen. Von der andern Seite kann die Unterwürfigkeit und die große Abhängigkeit von Obern schwächere Charaktere leicht zu Schmeicheley und kriechendem Wesen verleiten. Daher findet sich auch, bey einer gewissen Classe von Offizieren im gesellschaftlichen Umgange, die eine oder die andre von diesen Eigenschaften und oft beyde vermischt. Sie sind süß und überfreundlich, wo sie gefallen wollen; oder wo ihnen etwas an dem Urtheile der Person gelegen ist: vielleicht eben deßwegen, weil sie glauben die ihnen natürliche Rauhigkeit nicht genug verbergen zu können.

Alle Beschäftigung, welche viel in Bewegung setzt, den Körper übt, muthig und dreist macht, erhöht auch die Leidenschaft, verstärkt die Begierden der Sinnlichkeit, und erleichtert die Befriedigung. Die genaue Verbindung mit so vielen Männern gleiches Alters, gleicher Lebensart, gleicher Neigungen, kommt bey dem Offizier dazu, um ihm zu einem ausschweifenden Leben die Versuchung zu geben und den Weg zu bahnen.

Je mehr das Geschäft eines Offiziers in einem kleinen Corps, einem Regimente oder Standquartier eingeschränkt bleibt: desto eher kann die Lebensart, die er führt, so gesellig sie ist, ihn unmodischer machen, und von der guten Lebensart und den wahrhaft feinen Sitten weiter abführen, weil er

alsdann ganz ausschließend den Charakter seines Standes, und den kleinstädtischen Ton einer zu engen Gesellschaft erhält. Je mehr aber Verbindung unter den Offizieren mehrerer Regimenter ist, oder je mehr ein oder der andere Offizier Gelegenheit hat, mit großen Corps oder der ganzen Armee in Verbindung zu kommen: desto mehr wird der militärische Geist zum wirklich geselligen Geist ausgebildet. Schon in dieser Rücksicht sind die Revüen und die Lustläger nützlich; in eben derselben Rücksicht tragen die Kriege zur Bildung der Offiziere viel bey. In kleinen Garnisonen verbauern die Offiziere völlig, wenn sie darin lange eingeschlossen bleiben. In größern bekommen sie doch einen Familientic; aber wenn große Corps oft zusammen kommen, wird der allgemeine Militärgeist Herr über den individuellen des Corps oder des Regiments. Daher ist auch der Posten eines General-Adjutanten so geschickt, den Offizier, der ihn bekleidet, sowohl sittlich als militärisch zu bilden.

Für den gemeinen Soldaten ist die Wachstube und die Caserne eine Gesellschaft, die sein Beruf nothwendig macht; geschickt auf der einen Seite sein Elend zu erleichtern, weil er so viele Mitgenossen desselben um sich sieht, auf der andern seine Sitten, durch die Menge schlechter Beyspiele, zu

verderben, und auf noch einer andern, auch seine Ruhe durch häufigen Anlaß zu Zänkereyen zu stören. Es ist sicher, daß die beyden beschwerlichsten und am schlechtesten bezahlten Arbeiten und Lebensarten, die des fröhnenden Bauers und die des Soldaten, dadurch einige Erleichterung erhalten, daß sie immer in Gesellschaft, in zahlreichen Haufen geschehn; daß jeder viele seines Gleichen täglich um sich sieht, mit denen er leicht in eine Art von Vertraulichkeit geräth, mit denen er gemeinschaftlich klagen und seinen Unwillen auslassen, oder sich wieder freuen und lustig machen kann. Da besonders in unsre stehenden Armeen Menschen von allen Nationen, und von den verschiedensten Anlagen und Ständen zusammen gebracht werden: so fehlt es nie unter einem Haufen Soldaten an einem oder dem andern Lustigmacher, einem witzigen Kopfe, oder einem guten Erzähler. Der Eine unterhält die übrigen durch seine Reisen und Abenteuer, der Andre belustiget sie durch seine Schwänke. Man wird daher die Soldaten auf den Wachstuben, und wo sie sonst zusammenkommen, gemeiniglich lustig und singend finden. Nur der etwas Gebildete findet sich unglücklich, wenn er in diesen rauhen Ton der Lustigkeit einstimmen, oder sich durch seine Absonderung den Uebrigen verhaßt machen soll.

III. Geschäfts-Umgang des gesammten Gewerbs-Standes.

Ich unterscheide unter den Gewerben nur diese drey: den Kaufmann, den mechanischen Künstler oder Handwerker, und den Landbauer.

1. Geschäfts-Umgang des Kaufmanns.

Dieser Umgang ist entweder zwischen ihm und andern Handelsleuten: oder er ist zwischen ihm und den Consumenten.

Unter den Kaufleuten selbst ist der Unterschied: daß die einen die Waaren in großen Quantitäten aus einem Lande in das andere führen; die andern die schon eingeführten oder Landes-Produkte in kleinen Quantitäten an die Verzehrer verkaufen. Jene heißen Großhändler; diese Krämer.

Unstreitig ist die Art des Verkehrs, welche der Großhändler sowohl mit dem Kaufmanne, welchem er abkauft, als mit seinen Kunden hat, — so wie überhaupt der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, für den Geist und den Charakter dieser Classe vortheilhafter, als der Umgang zwischen Kaufmann und Verzehrer.

Dieß ist ohne Zweifel ein Grund der größeren Achtung, welche man von jeher dem Großhändler vor dem Krämer zugestanden hat. In der That ist ein feststehender und regelmäßig fortlaufender Handel bey Betrug und Unordnung unmöglich. Wir können denjenigen, welcher die Waaren und alle Umstände des Handels eben so gut, als wir, kennt, nicht leicht hintergehn. Wir wollen auch nicht leicht denjenigen betrügen, von welchem wir nicht bloß ein Mahl, sondern oft zu gewinnen gedenken.

Diese Nothwendigkeit der Ehrlichkeit ist um desto größer, in je größern Parthien die Waaren gekauft werden: weil alsdann zu einer genauen Untersuchung derselben um desto weniger Zeit ist.

Alles dieses ist anders bey dem Kleinhandel und bey der Krämerey.

Der Krämer verkauft an den Verzehrer, d. h. an einen im Handel Unwissenden, welchen er sehr wohl überlisten kann.

Er verkauft oft an Leute, welche er in seinem Leben nicht wieder sieht. Je mehr der Handel ins Kleine geht, desto mehr kann er selbst sich durch genaue Untersuchung vor Betrug schützen. Er erwartet also auch, daß der, welcher mit ihm handelt, gleiche Behutsamkeit anwende. Derje-

nige Jude betrügt gewiß am meisten, welcher am langweiligsten jedes Stück Waare und Geld besieht.

Der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, — selbst im kleinen Verkehr, noch mehr aber im großen, — ist nicht nur eine Schule der Ehrlichkeit, sondern auch der Ordnung, Kürze und Präcision in Reden oder schriftlichen Aufsätzen, endlich eine Schule des Scharfsinns und der Combinations-Gabe.

Eine strenge und sichtbare Ordnung in den Geschäften ist zur Erweckung des Zutrauens im Handel eben so nothwendig, als Ehrlichkeit. Ohne Zutrauen aber ist kein großer Handel möglich.

Die Mannigfaltigkeit und Menge der Geschäfte und Gegenstände, welche im großen Handel täglich vorkommen, macht es den sich damit befassenden Personen durchaus nothwendig, ihrem Gedächtnisse durch Regeln und Methode zu Hülfe zu kommen, und diese Regeln genauer und standhafter zu beobachten, als der Mensch wohl sonst zu thun geneigt ist.

Es fing daher auch, in dem neuern Europa, unter Handlungsleuten an, eine Methode, eine Logik, und selbst ein Raffinement in ihren Geschäften zu herrschen: als die andern bürgerlichen Geschäfte, — Regierung, Rechtspflege und

die Wissenschaften selbst, noch sehr wild und unregelmäßig betrieben wurden.

Eine Nation, welche den Großhandel mit Glück und Geschicklichkeit treibet, dergleichen die Holländer in den letzten Jahrhunderten, und die Venetianer im Mittelalter waren, bekommt gemeiniglich den Charakter der Ordnungsliebe, des Fleißes und der Sparsamkeit.

Ebenfalls ist es die Nothwendigkeit, welche, bey weitläuftigen Geschäften, die Handelsleute gezwungen hat, rund und kurz in ihren Unterhandlungen mit einander zu seyn. Wie könnte sonst über Tausende von Geld und Waare in wenigen Minuten disponirt werden, wie auf den Börsen großer Handelsstädte täglich geschieht, wenn nicht jeder Contrahent seine Anerbiethung und seine Antwort in die kürzesten Worte einschließen, und den bestimmtesten Ausdruck dazu aufsuchen wollte?

Aus den mündlichen Verhandlungen der Handelsleute, ist diese Kürze und Präcision auch in ihre schriftlichen Aufsätze übergegangen: und sie haben vielleicht das erste Muster eines guten, d. h. zweckmäßigen, Geschäftsstyls gegeben, als noch alle andern Angelegenheiten mit ermüdender Weitläuftigkeit im Verfahren und Ausdrucke betrieben wurden.

Zwar haben die Kaufleute viele an sich entbehrlichen und unnützen Formeln und Formalitäten, bis auf unsre Zeiten, so wie die Gerichte, beybehalten. Bey beyden liegt die Ursache vielleicht darin, daß die Kaufleute von ganz Europa ihre Handlungswissenschaft ursprünglich von den Lombarden, so wie die Juristen ihre Rechtswissenschaft von den Römern, gelernt haben. Was am Orte der Entstehung zweckmäßig oder doch gedacht war, wurde an dem Orte, wo es hin verpflanzt wurde, bloße Floskel.

Doch abgerechnet, daß in beyden dieser Geschäfte Formeln unentbehrlich sind, so ist übrigens sowohl das mündliche als schriftliche Verfahren der Kaufleute einfach, zweckmäßig und so sehr abgekürzt geworden, als es möglich ist.

Was die Uebung des Scharfsinns betrifft, so giebt es wenige so schickliche Gegenstände für verwickelte und ausgebreitete Spekulationen, als der Umtausch von vielerley Arten von Waaren gegen einander; besonders, wenn nun noch der Umtausch der Waaren gegen Geld, und der von einer Landesmünze gegen die andre, (worin eben der Wechselcours besteht,) hinzukommt.

Es geht aber diese Spekulation nicht sowohl auf die Zergliederung, als auf die Combination der Begriffe, und der Kaufmann befindet sich in dieser Absicht mehr in dem Falle eines Feldherrn,

eines Financier und eines Schachspielers, als eines Philosophen.

Daß dieser Spekulationsgeist durch den Verkehr der Kaufleute unter einander überhaupt, noch mehr aber durch ihren persönlichen Geschäftsumgang mit einander auf Börsen und bey andern gewöhnlichen Zusammenkünften erweckt und genährt wird, fällt in die Augen.

Die Schätzung der verschiednen Classen der Kaufleute in der öffentlichen Meinung hängt, nach meiner schon oben gemachten Bemerkung und nach anderweitigen Beobachtungen, in der That davon ab: in wiefern ihr Geschäftsumgang zur Cultur ihres Geistes und Charakters und zur Hervorbringung gefälliger Sitten mehr oder weniger beyträgt, oder beyzutragen scheint.

Der Großhändler wird, wie ich gesagt habe, mehr geschätzt, als der Krämer, weil die Unterhandlungen des Kaufmannes mit Kaufmann, besonders in einem fortlaufenden Handel und über große Partien von Waaren, weniger Versuchung zum Betruge und zu kleinen Listen, und mehr Aufforderung zur Erwerbung gewisser Tugenden und Geistesvorzüge enthalten, als der Handel des Krämers mit dem Verzehrer.

Ich setze noch hinzu, daß, bey jenem Umgange der Kaufleute unter einander, noch eine gewisse Liberalität und allmählige Bildung der

Sitten und des Ausdruckes Statt findet: da hingegen in den Umgang des Krämers mit den Consumenten sich gemeiniglich so viel Kleinliches und den edlern Ständen Anstößiges mit einmischt, daß es nur Wenigen gegeben ist, den guten Gesellschaftston in einem Kramladen zu erhalten.

Aus einem ähnlichen Grunde werden, im Ganzen, die Banquiers mehr als die Waarenkaufleute geschätzt. Dieß gieng ehedem in Paris, wo unter dem Scheine der gesellschaftlichen Freyheit, eine sehr strenge Etikette herrschte, so weit, daß man nie einen Waaren-Kaufmann in der guten Gesellschaft sahe: da hingegen die Bankiers in derselben zugelassen wurden. Und doch scheint der Waaren-Händler mehr Gelegenheit zu haben, sich mannigfaltige Kenntnisse zu erwerben, als der Geldwechsler, der bloß mit einem einzigen, und einem sehr trocknen, Geschäfte zu thun hat.

Freylich trägt der größere Reichthum, der gewöhnlich in den Händen der Wechselhändler und Bankhalter ist, dazu bey, ihnen eine größere Achtung zu verschaffen: indem sie es im Luxus den höhern Ständen gleich thun, und denselben manche Dienste leisten können.

Indeß hängt das für sie günstige Vorurtheil von der Natur ihres Geschäfts und der Art des Umgangs ab, in welchen sie dasselbe verwickelt.

Die Bankhalter sind mit allen großen Handelsplätzen und Kaufleuten, die Waaren-Händler nur mit einigen wenigen in Verbindung. Jene unterrichten sich also in diesem Verkehre besser von dem allgemeinen Gange des Handels in Europa, — einem Gegenstande von weit höherem Interesse, als Spekulationen über einzelne Waaren.

Die Bankgeschäfte bringen überdieß den Kaufmann, sowohl auswärtig, mit der angesehensten und gebildetesten Classe der Handelsleute auf allen Plätzen, als auch an dem Orte, wo er lebt, mit den höhern Ständen, — oft selbst mit der Regierung und den Ministern in Verbindung.

In Warschau hatte der Bankier fast mit niemanden, als mit dem vornehmsten Adel, zu thun. Dessen Geld gieng durch seine Hände und bereicherte ihn, und durch dessen Umgang wurde er zugleich gebildet. In England und Frankreich ist das Ansehen der Bankhäuser vornehmlich durch die Staatsschulden gestiegen und durch die Hülfe, welche sie der Regierung bey Fundirung derselben geleistet haben.

Auch in Handelsstädten des zweyten Ranges werden, wie ich selbst beobachtet habe, die Bankiers, welche einige Erziehung und Anlage zur Geselligkeit haben, durch den Umgang mit angesehenen Fremden und Reisenden, welche an sie adreßirt werden, von ihnen ihre Gelder empfan-

gen, und, wenn sie sonst unbekannt sind, in den Häusern derselben ihre Unterhaltung suchen, in einem höhern Grade ausgebildet, als man bey andern Kaufleuten des Orts gewahr wird.

---

2. Geschäfts-Umgang des Handwerkers.

Er ist ebenfalls zwiefach: erstlich zwischen ihm, seinen Handwerksgenossen, und seinen Gehülfen in seiner Werkstätte; zum andern zwischen ihm und seinen Kunden.

Der Verkehr des Handwerkers mit den Personen seines Gewerbes, hat seinen besondern Charakter durch die Zunftverbindungen bekommen.

Vermöge derselben, sind sie eine eigne Gesellschaft unter eignen Gesetzen, und dadurch zugleich regelmäßige und öftere Zusammenkünfte unter ihnen veranlaßt worden. Beydes hat ihnen zugleich ein gemeinschaftliches Interesse und Gegenstände für ihre Berathschlagungen gegeben.

Der Handwerker, welcher sonst seinen Gewerbs-Genossen in seinen eignen Angelegenheiten nur selten aufzusuchen pflegt, wird jetzt vornehmlich durch die Angelegenheiten der ganzen

Zunft veranlaßt und oft genöthiget, mit ihm umzugehen.

Diese Vereinigung der Leute von gleichem Gewerbe in ein kleines Gemeinwesen, das seine eignen Gesetze und Rechte hat, war ohne Zweifel im Anfange des erwachenden Kunstfleißes nützlich.

Sie erleichterte der Polizey die Aufsicht über sie. Sie brachte eine Art von Geselligkeit unter ihnen hervor und machte, daß sie sich einander ihre Kenntnisse leichter mittheilen konnten. Sie gab ihnen endlich, außer ihrer mechanischen Arbeit, noch neue Gegenstände und Quellen des Unterrichts. Jene Gegenstände waren ihre gesellschaftlichen Pflichten und Rechte: und diese Quellen waren ihre Zusammenkünfte und Berathschlagungen.

Mit der Zeit und der wachsenden Industrie sind diese Hülfsmittel derselben weniger nöthig, und hingegen die Folgen der Zwangsgesetze und des Innungs-Geistes schädlicher geworden.

Was die Meister betrifft: so sind zwar ihre, durch die Zunft-Verbindung veranlaßten, Zusammenkünfte auch noch jetzt nützlich, um die Einsichten und die Mäßigung der Bessern den übrigen einzuflößen, obgleich die Kunst selbst dabey nichts gewinnt.

Indeß hat, besonders bey den zahlreichern Innungen, in jenen Versammlungen, die schlech-

tere Mehrheit gemeiniglich die Oberhand. Auch haben diese Versammlungen selten ein großes Interesse für die Handwerker selbst, wenn sie nicht eben damit umgehen, sich gegen das Publicum oder gegen andere Innungen und gegen die eindringenden Pfuscher zu vereinigen.

Das erste geschieht, wenn sie die Preise ihrer Arbeit zu erhöhen beschließen; das zweyte, wenn sie ihr ausschließendes Recht auf gewisse Arbeiten gegen die Concurrenten vertheidigen wollen. Beyde Gegenstände ihrer Unterhaltung können zuweilen gerecht und unvermeidlich seyn: aber sie sind selten für die Individuen oder für das Publicum sehr nützlich.

Oft dienen auch diese gemeinschaftlichen Verabredungen der Handwerker von derselben Innung dazu, unter einander einen geheimen Krieg zu führen. Die unredlichen und eigennützigen Mitglieder suchen die Erhöhung der Preise aus allen Kräften hier zu befördern, damit sie insgeheim ihren Kunden davon nachlassen, und dadurch denen, welche über den gefaßten Beschlüssen standhaft halten, Abbruch thun können.

Was den, zwischen den Handwerksgesellen durch die Zunft-Verbindung gestifteten, Zusammenhang betrifft; so schränkt sich dessen Nutzen fast gänzlich auf die Unterstützung ein, welche

sie sich einander, besonders auf ihren Wanderungen, leisten können: obgleich auch hierbey oft der Vortheil von den Lasten überwogen wird, denen sich jeder Geselle unterwerfen muß.

In allen andern Rücksichten ist jener Zusammenhang mehr schädlich als nützlich.

Je zahlreicher diese Classe ist, desto tumultuöser sind ihre Versammlungen: und je ungebildeter sie ist, desto mehr haben Vorurtheile und plötzliche Aufwallungen von Leidenschaft auf ihre Berathschlagungen Einfluß.

Es kommt noch zuletzt der Umgang des Handwerkers mit seinen Gesellen und Lehrburschen in Betrachtung.

In Rücksicht der Gesellen ist der Meister gemeiniglich wechselsweise der Despot oder Sklave derselben: je nachdem die Concurrenz und die Umstände der Zeit, — welche bald die Arbeit, bald die Arbeiter selten machen, — dem einen oder dem andern Theile günstig sind.

Das Interesse der Meister und Gesellen ist gewisser Maßen einander entgegengesetzt. Der Eine sucht viel Arbeit für den wenigsten Lohn zu bekommen, der Andere für die wenigste Arbeit den höchsten Lohn zu erpressen. Daher ist zwischen ihnen diejenige Freundschaft selten, welche allein die Verbindung unter ihnen zu einer Ge-

legenheit eines nützlichen oder angenehmen Umgangs machen könnte.

Der Umgang des Handwerkers mit seinen Lehrburschen ist gemeiniglich weder gerecht noch wohlthätig.

Es wird viel Härte, ja selbst zuweilen Grausamkeit von Meistern gegen ihre Lehrlinge ausgeübt; wenn diese ihnen nicht entweder für die Lehrjahre bezahlen, oder in Verbindungen stehn, wodurch der Despotismus der Meister eingeschränkt wird.

Ueberdieß brauchen zuweilen diese letztern ihre Lehrburschen, die sie doch eigentlich in ihrem Metier unterrichten, und nur damit beschäftigen sollten, mehrere Jahre hindurch bloß als ihre Dienstbothen.

Aber wahrhaft ehrwürdig ist der Handwerker, welcher unter seinen Gesellen und Lehrburschen als Vater, Lehrer und Freund lebt; der, selbst in seiner Kunst erfahren und geschickt, seine Kenntnisse und Handgriffe gerne denjenigen mittheilt, welche unter ihm arbeiten oder gerade zu von ihm lernen wollen. Er selbst gelangt oft dadurch zu größerer Vollkommenheit, indem er Andern seine Kunst beyzubringen sucht.

2) Umgang des Handwerkers mit seinen Kunden.

Er ist verschieden: nachdem der Handwerker entweder für den Luxus, und überhaupt für den unmittelbaren Gebrauch; — oder nachdem er für den Kaufmann und für den Handel arbeitet.

Diejenigen Handwerker, welche für den Luxus und für die höhern Stände arbeiten, wie z. B. die Schneider, Putzmacher u. s. w. bekommen dadurch auch Zutritt zu diesen. Dieses giebt ihnen, besonders, wenn sie schon einige Sittenbildung haben, eine gewisse Politur. Aber es ist oft eine falsche und geschmacklose. Sie bekommen dadurch oft eine Menge Anmaßungen, wodurch sie unter ihres gleichen verhaßt, und den Vornehmern selbst lächerlich werden. Sie affektiren die Sitten dieser letztern, welche sie doch nicht nachzuahmen wissen.

Sie werden zugleich, bey diesem Verkehre leicht verführt, entweder zu kriechen und zu schmeicheln, oder zu übervortheilen und zu betrügen, — das Erste, weil ihnen so viel daran gelegen ist, diese vornehmen Kunden zu erhalten: das Andere, weil sie durch die Zeichen der Verschwendung, welche sie in diesen Häusern sehen, sich für entschuldiget halten, wenn sie auch davon Vortheil ziehen.

Diese Gefahr, durch den Umgang mit Vornehmern falsch gebildet zu werden, wird für den Handwerker um desto geringer, je edler sein Handwerk ist, und je mehr es sich der wahren Kunst nähert.

Diejenigen Handwerker, welche die Personen der Vornehmen ausschmücken, werden fast unausbleiblich abgeschmackt, indem sie artig zu werden suchen.

Diejenigen, welche die Zimmer derselben auszieren, und für das Ameublement arbeiten, sind weit weniger dieser Versuchung ausgesetzt, und bleiben einfacher in ihren Sitten.

Wirkliche Künstler, Mahler, Bildhauer und Baumeister, werden durch den Umgang mit den Großen, welche ihre Kunden sind, in der That gebildet. Sie bekommen von diesen Begriffe von Bedürfnissen, wodurch sie auf neue Verfeinerungen ihrer Kunst geleitet werden, und auch der den höhern Ständen eigne Geschmack in der Lebensart und den Sitten theilt sich solchen Künstlern mit, wenn die Glieder jener Stände auf einem gewissen Fuße der Gleichheit mit ihnen umgehn.

Ueberhaupt ist der Umgang der Handwerker, welche für den unmittelbaren Gebrauch ihrer

Mitbürger arbeiten, mit ihren Kunden, ungefähr demjenigen ähnlich, welcher zwischen dem Kaufmann und den Verzehrern Statt fand.

Von der einen Seite wird es dieser Classe von Handwerkern leichter, ihre Kunden zu hintergehen, und sie bekommt auch mehrere Versuchung dazu; theils eben durch die Unwissenheit derselben, in Absicht des Preises und der Güte der Waaren, theils durch den so gewöhnlichen Hang der meisten Menschen, den Handwerkern auch von billigen Preisen noch abzudingen. Von der andern Seite wird sie öfter aus ihrer Werkstätte hervorgerufen, und mit vielerley Menschen zusammen gebracht, als die für den Handel arbeitende Handwerksclasse. Sie ist daher auch in der Regel etwas aufgeklärter in ihren Begriffen, und verfeinerter in ihren Sitten, als diese letztere.

Da ferner der Consument, welcher eine Waare braucht, immer zugleich derjenige ist, der am besten bemerkt, wo es ihr noch fehlt, oder welcher Verbesserungen sie noch fähig wäre; und überdieß der Classe der Consumenten, zu welcher vorzüglich der reichere und daher aufgeklärtere Theil der Nation gehört, mehr Geschmack, als dem mechanischen Arbeiter, zugetraut wird: so haben die Handwerker, welche unmittelbar für die Consumenten arbeiten, und eben dadurch in Umgang

mit ihnen kommen, mehr Gelegenheit, als andere, ihre Kunst zu vervollkommnen.

Die zweyte Handwerksclasse, welche für den Kaufmann arbeitet, und dem auswärtigen Handel dient, ist, in Absicht ihres Geschäftsumganges, in dem entgegengesetzten Falle und erfährt also auch die entgegengesetzten Wirkungen.

Sie ist gemeiniglich ehrlicher, weil sie immer mit Leuten zu thun hat, welche ihre Waare kennen und jeden Betrug leicht entdecken. Sie ist etwas roher in ihren Sitten, weil sie überhaupt weniger Umgang mit Menschen, noch weniger mit den höhern Ständen hat.

Die Handwerker dieser Classe aber sind zugleich einfacher und weniger affectirt in ihren Sitten, und machen, wenn sie durch sich selbst eine gewisse Cultur bekommen, welches immer geschieht, wenn sie zu einiger Wohlhabenheit gelangen, eine sehr gute Menschenclasse aus.

Sie sind endlich weniger geneigt und weniger veranlaßt, in ihren Arbeiten viele Verbesserungen vorzunehmen; solange die Natur des ganzen Handels sich nicht ändert, und das Verlangen der auswärtigen Käufer nicht den Kaufmann auffordert, auch von ihnen neue Anstrengungen oder Abänderungen zu verlangen.

3. Geschäftsumgang der Landbauer.

Sie sind entweder Gutsbesitzer oder Taglöhner. Diese letztern sind entweder Fröhner oder freye Arbeiter. Der Umgang, von welchem die Rede ist, ist entweder der unter den Arbeitern selbst, oder der zwischen ihnen und ihren Brodtherren.

Ich lasse kleinere Unterschiede aus, welche ins Unendliche gehen würden, und auch selbst von den angezeigten werde ich vermischt reden, um nicht den Leser durch viele Abtheilungen zu ermüden.

a) Umgang der arbeitenden Landbauer.

Ueberhaupt sind die Landarbeiten gesellige Arbeiten: sie geschehen von vielen zu derselben Zeit, auf freyen Plätzen, oder an denselben Oertern.

Auf den großen Gütern, — wie viele sind da nicht auf der Wiese und dem Felde, bey der Heu- und Getreide-Erndte, und bey der Saat bey einander! Der Winter vereiniget sie wieder in der Scheune und Spinnstube.

Dieß giebt dem Landvolke einen eignen Charakter.

Es wird durch die Gesellschaft fröhlicher. Auch in den Ländern, wo es am meisten gedrückt wird, ertönen in der Erndte seine Lieder.

Es hängt ferner mehr unter sich zusammen; es macht auf jedem Dorfe ein Corpus aus, und handelt als ein Corpus.

In einer ganzen Gegend kennt jeder Bauer den andern, und weiß alle dessen Verhältnisse. — Auch dieß trägt bey, ihr Leben angenehm zu machen, oder doch zu erleichtern, weil es ihnen, in einem großen Kreise, nie an einer gesellschaftlichen Unterhaltung fehlt.

Aber dafür können sie sich auch leicht, unter einem Anführer, gegen die Regierung, oder den Gutsherrn vereinigen, wenn sie gegen einen von beyden mißvergnügt sind.

Doch diese Gesellschaft der Landleute ist nicht sowohl ein Geschäfts-Umgang, als ein Umgang bey dem Geschäfte.

Selten reden sie mit einander von ihren Arbeiten. Fast niemahls berathschlagen sie sich darüber. Daß einer seine Erfahrungen oder seine Methoden den übrigen mittheilt, ist sehr ungewöhnlich. Daher ist es auch so selten, daß aus dieser Classe selbst eine große Verbesserung im Ackerbaue hervorgehe, oder sich weit ausbreite.

Die gewöhnlichste Unterhaltung der Landleute, welche fremdes Gut anbauen, betrifft entweder

ihre häuslichen Angelegenheiten, oder, wenn sie recht interessant seyn soll, so bezieht sie sich auf gewisse Beschwerden, die sie eben jetzt über den Verwalter oder Gutsherrn zu führen haben, und auf die Forderungen, welche sie an jene thun. Kurz sie unterreden sich, bey der Arbeit, wie im Wirthshause, weit mehr über ihre Gerechtsame, als über ihre Geschäfte.

Was ihren Umgang mit dem Gutsherrn und dessen Stellvertretern betrifft, so ist dessen Charakter und Wirkung allerdings bey freyen Arbeitern, bey Fröhnern und bey Leibeignen sehr verschieden.

Je despotischer der Gutsherr herrscht, und je sklavischer die Landarbeiter ihm unterworfen sind: desto mehr ist das Interesse beyder Classen einander entgegengesetzt; und desto mehr Mißtrauen, Groll und geheime List müssen in dem Verkehr und allen Verhandlungen zwischen ihnen, von Seiten der Unterdrückten, herrschen.

Daher sind in denjenigen Gegenden und Ländern, wo der Landmann leibeigen oder mit harten Frohndiensten beschwert ist, diejenigen Landleute die besten, welche am wenigsten mit ihrem Herrn oder ihren Vorgesetzten zu thun, und also die wenigste Gelegenheit haben, ihren Unwillen an ihnen auszulassen.

Diejenigen hingegen, welche auf den Höfen arbeiten, oder sonst solche Dienste verrichten, wodurch sie in einen steten Zusammenhang mit ihrem Despoten kommen, werden fast unausbleiblich entweder kriechend und niederträchtig, oder betrügerisch, oder auch wohl stolz und hart gegen ihres Gleichen, wenn sie über solche zu herrschen haben.

Ganz freye Landarbeiter sind gegen die Gutsbesitzer in dem Verhältnisse, wie die Handwerksgesellen gegen ihre Meister.

Sie sind gemeiniglich auch unzufrieden mit ihren Brotherrn, und machen wohl auch Complots unter einander, um jene in Verlegenheit zu setzen, oder ihren eignen Lohn zu erhöhen.

Aber da sie weniger unter einander zusammenhängen, als die an die Erdscholle eines Guts gehefteten Fröhner, und da ihre Beschwerden selten so groß und so gegründet sind: so entsteht aus ihren Verbindungen auch nicht so viel Unheil, als aus dem Aufstande dienstpflichtiger Bauern.

Der Umgang freyer Landarbeiter mit den Gutsherrn und Aufsehern ist nur geringe und gelegentlich, aber weit unschädlicher und vortheilhafter auf beyden Seiten. Der Umgang derselben mit einander ist der von Nachbarn, von Leu-

ten, die ein gemeinschaftliches Gewerbe treiben, von solchen, die sich täglich sehen, und zuweilen auch ein gemeinschaftliches Interesse haben.

b) Umgang der Gutsbesitzer.

Diese, auch wenn sie ihre Güter selbst bewirthschaften, (und außer diesem Falle sind sie bloße Rentenirer, und ihre Güter sind Kapitalien,) werden durch ihr Geschäft wenig in Umgang mit andern Menschen verwickelt. Der Ackerbau ist in so fern ein einsames Geschäft. Man hat bloß dabey mit der Erde und den Pflanzen zu thun. Alles Andere, außer der Erzeugung derselben, ist Handel, im Verkaufe der Producte und im Ankaufe der nöthigen Geräthe.

Die kleinern Gutsbesitzer, welche wir in Schlesien Bauern schlechtweg nennen, sind unter sich nur durch Verwandtschaft und Umgang, nicht durch ihr Geschäft, in Verbindung. Gegen ihr Gesinde und ihre Tagelöhner müssen sie gelinder und freygebiger seyn, weil sie dieselben nicht zu ihrem Dienste zwingen können. Doch lassen sich auch diese von ihnen fast mehr, als von dem Edelmanne, gefallen: besonders, wenn sie sehen, daß ihr Brotherr sonst ein guter Mann und ein verständiger Wirth ist; und daß er die strenge Ordnung und den Fleiß, welchen er von ihnen fordert, selbst beobachtet.

Die größern Gutsbesitzer, deren größerer Theil bey uns zu dem Adel gehört, hat entweder bloß mit seinen Amtleuten und Verwaltern, oder er hat es mit dem arbeitenden Landvolke unmittelbar zu thun.

Die, welche nie bis zu ihren Fröhnern herabsteigen, und sie immer nur von ferne mit den Augen ihrer Amtleute und Gerichtshalter sehen, — nur durch diese mit ihnen tractiren, wenden durch solche Zeichen des Stolzes die Gemüther der gemeinen Leute von sich ab, und machen diese desto geneigter, ihnen alle möglichen Kränkungen zu beweisen.

Aber auch die, welche unmittelbar die Aufsicht über ihre Arbeiter führen, und mit denselben durch ihr Geschäft in Verbindung treten, werden doch oft durch ihre Vorurtheile, ihren Eigennutz und den Abstand der Sitten verhindert, ein unparteyisches Urtheil über sie zu fällen.

Die meisten, welche ihre Güter selbst bewirthschaften, urtheilen ungünstig von den Bauern. Theils werden sie von den Fehlern, die einer noch schlecht erzognen Menschen-Classe unausbleiblich eigen sind, zu sehr beleidiget; theils stimmt die Collision des gegenseitigen Interesse sie ebenfalls mehr zum Hasse, als zur Liebe; theils wissen sie nicht mit dem gemeinen Landmanne auf eine ihm angemessene Art umzugehen.

Es gehört eine Verbindung von Würde und Herablassung, von Strenge und Freundlichkeit, von der Gabe sich recht deutlich in seinen Reden zu machen, mit der Gabe das Unverständliche in den Reden Anderer zu errathen, dazu, wenn der Höhere und besonders der Gutsherr, im Umgange und Verkehr mit dem gemeinen Bauer, seine Endzwecke erreichen soll.

IV. Geschäfts-Umgang des Lehrstandes.

Dieser Stand ist bey uns in zwey Hauptclassen getheilt: in die Kirchen- und in die Schul-Lehrer; — welche letztere sich wieder in die Lehrer der höhern und niedern Schulen theilen.

1. Geschäfts-Umgang der Kirchenlehrer.

Er ist ebenfalls zwiefach: er entsteht entweder aus der Verbindung der Kirchenlehrer unter einander, oder aus der, welche sie mit ihren Gemeinden und deren einzelnen Mitgliedern haben.

a) Umgang der Kirchenlehrer unter einander.

Im Anfange des Christenthums (denn dieses hat zuerst einen dem Gottesdienste gewidmeten Lehrstand errichtet,) waren die Aeltesten jeder Gemeinde, welche in der Folge die Lehrer wurden, so wie noch jetzt die Aeltesten in den Brüder-Gemeinden, zugleich dazu bestellt, für das Heil der Seelen und für die öffentliche Wohlfahrt der Kirche zu sorgen. Dieß brachte sie also zu einem sehr vertrauten Umgange und zu häufigen Berathschlagungen mit einander.

Nachdem das Christenthum sich ausbreitete, traten die Aeltesten jeder Gemeinde auch mit den Aeltesten der Gemeinden in den benachbarten Städten in Verbindung.

Anfangs war die Absicht bloß, sich gegenseitig zur Frömmigkeit zu ermahnen, und sich bey Unfällen und Gefahren, welche die Gemeinden trafen, wechselsweise Rath zu geben. In der Folge aber, als die Christen anfingen, ein größeres Gewicht auf einen bestimmten Lehrbegriff und auf eine gleiche Form des Gottesdienstes zu legen, berathschlagten sich die Lehrer benachbarter Gemeinden am meisten über Lehrpuncte oder über Gebräuche: wobey die jüngere Kirche sich gemeiniglich dem Ausspruche der ältern unterwarf, weil

man allgemein die Ueberlieferung zu einer Hauptquelle der Erkenntniß annahm.

Dieser Umgang der Lehrer verschiedener Gemeinden mit einander, den sie durch Correspondenz und Zusammenkünfte, welche man Synoden nannte, unterhielten, breitete sich nach und nach über ganze Provinzen, und zuletzt über das ganze Römische Reich aus, als das Christenthum selbst diesen Umfang gewonnen hatte.

Um diesen allgemeinen und immerwährenden Verkehr der christlichen Kirchen-Lehrer zu befördern, trug vornähmlich die sich allmählig festsezzende Idee bey, daß eine vollkommne Einheit des Lehrbegriffs und der gottesdienstlichen Gebräuche in allen Gemeinden nothwendig sey. Denn auf einem großen Raume und unter zahlreichen Gemeinden war diese Einheit nicht zu erhalten, wenn nicht die Lehrer und Vorsteher derselben oft zusammen conferirten, sich einander ihre Meinungen und Gewohnheiten abfragten, und die Verschiedenheiten auszugleichen suchten. Zu gleicher Zeit aber wurde dieser große und beständige Verkehr der christlichen Lehrer dadurch erleichtert, daß in jeder Gemeinde die Aeltesten ein Oberhaupt, unter dem Nahmen Bischof bekamen, welches die Geistlichkeit seines Ortes repräsentirte, und im Nahmen derselben mit den Bischöfen anderer Kirchen unterhandelte.

Diese große Geschäftigkeit, welche die Lehrer der Christlichen Gemeinden, auch der entferntesten, auf diesen Umgang unter sich, auf Conferenzen und Berathschlagungen, verwandten, und die Idee von einer nothwendigen Allgemeinheit und Einheit der Kirche, welche dabey zum Grunde lag, ist dem Christenthume sehr nachtheilig und eine Quelle seiner Verderbnisse geworden.

Die Lehrer, und vorzüglich die Bischöfe der einzelnen Gemeinden, vernachläßigten, über ihren Correspondenzen und Synoden, die Hauptpflichten ihres Amtes, die Belehrung und die Bearbeitung der Herzen ihrer Kirchkinder. Das Volk wurde wieder unwissender, indem der Klerus gelehrter, oder doch orthodoxer wurde.

Es entstand ferner aus diesem stets unterhaltnen Zusammenhange der Christlichen Kirchenlehrer eine Tyranney in der Kirche: erstlich die der Geistlichkeit über die Layen; und sodann einiger hohen Geistlichen über ihre Mitbrüder.

Ein so weitläuftiger Staat nähmlich, als die christliche Geistlichkeit formirte, konnte ohne eine gewisse exekutive Gewalt nicht aufrecht erhalten werden; und diese Gewalt mußte in immer wenigere Hände kommen. Daher die Aristokratie der Bischöfe, die sich endlich mit dem Despotismus des Pabstes im Abendlande endigte.

Da über abstracte und subtile Begriffe, dergleichen die theologischen sind, die Menschen immer uneiniger werden, je mehr sie dieselben untersuchen: so entstanden, eben aus jener unaufhörlichen Bemühung der Geistlichkeit, die Einheit des kirchlichen Lehrbegriffs zu erhalten, die Ketzereyen und Spaltungen in der Kirche. Indem sie sich über alle Lehrpuncte nicht nur, sondern auch über alle Ausdrücke derselben vereinigen wollten, entzweyten sie sich immer mehr. Und so würde durch die Concilien selbst und deren Folgen die christliche Welt am meisten zerrüttet.

Hieraus entstanden endlich die Unduldsamkeit, und die Verfolgung der Ketzer. Denn, da man von der einen Seite, auf der unausführbaren Absicht beharrte, eine absolute Uebereinstimmung der theologischen Begriffe und Meinungen, in allen Gemeinden der christlichen Kirche, hervorzubringen; und doch durch die Erfahrung einsah, daß diese Uebereinstimmung durch gemeinschaftliche Untersuchungen nicht zu erhalten sey: so nahm man seine Zuflucht zu dem einzigen wirksamen Mittel, — zu einer despotischen Entscheidung der Streitigkeiten und Unterstützung dieser Entscheidungen durch äußere Gewalt.

Diese Autorität, das Bekenntniß von Lehrsätzen zu erzwingen, auch ohne die Ueberzeugung von denselben zu bewirken, beruhte Anfangs auf

den Concilien, und also der Mehrheit der Stimmen, und kam zuletzt in die Hände der Päbste.

Von dieser Zeit an hörte der Geschäfts-Umgang der christlichen Lehrer, von welchem ich bisher geredet habe, fast gänzlich auf. Die Concilien hatten ein Ende, oder wurden sehr selten, und nur unter der Autorität des Pabstes gehalten, und von ihr geleitet.

Selbst die Provinzial-Synoden, auf welchen sich bisher die Geistlichen der benachbarten Gemeinden so häufig versammelt, und über Lehre und Leben ihrer selbst und ihrer Gemeinden berathschlagt hatten, kamen aus der Gewohnheit.

Sogar die Lehrer derselben Orte, und die an denselben Kirchen hatten wenig Gemeinschaft und Umgang mit einander, außer dem, welcher durch ihr Interesse und durch die gemeinschaftliche Verwaltung ihrer Güter veranlaßt wurde.

So blieb die Sache, mit wenigen Veränderungen, deren ich hier nicht zu erwähnen Ursache habe, bis zur Reformation.

Nur zwey große Versuche machte die Geistlichkeit, die Entscheidung der Glaubens-Artikel sowohl, als die Bestimmung der gottesdienstlichen Uebungen, dem Despotismus der Päbste zu entreißen, und sie von neuem ihren gemeinschaftlichen Berathschlagungen zu unterwerfen.

Diese Versuche mißlangen zwar, sie setzten aber doch die Lehrer der Kirche in eine größere Thätigkeit, sowohl für sich, als in Gemeinschaft mit einander, über die bisherigen Lehren und Gewohnheiten der Kirche nachzudenken: wodurch eben die Reformation vorbereitet wurde.

Durch diese wurden die protestantischen Gemeinden nicht nur von der Mutterkirche, sondern Anfangs auch von einander getrennt: indem jeder Ort und jedes Land andere Reformatoren hatten, und, unter der Aufsicht der Obrigkeit, ihren Gottesdienst nach eignem Belieben einrichteten.

Die Lehrer der Protestanten traten eine Zeit lang in das Verhältniß zurück, welches die ersten Lehrer des Christenthums gehabt hatten. Sie wurden von neuem als Väter ihrer Gemeinden angesehen, und schränkten sich, in ihren Berathschlagungen mit einander, bloß auf das Wohl und die Besserung ihrer Gemeinden ein.

Die erste Ursache, wodurch die Kirchenlehrer der Protestanten, auch aus entfernten Oertern und Ländern, wieder in Zusammenhang und zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen gebracht wurden, war die Notbwendigkeit, sich gegen das Pabstthum zu vertheidigen. Die

Geistlichen der verschiednen Gemeinen und die Lehrer ihrer Universitäten mußten zusammenkommen, um gemeinschaftliche Bekenntnißschriften unter einander zu verabreden, die sie ihren Gegnern vorlegen, und wodurch sie deren Vorurtheile widerlegen wollten.

In kurzem wurden die Theologen auch von den Fürsten wegen der politischen Verbindungen um Rath gefragt, welche sie gegen die zu den Waffen greifende katholische Partey zu errichten gesonnen waren.

So entstanden nach und nach Lutherische und Reformirte Synoden, das Correspondiren und Zusammenkommen der Lehrer von verschiednen Gemeinen, und ziemlich mit demselben Erfolge, welchen die alten Synoden gehabt hatten. Diese so wieder mit einander verbundenen und sich häufig berathschlagenden Theologen begnügten sich nicht mit den Gegenständen, durch welche sie zuerst waren zusammengerufen worden. Sie debattirten auch bald, so wie jene alten Bischöfe über Lehrpuncte, Formeln und Kirchengebräuche; sie erneuerten den Begriff von einer nothwendigen Einigkeit des Glaubens, und veranlaßten dadurch, so wie jene, immer neue Spaltungen, die endlich auch nur durch bürgerliche Gewalt beschränkt oder aufgehoben werden konnten.

Glücklicher Weise brachten die immer mehr aufblühenden Wissenschaften andere Gegenstände der Untersuchung und des Studiums unter die Theologen. Eben die wachsende Aufklärung zeigte die Unwichtigkeit gewisser dogmatischen Streit-Puncte, und verminderte den Haß der Parteyen. Daraus entstand, daß man in der Lutherischen Kirche, mit der Verfertigung der Concordien-Formel, endlich aufhörte, neue Symbole zu machen. Und da der Religions- und noch mehr der Westphälische Friede, es auch für die Protestantischen Theologen unnöthig machte, immer neue Maßregeln zur Vertheidigung gegen das Pabstthum zu verabreden: so fielen auch die Ursachen hinweg, welche die häufigen Zusammenkünfte der Kirchenlehrer verschiedener Gemeinden bisher veranlaßt hatten: und der Geschäfts-Umgang der Geistlichen unter einander bekam nach und nach diejenigen Schranken, und zugleich die Beschaffenheit, welche er heute zu Tage hat.

In der Evangelisch-Lutherischen Kirche ist derselbe hauptsächlich auf die Verbindung derjenigen Geistlichen, welche in gemeinschaftlichen Consistorien sitzen, und auf die Verbindung derjenigen, welche, in den großen Städten, bey denselben Kirchen oder Gemeinden angestellt sind, eingeschränkt.

Das Verkehr der geistlichen Lehrer, welche Beysitzer derselben Consistorien sind, ist demjenigen an Beschaffenheit und Wirkung vollkommen ähnlich, welches zwischen den Mitgliedern aller Regierungs-Collegien in ihren Sitzungen Statt findet.

Wenn ein Consistorial-Collegium aus Männern, wie Spalding, Teller und Dietrich, zusammengesetzt ist, und einen Münchhausen an seiner Spitze hat: so sind die Sitzungen und Berathschlagungen desselben eine wahre Schule der Aufklärung für alle Mitglieder.

Sie sind zugleich ein Band der Freundschaft unter ihnen: indem einer sowohl die Gaben als die Gesinnungen des andern kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Diese Vortheile fallen weg, wenn die geistlichen Beysitzer eines Consistoriums einander zu unähnlich sind, um sich in gemeinschaftlichen Berathschlagungen vereinigen zu können: da alsdann gemeiniglich die Verschiedenheit und Unvereinbarkeit ihrer Meinungen die ganze Autorität des Consistoriums in die Hände des weltlichen Chefs desselben bringt, und die geistlichen Beysitzer außer Thätigkeit setzt.

Was den Umgang derjenigen Geistlichen betrifft, welche an derselben Kirche oder Gemeinde ihr Amt führen: so ist zwar in der Protestanti-

schen Kirche derjenige Geist erloschen, welcher bey den ersten Christlichen Gemeinden eine sehr genaue Verbindung der Lehrer unter sich veranlaßte.

Unsere geistlichen Lehrer berathschlagen sich selten mehr über ihre Amtsführung, und der Gelegenheiten, wo sie sich durch die gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen in Sachen des Unterrichts und der Seelsorge, ohne Unschicklichkeit und Anmaßung, belehren könnten, sind wenige.

Aber dazu biethet jene Verbindung der Geistlichen an demselben Orte und bey derselben Kirche häufige Gelegenheit an, die einsichtsvollsten und menschenfreundlichsten unter ihnen auszuzeichnen, und ihnen, entweder durch die Macht des Beyspiels, oder durch die Freundschaft, welche sie sich erwerben, einen Einfluß auf die übrigen zu verschaffen.

Diese gemeinschaftliche Amtsführung kann um desto mehr eine Schule vieler Tugenden für die dadurch vereinigten Geistlichen werden, je mehr Collisionen dabey vorkommen, welche sie mit einander in Uneinigkeit bringen können.

Dieser Collisionen sind hauptsächlich zwey.

Zuerst sind die Geistlichen öffentliche Personen, welche so, wie die Schriftsteller, wie die Redner in Republiken, wie die Lehrer auf Universitäten, vor dem Publikum auftreten, und von dessen Beyfall ihr Glück erwarten. Alle Perso-

nen dieser Classe sind sehr in Versuchung, Rivale von einander zu werden: und die Rivalität ist die Mutter des Neides, so wie dieser der Vater aller feindseligen Leidenschaften.

Daher findet man, daß diejenigen Prediger, welche, wegen ihrer höhern Lehrgaben, von dem größern Publikum ihres Wohnorts, und von Auswärtigen am meisten geschätzt werden, mit ihren Collegen in wenig freundschaftlichen Verbindungen leben: wofern sie nicht den Vorzug ihrer Talente und ihres Beyfalls, durch eine ausnehmende Bescheidenheit und durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und ihres Betragens, bey denselben gleichsam wieder gut machen.

Zum andern ist, besonders bey den Lutheranern, auch der Eigennutz jener geistlichen Amtsbrüder in Widerspruch. Ihre Einnahme hängt nähmlich, wegen des Beichtgeldes, von ihrem Beyfalle ab. Und es gehört desto mehr Selbstbeherrschung bey einem Geistlichen dazu, welcher, ohne Unwillen, seinen Collegen in dem Besitze jener Einkünfte, und sich zurückgesetzt sehen soll: da er zugleich dadurch einen Beweis erhält, daß jener von der Gemeinde sehr, — er wenig geliebt werde.

Noch ist ein Wort von derjenigen Verbindung zu reden, welche die Kirchenverfassung unter den Geistlichen desselben Landes, oder Districts, auch

wenn sie an verschiedenen Orten wohnen, hervorbringt.

Diese Kirchen-Verfassung ist in den verschiedenen Protestantischen Ländern sehr verschieden: und sie ist nicht ohne Einfluß auf den Geist und Charakter der Geistlichkeit, welche hauptsächlich von dem dadurch gestifteten Zusammenhange zwischen den Mitgliedern derselben abhängen.

Unter den Lutheranern ist eine Art von Hierarchie, aber eine sehr wenig drückende. Die Geistlichen sind einander an Range subordinirt, aber nicht unterworfen. Ueber die Geistlichen jedes Districts führt ein oberer Geistlicher die Aufsicht, aber ohne alle Jurisdiction, und ist nur die Mittelsperson zwischen ihr und der Obrigkeit.

Obgleich weder die Geschäfte sehr häufig sind, noch der Umgang der Geistlichen sehr genau ist, welche durch die hierarchische Verbindung veranlasset werden: so haben doch die Inspectoren, wenn sie selbst vorzügliche Männer ihrer Classe sind, wohl Gelegenheit, auf Kirchen-Visitationen, bey Einführungen neugewählter Lehrer und andern Verrichtungen des Aufseher-Amtes, durch ihr Beyspiel und ihre Belehrungen der untergeordneten Geistlichkeit zu nutzen; — so wie, auf der andern Seite, sich durch ihr persönliches Betragen die Liebe derselben zu erwerben.

Auch bleiben, bey dieser Kirchen-Verfassung, die Geistlichen jedes Districts, durch die cirkuläre Mittheilung der Consistorial-Verordnungen, durch Vertretungen u. s. w. in einem nicht unnützen Zusammenhange, welcher Gelegenheit geben kann, daß diejenigen Geistlichen sich kennen lernen, die zu einem vertrautern Umgange mit einander geschickt sind.

In England ist die Verfassung und die Hierarchie der katholischen Kirche mit wenigen Veränderungen beybehalten worden: und sie hat dort denselben Erfolg gehabt, den Untersuchungs-Geist zu lähmen, und die Anhänglichkeit der Geistlichen an das Alte zu befördern. Auch schränkt sich der Geschäfts-Umgang der Geistlichen der hohen Kirche in England mehr darauf ein, sich von ihren Rechten und deren Aufrechterhaltung, und über die Verwaltung ihrer liegenden Gründe, als über die Gegenstände ihres geistlichen Berufs, zu berathschlagen.

Nur werden diese Folgen der Hierarchie in England durch das Licht der Wissenschaften gemildert, welches allgemein, und auch unter der Geistlichkeit, herrscht; — und durch den Umstand, daß die höhern geistlichen Stellen nicht bloß nach Geburt, sondern nach Verdienst, und besonders nach litterarischem Verdienste besetzt werden.

In einigen reformirten Ländern, z. B. in Holland und in der Pfalz, ist die Synodal-Verfassung, mehr oder weniger, beybehalten worden.

Diese bringt allenthalben, wo sie herrscht, mehr Leben und Thätigkeit in den Geschäfts-Umgang der Geistlichen: indem jeder hoffen kann, bey Gelegenheit einer solchen Zusammenkunft, seine Ideen seinen Amtsbrüdern mitzutheilen, und durch ihre Beystimmung zur Ausführung zu bringen.

Aber sie führt zu einer weit strengern Orthodoxie, sie ist weit intoleranter, und selbst zur Verfolgung der anders Denkenden geneigter, als z. B. die Subordination der Lutherischen Geistlichen unter ihre Consistorien dieselben macht.

Die Ursache ist, daß, wo die Mehrheit der Stimmen entscheidet, auch unter der Geistlichkeit, die am wenigsten Aufgeklärten, und die Heftigsten und Leidenschaftlichsten die Oberhand behalten und die Gesetze geben.

In andern Gegenden Deutschlands und in der Schweitz, sind die Reformirten Gemeinden gänzlich von einander getrennt, und weder durch eine Subordination, noch durch Zusammenkünfte ihrer Geistlichen vereiniget. Jede regiert sich, unter der Aufsicht der höchsten Obrigkeit, selbst durch ihr Consistorium, welches aus den Geistlichen und

aus einigen ausgewählten und angesehenen Gliedern der Gemeinde besteht.

Diese Einrichtung ist, besonders an Orten, wo die Reformirten Gemeinden größtentheils aus Personen der gesitteren Classen bestanden, oder sonst im Besitze einer gewissen Aufklärung waren, von sehr gutem Erfolge gewesen.

Die Freyheit zu denken, ist dadurch vermehrt worden: und die Verbesserungen der Liturgie und der Gesänge sind hier am ersten und leichtesten zu Stande gekommen.

Der Lehrer lernt auch, bey dieser Einrichtung, die Hausväter seiner Gemeinde nach und nach kennen, und wird ihnen bekannt: der verdienstvolle Lehrer gelangt also endlich zu einem natürlichen Ansehen und Einflusse bey seiner Gemeinde, welche mit gar keinem Despotismus vermischt sind, und benutzt hinwiederum die Einsichten und die Erfahrenheit, welche unter den ältern Mitgliedern seiner Gemeinde verbreitet sind.

2) Umgang der geistlichen Lehrer mit ihren Gemeinden.

Die Art dieses Umgangs hat sehr abgewechselt, nach den verschiedenen Ideen, welche man sich von dem Verhältnisse der geistlichen Lehrer gegen ihre Gemeinden, und von dem Berufe der er-

stern gemacht hat, — und nach den Umständen der Zeit, welche den Geistlichen, bald mehr bald weniger, Ueberlegenheit über die Layen, sowohl an Macht und Ansehn, als an Einsicht und Wissenschaft gegeben haben.

Im Anfange des Christenthums waren die Lehrer, genannt Aeltesten, wie ich schon gesagt habe, zugleich Aufseher, Fürsorger und Rathgeber der Gemeinden. Sie wurden als Väter respectirt, und handelten auch wirklich als Väter. Dieses Verhältniß scheint sehr glücklich, und diese Regierungsart, die bloß auf freywilliger Unterwerfung beruht, die sanfteste unter allen zu seyn. Und so ist es auch in der That, so lange die Gesinnung von beyden Seiten aufrichtig ist, die Gemeinden klein, und die Mitglieder derselben von wenig Ansprüchen sind, und eine gewisse Einfalt im Verstande oder Charakter haben. So waren in der That die ersten Christen; so waren die ersten Brüder in den Herrenhutischen Gemeinden.

Aber auch eine freywillige Unterwerfung unsers Geistes unter Andere wird mit der Länge der Zeit lästig, und uns selbst schädlich; und die väterliche Gewalt ist der despotischen sehr nahe, und artet leicht in dieselbe aus. Daher der erste Grund der Erhabenheit, welche sich in der Kirche die Geistlichkeit über die Layen anmaßte; daher der erste Grund der Demuth und Unterwerfung,

mit welcher sich diese die Aussprüche ihrer Lehrer, in Sachen der Religion, gefallen ließen.

Dieses Verhältniß änderte sich, als die Gemeinden größer wurden. Aber an die Stelle der väterlichen Aufsicht und kindlichen Folgsamkeit trat wirkliche Herrschaft von der einen, — und Sklaverey des Geistes von der andern Seite, als die Geistlichkeit, Anfangs in Corpore auf ihren Zusammenkünften, und endlich durch ihre Repräsentanten und Oberhäupter, den Glauben und den Gottesdienst der Christen anordnete, ihre Begriffe in Absicht der Religion bestimmte und ihnen die Uebungen derselben vorschrieb.

Ueberhaupt, so bald man die geistlichen Lehrer als die Depositarien der göttlichen Geheimnisse, und als eine Art von Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den übrigen Menschen ansah: so bald mußten ihre Lehren, ihre Ermahnungen, alle gottesdienstlichen Handlungen, die sie verrichteten, einen höhern Charakter annehmen; der Eindruck, den dieselben auf das Volk machten, war nun nicht bloß der Eindruck der Wahrheit und des sittlichen Nutzens, sondern der eines göttlichen Ursprungs und Ansehns.

Dieß war der Fall bey den Jüdischen und Aegyptischen Priestern, und es gab ihnen den Vorrang vor allen übrigen Ständen.

Dieß wurde von neuem der Fall bey den Lehrern der Christlichen Kirche, vom dritten Jahrhunderte an, bis auf die Reformation.

Die auf den Concilien versammelte Geistlichkeit, und in der Folge der Römische Bischof, wenn er ex cathedra sprach, wurden als unmittelbar vom heiligen Geiste inspirirt angesehn: und die Schlüsse der erstern, die Decrete des letztern, waren Gesetze für die ganze Christenheit, von einer mehr als menschlichen Sanction.

Dieß mußte nothwendig das ganze Corpus der Geistlichkeit über die Layen erheben, und auch auf die Art, wie die einzelnen Geistlichen jeder Gemeinde mit ihren Kirchkindern umgingen, und von diesen hinwiederum behandelt wurden, Einfluß haben.

Hierzu kam, daß die Geistlichkeit im Mittelalter fast in dem ausschließenden Besitze aller wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten war: wodurch sie nicht nur noch mehr Ueberlegenheit über die Layen erhielt, sondern auch in ganz neue Geschäfts-Verbindungen, sowohl mit den Regenten der Staaten als mit Privatpersonen, gerieth.

Geistliche wurden an allen Höfen Canzler der Fürsten: mit ihnen wurden die meisten hohen und niedrigen Staatsämter besetzt. Im Rathe

der Völker, auf Reichs- und Land-Tägen machte die Geistlichkeit allenthalben den ersten Stand aus, und ihre Stimme war von dem größten Gewichte.

Auch in den Häusern der Privatpersonen, besonders der Großen, fand man durchgängig Geistliche, welche die Geschäfte derselben besorgten, ihr Hauswesen regierten, und die Honneurs der Gesellschaft machten.

Aber dieser große weltliche Verkehr der Geistlichen mit den Layen schwächte ein wenig den Einfluß ihres geistlichen Ansehns: indem die Weltlichen dadurch eine gewisse Gewalt über sie bekamen, ihnen solche Aemter und Functionen anzuvertrauen oder zu entziehen, — oder indem sie doch wenigstens bey diesen politischen und ökonomischen Angelegenheiten ein Wort von Gewicht mitsprechen konnten.

Hierzu kam noch der große Abstand, in welchen die niedere Geistlichkeit gegen die hohe gerieth. Die Bischöfe und Prälaten wurden große Herrn, welche wenig mehr mit ihren Gemeinden zu thun hatten. Aber der gemeine Dorfpfarrer und überhaupt der niedere Geistliche wurde auch von ihnen so wenig geachtet, daß er bey dem Volke gleichsam seine Zuflucht suchen mußte, und sich daher dem gemeinen Manne mehr näherte, und um dessen Liebe warb, aber auch immer von diesem eine achtungsvolle Begegnung erhielt.

Unter allen diesen Abwechselungen, blieb jedoch eine Art von Umgang und Verkehr der Geistlichen mit ihren Gemeinden, welche für beyde Theile vortheilhaft war, einen freundschaftlichen Charakter hatte, und zugleich den Geistlichen Achtung erweckte; ich rede von dem Umgange, welchen der Unterricht, die Ausspendung der Sakramente, die Besuchung der Kranken u. s. w. veranlaßten.

Freylich kommt sehr viel darauf an, ob diese Religions-Handlungen bloße Ceremonien sind, ob sie auf eine handwerksmäßige Weise verrichtet werden; und ob besonders der Unterricht gut und wirklich belehrend und erbaulich ist.

Indeß sieht doch der geistliche Lehrer, (es versteht sich, daß ich darunter einen Seelsorger, einen Pfarrer u. s. w. verstehe) seine Kirchkinder bey so interessanten und rührenden Gelegenheiten, und diese nehmen zu ihm gemeiniglich in einer, für gute, sittliche Empfindungen so günstigen, Stimmung des Gemüths ihre Zuflucht, daß nothwendig sich einige Zärtlichkeit und Sympathie in diesen Umgang mischen, und einiger Nutzen für beyde Theile aus demselben entstehen muß.

Die Reformation hat bey den Protestanten und die wachsende Aufklärung hat in der Römischen Kirche, das wahre Verhältniß der Geistlichen zu ihren Gemeinden auf die beyden Beziehungen, —

auf die eines Seelsorgers, und die eines Lehrers zurückgebracht.

Bey den Protestanten ist nach und nach der Seelsorger in den Lehrer übergegangen: und in den aufgeklärtesten Gemeinden ist der öffentliche Unterricht der Erwachsenen und der Kinder, nebst den gelegentlichen Ermahnungen und Tröstungen einzelner Personen bey außerordentlichen Vorfällen, das Hauptgeschäfte des Geistlichen geworden.

Die Seelsorge ist immer mit einer gewissen Herrschaft verbunden, und zieht dieselbe nach sich. Sie setzt überdieß, wenn sie nützlich seyn soll, schon eine gewisse Superiorität des Geistlichen über seine Kirchkinder, oder eine große Vertraulichkeit mit ihnen voraus, — zwey Sachen, die nicht immerwährend noch allgemein seyn können.

Die Seelsorge ist die Bearbeitung des moralischen und religiösen Charakters der Erwachsenen. Man kann aber an dem Charakter eines Menschen nicht arbeiten, wenn man ihn nicht kennt; und man kann den Charakter nur aus den Handlungen erkennen. Der Geistliche, wenn er Seelsorger seyn soll, muß sich also um die Handlungen seiner Kirchkinder bekümmern.

Hieraus ist die Beichte entstanden. Auf diesem Wege sind die Geistlichen in das Innere der Familien, und selbst an die Höfe der Fürsten gedrungen.

Indem sie das Moralische und Unmoralische in dem Betragen der Fürsten beobachteten, lernten sie auch ihre Angelegenheiten selbst kennen. Indem sie die Fehler derselben bestraften, bekamen sie eine gewisse Gewalt über sie.

Dieß gab, auch unter den Protestanten, den Beichtvätern zuweilen Einfluß in die Staatsgeschäfte und in die Regierung. Man weiß, mit welcher Freymüthigkeit im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte die Prediger in Schottland und an einigen deutschen Höfen die Aufführung und die Maßregeln der Regenten, selbst auf der Canzel, rügten.

Dieß veranlaßte einen andern noch schädlichern Einfluß der Geistlichen auf die Regierung, indem sie hier auf das Volk wirkten, und das Mißvergnügen desselben über ihre Fürsten erregten.

Auch über die Privatpersonen mußte die Seelsorge, so lange sie ernstlich und des Nahmens werth war, eine ähnliche Herrschaft, und auf die Angelegenheiten derselben einen bedeutenden Einfluß geben.

Dieß konnte wirklich zuweilen von Nutzen seyn, wenn von der einen Seite der Lehrer wirklich höhere Einsichten und einen mehr veredelten Charakter hatte, als sein Kirchkind, und er überdieß mit einer reinen Absicht und doch mit wahrem

Eifer für das Wohl und die Tugend des ihm Anvertrauten zu Werke ging; und wenn von der andern Seite der diesen Unterricht Empfangende, nicht aus abergläubischer Verehrung des geistlichen Charakters, sondern aus Gefühl seiner Unwissenheit und Schwäche, sich dieses Ansehen eines Weiseren und das Einmischen desselben in seine äussern oder Herzens-Angelegenheiten gefallen ließ.

So bald aber mehr Gleichheit zwischen den Lehrern und den Gliedern der Gemeinden, auch in Absicht der moralischen Kenntnisse, entstand, so wurde jene so specielle Seelsorge unschicklich; und sie wurde sogar schädlich, wenn der Geistliche die Autorität seines Amtes zu Hülfe nehmen mußte, um sich Gehör zu verschaffen, und der Laye doch unwillig und ohne wahren innern Beyfall diese Belehrungen oder Bestrafungen annahm.

Es ist also im Grunde ein Glück, daß zu unsern Zeiten die Seelsorge der Geistlichen, in Beziehung auf einzelne Personen, theils auf die schon oben genannten Functionen der Besuchung der Kranken und Sterbenden, theils auf solche gelegentliche Ermahnungen eingeschränkt worden ist, wozu sie von der Obrigkeit oder von den dabey interessirten Personen selbst aufgefordert worden, z. B. zur Aussöhnung uneiniger Eheleute,

zu Wiedervereinigung beleidigter Aeltern mit ihren Kindern, zu Hebung von Gewissensscrupeln u. s. w.

Auch bey diesen Gelegenheiten, obgleich auch hier nicht immer der gesuchte Endzweck erreicht wird, kann doch der Geistliche dadurch Gutes stiften, indem er sich Achtung und Liebe erwirbt, seine Kirchkinder mehr an sich zieht, und dadurch seinem öffentlichen, und dem Religions-Unterrichte überhaupt, mehr Ansehen und Eingang verschafft.

Aber es ist dieß auch der delicateste Theil seines Amtes, weil er auf Privatverhältnisse Rücksicht nehmen muß, ohne deren Kenntniß oder Beobachtung die besten moralischen Betrachtungen unschicklich und dadurch unkräftig werden können.

Doch die vornehmste Function, welche jetzt der geistliche Lehrer bey den Protestanten hat, und durch welche er mit seiner Gemeinde in Verbindung steht, ist der Unterricht: wovon es drey Zweige giebt, den Unterricht auf der Canzel, den in den Catechisationen, und den Unterricht der Jugend bey der Vorbereitung zum Abendmahl.

Die beyden ersten Arten des Unterrichts sind dem Prediger eigen: die letzte hat er mit dem Pädagogen und Schullehrer gemein.

Es ist ein großer Vorzug des Religions-Lehrers, daß der von ihm ertheilte Unterricht ihn mit

seinen Mitbürgern in einen weit größern und angenehmern Zusammenhang bringt, als die andern Arten der Lehrer kommen können.

Kein Gelehrter genießt so gewiß und so zeitig die Belohnung seiner Talente und seines Fleißes in der Liebe und Achtung der Personen, welche ihn umgeben, als der Prediger.

Der Schriftsteller arbeitet für ihm unbekannte, oft entfernte Leser, die sich nicht um ihn, sondern nur um sein Buch bekümmern, deren gute Gesinnung wenigstens ihm unbekannt bleibt, und wenig nutzt. Seinen Mitbürgern werden seine Verdienste oft am spätesten bekannt: und auch dann erhält er von ihnen mehr eine kalte Achtung, als eine persönliche Zuneigung, die sie begierig machte, in Umgang mit ihm zu treten. Freunde muß er sich, so wie jeder andere Mensch, suchen, oder vom Zufalle erwarten: seine Schriftstellerey verschafft ihm derselben wenige.

Das Verdienst des Schullehrers bleibt in seine Classe, oder in sein Gymnasium eingeschlossen. Nur seine Zöglinge lernen die Vorzüge seines Unterrichts unmittelbar kennen. Den Aeltern wird er erst durch ihre Kinder bekannt: und das übrige Publicum schätzt ihn bloß auf Treu und Glauben, um des Lobes dieser Aeltern willen.

Auch der akademische Lehrer tritt nur vor jungen Leuten auf, welche nicht immer die besten

Richter sind, und deren Urtheil oder Gesinnung auf das übrige Publicum nur wenig Einfluß hat.

Der Geistliche ist der einzige Lehrer, welcher Erwachsene und Leute aus allen Ständen persönlich unterrichtet. Er trägt sonntäglich einer Versammlung derselben seine Einsichten und Empfindungen über die wichtigsten Angelegenheiten vor. Auch seine Person, seine Stimme, sein ganzes Aeußere wird ihnen bekannt. — Kein Wunder also, daß, wenn er wirklich höhere Einsichten hat, wenn er sie auf eine deutliche und angenehme Weise mitzutheilen weiß, wenn sein Aeußeres gebildet und seine Stimme wohlklingend ist, er nicht nur die Hochachtung, sondern auch die Freundschaft derjenigen, welche ihn hören, erhält; und daß er von den Besten oder Geselligsten unter ihnen, auch zu ihrem vertrautern Umgange, aufgesucht wird.

Man sieht daher auch, daß in allen großen Städten, wo einige Cultur und Geselligkeit herrschen, die vorzüglichsten Prediger, die Spaldinge, die Teller, die Reinharde, immer in sehr angenehmen Verbindungen mit den höhern und mittlern Classen leben, und auch als Gesellschafter aufgesucht werden, indeß die an

denselben Orten wohnenden Schriftsteller und Schullehrer von gleichen Verdiensten in ihren Fächern, verhältnißmäßig, im Dunkeln bleiben.

Wenn der Geistliche keinen andern Umgang mit seiner Gemeinde hat, als den er in seinen Amtsgeschäften findet, so wird der Ton seines Gesprächs leicht deklamatorisch, oder gesucht, oder frömmelnd. Wenn er aber mit wahren Redner-Talenten, die er so oft übt, die gesellschaftliche Bildung verbindet, so ist er auch, nächst dem großen Arzte, am meisten in der Lage, ein feiner Weltmann, in dem besten Sinne des Worts, zu werden.

2. Geschäfts-Umgang der Jugend-Lehrer.

1) Geschäfts-Umgang der Lehrer auf niedern Schulen und Gymnasien.

Er ist ebenfalls zwiefach: der Umgang der Lehrer unter einander, und der mit ihren Schülern.

2. Umgang der Schullehrer unter einander.

Da die Lehrer jedes Gymnasiums ein Corpus ausmachen, welches aus gemeinschaftlichen Fonds seine Einkünfte erhält, da sie (wenigstens in ältern Lehr-Instituten) in einer gewissen Rang-Ordnung unter einander, und unter der gemeinschaftlichen Aufsicht und Direction eines Oberhauptes stehen: so bringt dieß nothwendig einigen Zusammenhang unter ihnen hervor, und bestimmt ihr Betragen gegen einander.

Da sie gemeiniglich ihre Classen in demselben Gebäude halten, so haben sie täglich Gelegenheit, einander, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, zu sehen und zu sprechen; aber sie haben noch mehr Gelegenheit einander kennen zu lernen, und besonders das Verhältniß zu wissen, in welchem jeder mit seinen Schülern stehet.

Jene erste Art der Verbindung bezieht sich bloß auf das Interesse und die Schul-Verfassung; und bringt selten eine Zusammenkunft oder Berathschlagungen unter den Lehrern hervor; ausgenommen, wenn ein gemeinschaftliches Mißvergnügen über gewisse von oben gemachte Verfügungen und Neuerungen sie vereiniget.

Dieser Umgang der Lehrer in den Zwischenräumen der Lectionen ist zwar an sich sehr kurz

und unbedeutend. Da aber dieß Augenblicke der Erhohlung von einer mühsamen Arbeit sind, so kann er doch sehr angenehm werden, und eben deswegen von Folgen seyn. — Man sagt sich einander viel mit wenigen Worten: und ein witziger Einfall gelingt oft am besten, wenn man nicht Zeit hat viel zu sagen. — Man sieht sich einander öfter und spinnt den Faden wieder an. Kurz die Lehrer einer Anstalt werden auch aus diesen Bruchstücken einer Unterredung gewahr, ob sie sich für einander schicken, und verbinden sich oft, bloß nach diesen Datis, zu einer genauern Privat-Freundschaft.

Das aber ist sehr ungewöhnlich, daß die Lehrer einer größern Schul-Anstalt sich mit einander über die eigentlichen Angelegenheiten ihres Amtes besprechen, sich einander ihre Lehr-Methoden mittheilen, die Hindernisse, welche sie vorfinden, einander darlegen, und sich über die Mittel berathschlagen, wie sie die Sitten ihrer Schüler verbessern und ihre Kenntnisse vermehren wollen.

Nur ein zur Verbesserung seines Gymnasiums sehr thätiger Rector, der zugleich nicht despotisch regieren will, kann die Lehrer seiner Anstalt zu solchen gemeinschaftlichen Berathschlagungen vereinigen, und dieselben im Gange erhalten. Aber auch dann kommt selten ein beträcht-

licher Nutzen heraus. Die meisten Lehrer besuchen solche Versammlungen nur unwillig und aus Zwange; die Meinungen derselben sind zu verschieden; und es ist am Ende doch nur Einer, oder Wenige, welche die Verbesserungs-Vorschläge machen und durchsetzen.

Ueberhaupt herrscht in den Schulen unter den Lehrern wenig republikanischer Geist: und die monarchische Regierung ist, wenigstens bisher, hier zu Hause, und auch am rechten Orte gewesen. Jener Geist aber wird erfordert, wenn ein interessanter und lebhafter Verkehr unter den in einem Collegium vereinigten Geschäftsleuten entstehen soll.

Die Ursache hiervon liegt zum Theil in dem zu weiten Abstande, welchen die Lehrer der untersten Classen von denen der höhern, auch in der bürgerlichen Rangordnung, und oft auch an Sitten und Kenntnissen, haben. Noch weit mehr aber liegt sie in der Verschiedenheit der Meinungen, welche die Lehrer über Erziehung und Unterricht hägen, und in der Verschiedenheit der Gewohnheiten, welche sie in Absicht beyder Gegenstände angenommen haben.

Es ist zu glauben, daß vor der Periode der neuern Fortschritte in der Erziehungskunst, als noch alle Welt glaubte, daß die Schulen und Gymnasien bloß bestimmt wären, die alten Spra-

chen zu lehren, und da man keine andern Methoden des Unterrichts, als die des Auswendiglernens, und keine andere Schul-Disciplin, als die der Strenge und körperlicher Strafen, kannte, auch mehr Harmonie und Gleichheit unter den Lehrern desselben Gymnasiums war.

Sie stiegen damahls gemeiniglich von den niedrigsten Classen zu den höchsten, welches auch beytrug, ihnen gegenseitig Achtung für einander und Anlage zur Freundschaft zu geben. Wahrscheinlich waren sie auch eher aufgelegt, über Schulsachen mit einander zu conferiren, und kamen leichter in gewissen Resultaten und Beschlüssen zusammen.

Vielleicht ist der große Flor, welchen in jener ältern Periode so viele Gymnasien in Deutschland hatten, zum Theil, dieser größern Einigkeit der Lehrer, und ihrer engern Verbindung, als Mitglieder eines kleinen Gemein-Wesens, an dessen Vortheile sie alle Anspruch machten, zuzuschreiben.

Nachdem aber die neuere Pädagogik sowohl mehrere Gegenstände des Schul-Unterrichts eingeführt, als die Methoden des Sprach-Unterrichts verändert, und über die moralische Erziehung zuvor unbekannte Begriffe verbreitet hat; ja, nachdem in die Gelehrsamkeit überhaupt ein neuer Geist gedrungen ist, — die alte Litteratur

philosophischer, und die Wissenschaften gemeinnütziger und populärer geworden sind: seit dem haben sich die Lehrer derselben Schul-Anstalten mehr von einander trennen, und unter sich uneins werden müssen.

Die ältern sind gemeiniglich dem alten Systeme anhänglich geblieben: die jüngern sind mit den Fortschritten des Zeitalters weiter gegangen, oder haben selbst vielleicht die Gränze einer klugen Reformation überschritten. Neuerungssucht und Vorurtheil für das Alte haben angefangen, in den Schulen, so wie in der Kirche, mit einander zu streiten.

Die in den untern Classen alt gewordnen Lehrer sind nun seltner zu den obersten Stellen befördert worden, weil sie sich in die neue Einrichtung der Dinge nicht fügen wollten, und bey derselben zur Direction ungeschickt waren.

In diesem Zustande befinden sich die Dinge, mehr oder weniger, noch auf allen alten Gymnasien. Doch nähert sich die Krisis einer Entscheidung. Die alten Lehrer, welche alle Verbesserungen verwerfen, sterben nach und nach aus; und von der andern Seite wird die Begierde zu reformiren mäßiger. Man lernt durch Versuche das, was im Schul-Unterrichte und in der Disciplin möglich und unmöglich ist, unterscheiden. Die Neuerer kommen auf manche alten Methoden

zurück: und die Liebhaber des Alten sehen den Nutzen gewisser Veränderungen endlich ganz augenscheinlich. Auch die Lehrer in den untern Classen werden jetzt wieder mehr geschätzt, weil sie an Denkungsart und Sitten den übrigen Menschen mehr gleich sind.

Dieß, wenn es so fortgeht, wird wahrscheinlich die Lehrer eines Gymnasiums wieder, wie ehedem, zu gleichartigen Gliedern desselben Körpers machen, und sie also auch unter sich in einen, auf ihr Geschäft sich beziehenden, lebhaftern Umgang bringen.

b. Umgang der Schullehrer mit ihren Schülern.

Man kann zweyerley Fragen hierbey aufwerfen: erstens, wie sind die Sachen bisher und im Durchschnitte gewesen? (denn Ausnahmen hat es immer gegeben;) und zweytens, welcher Vervollkommnung ist dieser Umgang fähig, wenn die Erziehungskunst überhaupt noch größere Fortschritte macht?

In Absicht der ersten Frage sind folgendes die Beobachtungen oder die Meinungen der Menschen.

Die Lehrer der untersten Classen in den Gymnasien, da sie es größtentheils mit Kindern gemei-

ner Aeltern zu thun haben, welche schlechte Sitten und pöbelhafte Manieren aus dem Hause in die Schule bringen, sind in Gefahr, wofern sie lange in diesen Classen bleiben, etwas von jenen Fehlern, indem sie sie verbessern wollen, selbst anzunehmen.

Sie müssen sich so tief herablassen, um ihnen verständlich zu seyn, und Eindruck auf sie zu machen, daß sie mit der Zeit, selbst von dem Grade der Cultur, welchen sie schon erreicht hatten, oder noch zu erreichen hoffen konnten, herabsteigen, und Sprache und Sitten, die sie anfangs nur unter ihren Schülern vorsätzlich annahmen, nun als Gewohnheit, auch in den Umgang mit der übrigen Welt mitbringen.

Der Einfluß des Beyspiels und die Macht der Nachahmung ist in der menschlichen Natur so groß, daß auch für den Erwachsenen der Umgang mit Kindern in dieser Absicht nicht gleichgültig ist: besonders, wenn er, als ein Einzelner, mit vielen Kindern zu thun hat, und dieser Verkehr lange dauert.

Er wird, unter fein gebildeten und artigen Kindern, selbst artiger werden, wenigstens ein sanftes, freundliches und liebreiches Wesen bekommen, welches die Grundlage wahrer Artig-

keit ist. Und er wird hingegen unter Kindern aus dem Pöbel selbst einen rauhen und gemeinen Ton des Umgangs annehmen.

Aber abgesehen von dem Einflusse des blößen Beysammenseyns, und der Nachahmung, welcher noch zweifelhaft seyn kann, — ist die Beschäftigung eines Lehrers von sehr jungen, noch unwissenden und ungebildeten Knaben, von welcher Art auch die natürlichen Anlagen derselben seyn mögen, sehr wohl im Stande, auf Geist, Charakter und Sitten des Lehrers einzuwirken: besonders, wenn Ein Lehrer viele solche Schüler zu unterrichten und in Aufsicht zu halten hat; — wie dieß in Schulen nothwendig der Fall ist.

Da hier eine gewisse Disciplin durchaus nothwendig ist, um nur Ordnung und Stille unter den Zöglingen zu erhalten; da selbst körperliche Strafen zuweilen unentbehrlich sind; da der Lehrer nothwendig eine Art obrigkeitlichen Ansehns über seine Classe haben und behaupten muß; und da er endlich auch oft zum Zorn gereitzt, oder durch das Mißlingen seiner Bemühungen in üble Laune gesetzt wird: so ist es allerdings möglich, daß er, bey langer Fortdauer dieser Lage, ein gebieterisches Ansehen überhaupt annehme, daß sein Ton in der Gesellschaft zu entscheidend und sein Tadel zu bitter werde; daß er endlich in seinem Aeußern entweder etwas Rauhes und Unfreundliches,

oder Spuren von Unzufriedenheit und übler Laune zeige. Auch große Männer, welche lange Zeit Schulmänner waren, aber in der Folge in andere Aemter kamen, haben doch diese, ihnen durch die frühere Beschäftigung eigen gewordenen, Sitten nie ganz verläugnen können.

Von der andern Seite giebt es keine größere Uebungs-Schule der Geduld, der Sanftmuth, der Selbstbeherrschung, und der Kunst, seine Würde ohne Tyranney zu behaupten, als die Lage eines solchen Lehrers. Wenn er ungezognen Knaben Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen weiß; wenn er sich zu ihnen herablassen kann, ohne ihnen verächtlich, und sich über sie erheben kann, ohne ihnen verhaßt oder fürchterlich zu werden: so ist zu erwarten, daß er in den leichtern und angenehmern Verhältnissen mit seines Gleichen, mit Erwachsenen, selbst mit Höhern, eben diese Tugenden ausüben, und auf gleiche Weise sich die Achtung der Menschen gewinnen wird.

Doch nicht bloß die Schullehrer der untern Classen, sondern alle Schullehrer überhaupt, auch die, welche es mit einer schon mehr erwachsenen und gebildeten Jugend zu thun haben, welche sie für die Akademie vorbereiten sollen, können durch die Beschäftigung und durch den Um-

gang mit ihren Zöglingen, an eigner Geistesbildung bald verlieren, bald gewinnen.

Es ist zwar hier keine solche Disciplin mehr nöthig, welche dem, der sie ausübt, gemeiniglich eine unangenehme und fehlerhafte Falte giebt. Aber es ist auch nicht die Ausübung dieser Disciplin allein, — es ist auch die Function des Unterrichts, der ganz Unwissenden gegeben wird, welche den Charakter und die Sitten des Schulmanns bestimmt oder wenigstens modificirt, wofern nicht stark entgegenwirkende Ursachen jene Eindrücke des Standes vernichten.

Hier weiß nähmlich der gute Lehrer gewiß, daß er weiser und einsichtsvoller sey, als die Menschen, welche er vor sich hat.

Er hat überdieß entweder bloß die Elemente der Wissenschaften vorzutragen: oder wenn er auch höhere Gegenstände, die aus der Mitte derselben genommen sind, abhandelt, so muß er doch seine Erklärung von den ersten Principien anfangen. Da er nur wenige und unvollkommne Vorkenntnisse bey seinen Zuhörern voraussetzen kann: so ist er genöthiget, immer wieder zu den Anfangsgründen zurück zu kehren, und sich also oft zu wiederhohlen. Da er sie nicht als Selbstdenker ansehen kann: so muß er oft auf einen Zusam-

menhang der Sachen aufmerksam machen, und Folgerungen ziehn, welche sich, in den Augen anderer Menschen, von selbst zu verstehen scheinen.

Endlich ist er verpflichtet, sich in seinem Unterrichte nach den Schwächsten und Unfähigsten unter dem Haufen seiner Schüler zu richten, und selbst den fähigern Köpfen zuweilen langweilig zu werden, um den weniger von der Natur begabten verständlich zu seyn.

Alle diese Ursachen, hat man geglaubt, und zuweilen gefunden, verstimmten den Ton des gesellschaftlichen Umgangs eines Schullehrers, und machten oft seine Art, sich unter Erwachsenen und gebildeten Leuten mitzutheilen, weniger angenehm.

Sie haben, sagt man, oft von zwey entgegengesetzten Fehlern, einen bey dem Schulmanne hervorgebracht: nachdem dieser entweder von Natur eine Anlage zum Stolze und zur Anmaßlichkeit, oder zur Bescheidenheit und Schüchternheit gehabt hat.

Im erstern Falle ist er geneigt geworden, alle Welt für seine Schüler zu halten, und sie durch den Lehrton in seinen Gesprächen merken zu lassen, um wie viel er sich für weiser und gelehrter halte, als sie. Er war sehr weitläuftig über Gegenstände, die er ganz kurz hätte abfertigen sollen, und machte durch Erzählung von Vorfällen, die nur ein Interesse für die Schule haben, oder

durch die Erklärung von Sachen, die er als seinen Zuhörern bekannt hätte annehmen sollen, seiner Gesellschaft lange Weile. Um von ihm etwas über den Buchstaben S zu erfahren, muß man sich gefallen lassen, daß er das ganze Alphabeth von Anfange an durchgeht.

Im zweyten Falle, wenn sich Schul-Pedanterey mit Bescheidenheit verband, wurde der Schulmann in Gesellschaft ganz stumm, — wenigstens trocken, zurückhaltend und verlegen.

Weil er seine gewöhnliche Art des Vortrages hier nicht anwenden konnte: so hielt er lieber mit der Mittheilung seiner Gedanken gänzlich zurück. Da er sich zu einer kurzen und unterbrochnen Erörterung mannigfaltiger Gegenstände, dergleichen das Gespräch erfordert, unfähig fühlte, und doch bemerkte, daß ein ausführlicher Vortrag, in welchem er sich allein ein Genüge leisten könnte, hier unschicklich sey: so zog er sich lieber von allen Gesellschaften zurück, oder mischte sich wenig in das Gespräch derjenigen, welchen er beywohnte.

Versuchte er es zuweilen, in eine ihm fremde Gattung überzugehen, und mit wenigen Worten Aufschlüsse über die in der Unterredung vorkommenden Gegenstände zu geben: so war oft das, was er sagte, seiner sonst bekannten Ge-

lehrsamkeit und Einsicht wenig gemäß; — es war gemein oder unverständlich.

Die bisher erwähnten Fehler des Umgangs, und selbst des Charakters, sind in der That oft aus der Lage des Schulmanns, und besonders aus seinen Verhältnissen mit seinen Schülern, entstanden.

Aber sind sie nothwendige Folgen davon? Sind sie allen Schulleuten gemein; und läßt sich nicht mit Grunde hoffen, daß, bey der Vervollkommnung des Unterrichts und der Erziehung in Schulen überhaupt, auch die Lehrer in denselben die fehlerhaften Eigenthümlichkeiten ihres Standes immer mehr ablegen werden?

Zuerst ist unläugbar, daß es zu allen Zeiten Ausnahmen von der Regel gegeben; und daß selbst, bey dem unvollkommensten Zustande der Erziehungskunst, es an liebenswürdigen und geselligen Schulmännern nicht gefehlt hat. Das Alterthum hat seine Quintiliane, so wie seine Orbile, — das Mittelalter seine Alcuine, so wie seine Duns Scotus gehabt.

Ueberhaupt, je mehr eigenthümlichen Geist ein Mensch hat, desto weniger wird er, in seinem Charakter und seinem ganzen Betragen, durch seinen Stand bestimmt; desto weniger hat, auf

den allgemeinen Ton seines Umgangs mit der Welt, die besondere Art seines Geschäfts-Umgangs Einfluß. Schon um deßwillen ist der wahrhaft talentvolle Schulmann am wenigsten vom Schulstaube bedeckt, und den verständigen Männern aller übrigen Classen am meisten ähnlich.

Unstreitig hat sich zu unserer Zeit die Anzahl liebenswürdiger und geselliger Schulleute sehr vermehrt; und der vormahls abstechende Unterschied dieses Standes von den übrigen Ständen hat sich im Ganzen sehr vermindert.

Man findet schon viele Glieder desselben, welche das verstehen, was Sokrates von einem vollkommnen Lehrer der Wissenschaften forderte; — daß er nähmlich seine Ideen nicht nur in einer vollständigen und zusammenhängenden Rede entwickeln, — sondern auch über dieselben in kurzen Sätzen, im Gespräche, durch Frage und Antwort, Rechenschaft geben könne.

Die Sophisten, an welche Sokrates diese Anforderung macht, waren die Schul-Pedanten des griechischen Alterthums, und in der That das Ideal von Pedanten; wenn nicht das Gemählde, welches Plato von ihnen aufstellt, Carricatur ist. Sie stiegen nie von ihren Lehrstühlen herab, auch nicht im Umgange mit Erwachsenen. Sie sagten ganz laut, daß sie alle Menschen an Weisheit

zu übertreffen glaubten. Aber um über irgend eine Frage von ihnen Aufschluß zu bekommen, mußte man sie stundenlang anhören. Dieß war es eben, wodurch sie dem Sokratischen Spotte so viel Blößen gaben: und der Contrast ihrer Anmaßungen mit seiner bescheidenen Weisheit macht eben die Platonischen Dialogen so angenehm.

Indeß, obgleich die Gewohnheit, Unwissende ausführlich zu unterrichten, den Schulmann, in dem Umgange mit Einsichtsvollen, leicht pedantisch oder trocken machen kann: so ist von der andern Seite gewiß, daß, wer sich rohen Knaben und Jünglingen, über wissenschaftliche Gegenstände, deutlich zu machen weiß, seine Gedanken noch viel leichter unter Männern müsse entwickeln können, die ihn mit halben Worten verstehen. Nur muß es ihm nicht an der Beurtheilungskraft fehlen, welche die Verhältnisse der Personen, der Zeiten und Oerter unterscheidet; — noch an einer gewissen Geschmeidigkeit des Vortrags, um diesem die jedesmahl schickliche Form zu geben.

Besonders ist das beständige Zurückkommen des Schulmanns auf die Elemente nicht nur ihm selbst nützlich, um seine Kenntnisse gründlicher zu machen: sondern er kann auch dadurch dem Geschäfts- und Welt-Manne vorzüglich interessant werden; weil dieser, welcher immer nur mit den Resultaten zu thun hat, und die Principien oft

lange vernachläßiget, sich nicht ungern einmahl auf diese zurückführen läßt, wenn er in Gesellschaft jemanden findet, der dieses auf eine leichte und geschickte Art zu thun weiß.

Die Auflösung der Frage: — welchen Grad von Vervollkommnung des Schulmannes, und besonders des aus seinem beständigen Umgange mit Kindern und Lehrlingen entspringenden Charakters, man mit Grunde noch künftig erwarten dürfe, — läßt sich, so viel ich einsehe, nur aus folgenden Elementen herleiten.

Je vollkommner die Wissenschaften überhaupt werden, und je mehr philosophischer Geist insbesondere in die alte Literatur und Sprachkunde, — als die eigentlichen Schulstudien, — kommt; je mehr Fortschritte die Kunst des Unterrichts und der moralischen Erziehung macht; je mehr sich in den Städten der ganze Handwerksstand an Sitten und Einsichten erhebt, und je besser also die Kinder aus demselben auch schon in den Häusern ihrer Eltern erzogen werden; je mehr der Schulmann, außer den, auf sein Amt Bezug habenden, Kenntnissen, noch an der allgemeinen Cultur und dem Lichte des Zeitalters Theil nimmt; je mehr er besonders unter andere Stände kommt, und des gesellschaftlichen Umgangs zeitig genießt; je mehr

er endlich, — besonders in den höhern Classen, — sich der wahrhaft Sokratischen Methode bedient, seine Schüler nicht bloß belehrt, sondern auch zum Selbstdenken bringt; je mehr er endlich diese als seines Gleichen behandelt, und eben die Artigkeit gegen sie beweist, welche im Umgange überhaupt erfordert wird: desto mehr wird der Schulmann, — allen übrigen gebildeten Männern seines Zeitalters gleich, — unter ihnen, als liebenswürdiger Gesellschafter auftreten können.

Je vollkommner die Wissenschaften, d. h. je mehr sie ihrem wahren Zwecke, der Veredlung und Sittlichkeit des Menschen, angepaßt; — je mehr sie von leerem Wortkrame befreyt, und auf das Wesentliche und Nützliche zurückgebracht; — je geschmackvoller sie endlich vorgetragen werden: desto mehr bilden sie auch die Sitten des Mannes, welcher sie treibt, und erlauben ihm nicht, in irgend einer Lage des Lebens zum bloßen Handwerker und Tagelöhner herabzusinken. Da insbesondere die Philologie das Studium des Schulmanns ausmacht: so ist es für die Geistesbildung dieses letztern sehr wichtig, ob, in seinem Zeitalter, die Sprachen bloß als Gedächtnißwerk getrieben, — und die alten Autoren, bloß als Hülfsmittel, zur Erlernung der Sprachen gebraucht werden; oder ob man auch bey der Grammatik den Verstand zu beschäftigen sucht, und aus den alten Schriftstel-

lern zugleich die Kenntniß der Völker und Sitten zu schöpfen bemüht ist. Ein bloßer Sprachgelehrter wird sich immer etwas zur Pedanterey, und der bloße Sprachlehrer zum Charakter eines Orbil ein wenig hinneigen. Ein wahrer Philolog muß nothwendig den Charakter der Humanität, mit deren Nahmen seine Wissenschaft vorlängst belegt ist, mehr oder weniger in sich aufnehmen.

Wenn der Unterricht in den Wissenschaften, besonders in den Elementen derselben, schwer und mühsam ist: so macht er oft den Lehrer und den Schüler verdrießlich, und zwingt jenen, durch unnatürliche Hülfsmittel die Aufmerksamkeit von diesem zu gewinnen. Wenn jener Unterricht spielend und bloß ergötzend seyn soll: so kann er leicht Lehrer und Schüler seicht und oberflächlich machen. Aber es ist möglich, den Unterricht zu erleichtern, ohne ihn zum Spielwerke herabzusetzen. Es ist möglich, daß die Methoden in den Wissenschaften immer mehr vereinfacht, die verwickelten Ideen besser aus einander gesetzt, und die allzu langen Reihen derselben abgekürzt werden: — wovon die Mathematik die größten Beyspiele gegeben hat. Die Wege zur Wissenschaft können in der That immer mehr geebnet werden: und die Sprache kann, im Vortrage derselben, neue Fortschritte an Deutlichkeit und Leichtigkeit machen. Wenn dieß nun geschieht: so wird bloß dadurch das Verhält-

niß zwischen dem Schullehrer und seinen Zöglingen angenehmer. Diese werden von den Anfangsgründen der Wissenschaft weniger zurückgeschreckt; und jene haben weniger mit dem Widerwillen und der Unaufmerksamkeit ihrer Schüler zu kämpfen. Strenge ist alsdann, des bloßen Unterrichts wegen, nicht mehr nöthig, und keine Art der Strenge ist verhaßter, als die, welche beym Lehren angewandt wird.

Was die moralische Erziehung und besonders die Kunst betrifft, wie ein Lehrer einen großen Haufen von Schülern in Ordnung halten, und durch Vorschriften und Zucht zur Sittlichkeit anführen soll: so ist dieselbe bey weitem nicht so sehr verbessert worden, und wird es nie so sehr werden, als die Kunst des Unterrichts. Es giebt hier keine neuen Methoden zu erfinden. Man kann nur den alten, jedermann bekannten, Regeln, welche schon Quintilian vortrefflich entwickelt hat, standhafter folgen, oder sie geschickter anwenden. Dadurch ist indeß, in Absicht der Schul-Disciplin, viel gewonnen, wenn es zu einem allgemein herrschenden Grundsatze wird, daß körperliche Strafen das Gemüth des Zöglings erniedrigen, und ihn, wenn sie oft wiederhohlt werden, moralisch schlechter machen; daß sie den Schüler mehr gegen den Lehrer erbittern, als für die Zukunft

im Zaume halten; daß sie endlich als Nothbehelfe in den untern Classen der öffentlichen Schulen zuweilen unvermeidlich sind, aber durchaus nicht als die gewöhnlichen Methoden der Erziehung angesehen werden müssen. Es ist viel gewonnen, wenn alle Schulmänner auch nur in der Theorie übereinkommen, daß ein ungestümes und rauhes Wesen von ihrer Seite, ja daß ein beständiges Tadeln und Verweisen, wenn es auch ohne Poltern geschieht, die Mittel nicht sind, Kinder, besonders da, wo sie in größerer Anzahl beysammen sind, zu bessern, von ihren Unarten zu entwöhnen, oder auch nur ruhig zu erhalten; daß hingegen eine gewisse Freundlichkeit, verbunden mit einem anständigen Ernste, und seltnen, aber kräftigen und eindringenden Vorstellungen, dem Lehrer weit mehr Ansehen und Gewalt über seine Schüler gebe; daß er endlich selbst von allem Lächerlichen, von allen auffallenden Fehlern im Aeußern frey seyn müsse, wenn er die Fehler seiner Schüler mit Erfolge verbessern soll. Wenn der Lehrer der untern Classen kein Zuchtmeister mehr seyn darf; wenn er eine gewisse Artigkeit und ein gefälliges Wesen selbst gegen seine Schüler annimmt; wenn er endlich, eben um seine Autorität zu erhalten, auf seine Fehler im äußern Betragen, in Stellung, Geberden und Stimme, wachsam ist und sie zu verbessern sucht: so wird der Umgang mit seinen Schülern, weit entfernt,

seine Sitten zu verderben, selbst dazu beytragen, sie zu bilden.

Dieß wird nun allerdings dem Lehrer viel leichter werden, wenn die Kinder, welche seine Classe besuchen, selbst schon etwas gesitteter hinkommen, ihn also weniger durch ihre Halsstarrigkeit und Grobheit in Leidenschaft bringen, noch durch große Vergehen zu einer ungewöhnlichen Strenge nöthigen. Da aber die meisten Schüler dieser Classe immer aus dem Handwerksstande seyn werden: so ist auch die letztere Voraussetzung nur alsdann möglich, wenn jener Stand selbst sich veredelt, und Sprache und Sitten der Handwerker, ihre Kinderzucht, und die Lehren sowohl als Beyspiele, welche sie ihren Kindern geben, der allgemeinen Aufklärung und den Sitten des Zeitalters näher kommen.

Dazu sind schon einige Schritte geschehen. Man findet schon jetzt sehr vernünftige und manierliche Leute unter den Handwerkern, die gewiß auch solche Kinder in die öffentlichen Schulen schicken. Man hat nicht Ursache, für die Zukunft an einer noch größern Verbesserung zu zweifeln.

So lange die verschiedenen Stände von einander im Umgange getrennt waren, — der Gelehrte nur mit Gelehrten, der Schulmann nur mit Schulmännern umgieng, — und selbst in jeder Classe sich die verschiednen Rangordnungen wieder von

einander absonderten: so lange mußten die Fehler, welche aus dem Stande und dessen Beschäftigungen entstehen, sich bey den Mitgliedern jedes Standes mit dem Alter immer mehr befestigen und vervielfältigen. Immer dieselben Vorurtheile circulirten in jeder Gesellschaft; dieselben Unarten und üblen Gewohnheiten waren allen Mitgliedern gemein. Nachdem diese Scheidewand, zum Theil wenigstens, aufgehoben worden ist, — welches selbst eine Folge der allgemeinen Verfeinerung der Sitten ist, wodurch die Menschen nothwendig zugleich einander ähnlicher und für einander genießbarer werden; — seitdem die Schulmänner mit Kauf- und Geschäfts-Leuten in denselben Gesellschaften zusammen kommen, und selbst, wenn sie einigen Ruf haben, an die Tafeln der Großen gezogen werden: seitdem verwischen sich die Charakter-Züge, welche sonst jedem Menschen von seinem Stande so stark und kenntlich aufgedrückt wurden, immer mehr und mehr; und man wird in dem artigen Manne den Schulmann nicht mehr gewahr.

Wie sehr endlich der Lehrer der obern Classen, zum lehrreichen und angenehmen Umgange, durch seine Berufs-Arbeiten, wahrhaft vorbereitet werde, wenn der Unterricht, welchen er giebt, selbst in seiner Art vollkommen ist: das brauche ich, nach dem, was ich darüber schon gesagt habe, durch keine neuen Gründe zu bestätigen. Der angeneh-

ne Sprecher in der Gesellschaft ist nichts anders, als ein guter Lehrer von Erwachsenen. Wer Jünglinge gut und auf eine angenehme Art belehren kann, dem fehlt nicht viel, auch Männer belehren, und dabey ihre Zufriedenheit gewinnen zu können.

---

2) Umgang der Universitäts-Lehrer unter sich und mit ihren Zuhörern.

Diese sind von den Lehrern der höhern Classen in den Gymnasien, nur durch feine Schattirungen, nicht durch abstechende Farben, unterschieden. Und vieles von dem, was ich in Rücksicht auf die letztern gesagt habe, wird auch von den erstern gelten.

Seitdem die Universitäten aufgehört haben, Staaten im Staate, und aristokratische Körper zu seyn, wovon der Rector nur der Präsident, nicht das Oberhaupt war: seit dem ist der Geschäfts-Umgang der Professoren mit einander überhaupt sehr geringe geworden, und hat jetzt beynahe gar keine Beziehung mehr auf die eigentlichen Gegenstände ihres Berufs, auf die Einrichtung des Unterrichts, auf die Wahl der Bücher, über welche gelesen werden soll, und auf die Akademische Gesetzgebung. Alle diese Sachen, welche ehedem in den Versammlungen der Professoren regu-

lirt wurden, werden jetzt von höherer Hand angeordnet, oder bleiben der Willkühr jedes einzelnen Lehrers überlassen.

Dieß ist unstreitig eine Verbesserung des Zustandes der Dinge. Seitdem die Universitäten, als Körper, weniger willkührlich handeln können: seitdem werden die Professoren, als Individuen, weit weniger despotisch beherrscht, und sind in ihren Lehr-Methoden, den vorzutragenden Meinungen, und den zu wählenden Lehrbüchern, weniger eingeschränkt. Seit dieser Zeit herrscht auch mehr Geistes-Freyheit auf den Universitäten: und die wahre Aufklärung hat gewonnen.

Jetzt kommen die Professoren von Amts wegen nur noch bey folgenden Gelegenheiten zusammen.

Auf den alten Universitäten, welche noch ihre erste, der Form nach republikanische Verfassung haben, dergleichen Leipzig, Prag und mehrere katholische Universitäten in Deutschland sind, versammeln sie sich bey der Wahl des Rectors, bey den Wahlen der Mitglieder zu den verschiedenen subordinirten Collegien, welche auf diesen Universitäten bestehen, und mit gewissen Renten und liegenden Gründen dotirt sind, — zur Abrechnung über diese Renten und Güter, so wie überhaupt zur Administra-

tion derjenigen liegenden und beweglichen Fonds, auf welche die Universität errichtet, und deren Verwaltung den Professoren selbst überlassen worden ist; — lauter Geschäfte, welche auf ihren eigentlichen Beruf, das Lehren der Wissenschaften, keine Beziehung haben, sondern nur ihre Einkünfte und weltlichen Rechte betreffen.

Auf den Universitäten von neuerer und einfacherer Verfassung, wie Halle, Göttingen und mehrere protestantische Universitäten sind, kommen die Professoren nur bey öffentlichen Feyerlichkeiten, zum Empfange der vom Hofe und von dem geistlichen Departement einlaufenden Rescripte, zu Berathschlagungen entweder über die dagegen zu machenden Vorstellungen, oder zuweilen auch über neue Vorschläge zum Besten der Universität, welche dem Minister vorgelegt werden sollen, endlich als Mitglieder des Conciliums oder des akademischen Gerichtshofes zusammen.

Obgleich jene Wahlen und Verwaltungen mehr Schein als Realität enthalten; und obgleich, auch bey diesen Zusammenkünften, die Angelegenheiten nur von wenigen Personen, oft solchen, die nicht einmahl zur Universität gehören, abgemacht werden, und die übrigen Beysitzer nur müßige Zuschauer sind: so ist es für die Professoren doch nicht gleichgültig, daß sie

zu diesen Geschäften mit gezogen werden. Sie werden doch dadurch ihrer Studierstube und dem gewohnten Kreise ihrer Beschäftigungen entrissen; sie werden mit den Welthändeln, den Angelegenheiten und Formen des Rechts, mit der Verfassung der Universität, kurz mit Gegenständen bekannter, wozu nicht Gelehrsamkeit, sondern Klugheit und richtige Urtheilskraft nöthig ist, und üben also diese letztern.

Auch lernen diejenigen Lehrer der Universität, unter welchen kein besonderer Umgang Statt findet, einander nicht besser, nach ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter, kennen, als auf solchen Versammlungen, wo über die von Hofe empfangenen Befehle, oder die demselben zu machenden Vorschläge berathschlagt wird. Hier erhält oft ein Mann, gegen den seine Collegen anderweitige Vorurtheile haben, die Achtung derselben durch die Redlichkeit, gesunde Vernunft und Mäßigung, welche in seinen Rathschlägen und in seinem Betragen sichtbar wird. Mit einem Worte: es ist vortheilhaft, wenn die Professoren Gelegenheit haben, sich einander noch von andern Seiten, als von der Seite ihrer Gelehrsamkeit, zu zeigen.

Auf den ältern Universitäten, deren Constitution verwickelt ist, giebt es immer einige

Lehrer, welche sich eine eigne Beschäftigung daraus machen, diese Constitution zu studiren, und welche selbst dadurch ein gewisses Ansehen bey der Universität bekommen, daß sie jene bis auf die kleinsten Formalitäten und Gerechtsame kennen, und deßhalb ihre Collegen, bey den gemeinschaftlichen Berathschlagungen zu leiten im Stande sind. Es ist dieß auch in der That ein Verdienst, sobald man voraussetzt, daß jene Formalitäten von reellem Nutzen für den Zweck der großen Lehr-Anstalt, d. h. für die Cultur der Wissenschaften, sind. Man kann sich aber leicht vorstellen, daß diejenigen Professoren, welche diese letztern mit dem größten Eifer und Erfolge treiben, selten zugleich mit allen Feinheiten der politischen Verfassung der Akademie vertraut sind.

Ueberhaupt ist nicht zu läugnen, daß eine Anhänglichkeit an das Alte, und eine Widersetzlichkeit gegen nützliche Neuerungen eine Folge solcher Constitutionen ist; auch daß sie durch manche unnütze und zwecklose Zusammenkünfte und Berathschlagungen der Professoren, welche dadurch veranlasset werden, diesen die für ihr Privatstudium nöthige Zeit rauben, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, für das Allgemeine nützlich zu wirken.

Ueberhaupt aber ist das Geschäfts-Verhältniß der akademischen Lehrer gegen einander von der Art, daß es mehr im Stande ist, Bitterkeit und

Abneigung als Freundschaft und Verbindung, unter ihnen hervorzubringen.

Wenn schon die Gelehrten und Schriftsteller überhaupt, besonders da, wo sie in einer größern Anzahl, an demselben Orte leben, zum Neide und zur Eifersucht gegen einander geneigt sind, weil der Ruhm, den sie alle suchen, nur wenigen zu Theil werden kann: so werden die Universitäts-Lehrer noch weit mehr Versuchung zu jenen Leidenschaften haben, weil ihr Ruhm zugleich mit ihrem Eigennutze und ihren Einkünften auf dem Spiele steht.

Dieß ist gewiß der Fall bey denjenigen Universitäten, auf welchen die Professoren nicht bloß von den stehenden Gehalten ihrer Aemter, sondern auch von den Honorarien ihrer Collegien leben. Hier hängt ihr Einkommen hauptsächlich von dem Beyfalle ab, welchen sie bey den Studirenden finden; und dieser wird, wenigstens zum Theil, durch ihren Ruhm bestimmt. Der Beyfall des einen Professors entzieht dem andern, welcher dieselbe Wissenschaft lehrt, die Zuhörer. Dieser sieht sich erniedriget und in seinen Einkünften geschmälert zugleich: — kein Wunder, daß er jenen nicht liebt, wofern er nicht von ausnehmend gutem Herzen ist.

Auf den Universitäten, wo die Professoren reichlich besoldet werden, und der Honorarien nicht bedürfen, ist weniger Thätigkeit und Eifer Vorlesungen zu halten, weniger Bemühung sich die Liebe und den Beyfall der Studirenden zu erwerben, selbst oft weniger Begierde nach literarischen Ruhme unter den Professoren vorhanden. Es herrscht ein größerer Despotismus der ältern, reichen und wohl bepfründeten Professoren über die jüngern Lehrer, welche nichts haben, und deren Beförderung von jenen abhängt. Aber es herrschen weit weniger Cabalen und Zänkereyen unter allen. Keiner hat Ursache, dem andern seine Zuhörer, durch Schmälerung seines Ruhms, zu entziehen.

Aus dieser Abhängigkeit der Professoren von dem Beyfalle der Studenten entstehen noch zwey Folgen.

Die erste ist, daß sie auch den Vortrag und den Stil ihrer Vorlesungen nach dem Geschmacke dieser jungen Leute einzurichten, und sie zu ergötzen gesucht haben, indem sie sie belehrten. Daher sind die oft geschmacklosen Scherze gekommen, mit welchen die akademischen Lehrer ihre Vorlesungen oft verzieren wollten, indem sie dieselben wirklich entstellten. Daher sind die Ausfälle und Satyren auf ihre Gegner und Nebenbuhler bey derselben Universität, die geheimen Schmeicheleyen,

welche sie sich selbst, und die gehässigen Insinuationen, die sie gegen andere Lehrer machten, gekommen.

Dieß alles wird hoffentlich der bessere Genius der Zeit, der allgemeiner verbreitete Geschmack, und das wachsende Ehrgefühl wahrer Gelehrten von den Akademien verbannen.

Die zweyte Folge jener Abhängigkeit ist, daß die nach Beyfall geitzenden Professoren sehr nachsichtig gegen die Ausschweifungen der Studierenden sind, und also selbst dazu beytragen, sie zu verewigen. Nichts würde wirksamer seyn, diese Thorheiten auszurotten, als wenn die Parteyen unter den Professoren selbst aufhörten, wovon die einen sich als Freunde der Studenten ankündigen, die andern für ihre Gegner gehalten werden. Wenn alle Lehrer einer Akademie den Studirenden mit gleicher Freundlichkeit, aber auch mit gleicher Würde begegneten; wenn alle mit gleicher Strenge über den Gesetzen hielten, und sich auf gleiche Weise als Feinde aller Unordnung bewiesen: so würde dem alten Uebel, — zwar nicht völlig abgeholfen werden, weil dessen Wurzeln noch tiefer liegen, — aber doch sehr gesteuert werden können.

Ueberhaupt ist, bey der rechtlichen und sittlichen Behandlung der Studierenden eine gewisse Klugheit, von Seiten der Professoren, nöthig,

welche vielen derselben fehlt, und den erst ihr Amt antretenden, aus Mangel der Erfahrung, fehlen muß. Die Studierenden können, als junge Leute, auf etwas mehr Schonung und Nachsicht, als ältere Verbrecher, Anspruch machen. Sie sind, im Durchschnitte, als vollkommen am Stande gleich mit den Professoren anzusehen, und müssen auch so von diesen behandelt werden. Und doch müssen diese auch zuweilen, als Richter, unerbittlich gegen die Studierenden seyn. Diese so delikate Behandlung wird denjenigen Lehrern sehr erleichtert, welche sich schon zuvor, durch ihre Gelehrsamkeit, durch die vorzügliche Nutzbarkeit ihrer Vorlesungen, und durch den darauf gewandten Fleiß, bey den Studenten in Achtung gesetzt haben. Auch auf rohe Gemüther hat das Wort eines Mannes, dessen Verdienste allgemein bekannt sind, Einfluß.

V.

Geschäfts-Umgang der Aerzte.

Die Aerzte sind vielleicht die einzigen Gelehrten, welche ihr Geschäft niemahls auf ihrer Studierstube, sondern immer unter Menschen und im Umgange mit Menschen haben. Sie sind im eigentlichen Verstande, was der ihnen beygelegte Nah-

me anzeigt, — Practici, — Leute die immer handeln und ihre Kenntnisse unmittelbar auf Menschen anwenden müssen; da hingegen andere Gelehrte, auch zum einsamen Nachdenken, zum Reden und Schreiben berufen sind. Und dieser Umgang der Aerzte, welchen die Ausübung ihrer Kunst veranlasset, hat doch auch so viel Eigenthümliches, und so viel Einfluß, auf ihren Charakter so wohl als auf ihre Lage in der Welt: daß er eine eigne Betrachtung verdient. Sie läßt sich aus demselben Princip als der Umgang der übrigen Gelehrten herleiten.

1. Umgang der in einer Stadt wohnenden Aerzte mit einander.

Das Sprichwort: figulus figulum odit, ist vielleicht von keiner Classe der Gelehrten so wahr, als von den Aerzten. Die Verschiedenheit ihrer Meinungen kommt mit der Collision ihres Interesse zusammen. — Sie mögen in ihren Theorien noch so übereinstimmend seyn: so bald sie über einzelne Kranke, und über die Methoden sie zu heilen, urtheilen, so denken sie verschieden. Da jeder glaubt recht zu haben: so sieht er den andern Arzt als einen Irrenden an, und schätzt ihn deßhalb geringer; oder er betrachtet ihn als einen

Gegner, der ihm das Zutrauen des Kranken raubt, und wird ihm abgeneigt.

Der Widerspruch ihrer Vortheile ist eben so augenscheinlich, und er ist noch weit wirksamer, sie zu trennen. Die Kunden, welche dem einen Arzte zulaufen, fehlen dem andern. Je mehr der eine durch eine ausgebreitete Praxis an Reichthum und Ehre emporsteigt, desto mehr bleiben die andern zurück.

Dazu kommt, daß sie öfter, als andere Gelehrten, in den Fall kommen, sich wechselseitig zu beleidigen, wenigstens zu Beschwerden und Anklagen gegen einander Anlaß geben, deren Gerechtigkeit sich nicht leicht entscheiden läßt.

Es kommt nähmlich auch der uneigennützigste Arzt oft in eine unangenehme Collision zwischen denjenigen Pflichten, welche er den Kranken, und denen, welche er seinen Mitärzten schuldig ist.

Es ist hart, — es ist sogar grausam, einem Leidenden und Sterbenden, der auf unsere Hülfe sein Vertrauen gesetzt hat, dieselbe zu versagen, oder sogar nur zu zögern. Und es ist doch auch ungerecht gegen den Arzt, welcher den Kranken bisher besorgt, seine Pflichten gegen ihn erfüllt, und vielleicht alle Heilmittel erschöpft hat, wenn wir denselben verdrängen, oder doch dessen Cur, durch unsern veränderten Rath, stillschweigend tadeln, und im Falle der Kranke genoset, die Ehre

davon, welche vielleicht den Bemühungen des ersten Arztes gebührt, einerndten.

Daher die häufigen Vorwürfe, welche sich die Aerzte einer Stadt gegenseitig machen, daß einer dem andern seine Kranken zu entziehen, einer sich in die Häuser und Familien, welche sich bisher des andern bedient hatten, einzuschleichen suche: und der eine hinter dem Rücken des anderen seinen Rath ertheile, und dessen medicinische Vorschriften verachte: — Vorwürfe, welche allerdings oft gerecht sind, (denn man weiß die unwürdigen Mittel, deren sich gemein denkende Aerzte bedienen, um ihre Praxis zu vermehren,) die aber auch oft mehr den Eigennutz dessen, welcher sie macht, als die Ungerechtigkeit dessen, welchen sie treffen, beweisen.

Ich kenne nur zwey Fälle, wo Aerzte mit einander genau und freundschaftlich, auf lange Zeit, verbunden seyn können.

Der erste Fall ist, wenn ein junger Arzt sich gleichsam unter die Flügel und in den Schutz eines alten begiebt, von diesem zur Praxis angeführt, in seine Cur-Methoden eingeweiht und von ihm, als sein Stellvertreter, in den Häusern seiner Kunden gebraucht wird. Hier kann es geschehen, daß, wofern der junge Arzt viel Bescheidenheit und Nachgiebigkeit, der alte eine wirkliche Ueberlegenheit der Einsichten und Menschenliebe genug hat, um

seinen jungen Gehülfen nicht bloß als ein Werkzeug für seine Bequemlichkeit, sondern als einen Schüler, den er unterrichten, und als einen Pflegesohn, dessen Glück er machen will, zu betrachten, aus dieser Verbindung eine gegenseitige Hochachtung und Freundschaft erwachse, welche auch dann noch fortdauern, wenn jeder ganz unabhängig von dem Andern seine Kunst ausübt.

Auch kann der bloße Eigennutz und das gegenseitige Bedürfniß den jungen und alten Arzt mit einander lange Zeit in Verbindung erhalten, ohne daß sie sich gegenseitig weder hochschätzen noch lieben. In diesem Falle aber endiget sich diese Verbindung, entweder mit einer völligen Dienstbarkeit und Sklaverey des jüngern Arztes, oder geht in eine desto größere Abneigung und Bitterkeit, und in gegenseitige Vorwürfe über, wenn jener Mittel gefunden hat, sich unabhängig zu machen, und seinen Unterhalt durch seine eigne Praxis zu erwerben.

Die schlimmste Folge, die, auch bey jener bessern Voraussetzung, aus solchen Verbindungen entsteht, ist: daß der junge Arzt gemeiniglich auf die Worte seines Gönners und Lehrers schwören lernt, und darüber das eigne Lesen, beobachten und Nachdenken ganz vergißt. Wie viele unglückliche Copien großer Aerzte sind nicht auf diesem Wege entstanden, wenn junge Aerzte von mindern

Fähigkeiten viele Jahre lang mit ihnen, wie Zöglinge mit ihren Lehrern, umgingen! Oft nahmen sie bloß die Fehler, die Paradoxien und lächerlichen Manieren ihrer Muster an; oder sie verfälschten die Grundsätze derselben, und machten sie schädlich, indem sie selbige übertrieben, aus einer strengen Diät ein immerwährendes Fasten machten und das Aderlassen, oder Purgiren, — weil es ihr Mentor häufig gebraucht hatte, — zu ihrem einzigen Heilmittel wählten.

Die zweyte Art freundschaftlicher Verbindung, die unter Aerzten obwaltet, findet nur zwischen jungen Aerzten Statt, welche gemeinschaftliche Grundsätze eingesogen haben, ihre Wissenschaft und die Wissenschaften überhaupt lieben, und sich also durch gegenseitige Mittheilung ihrer Einsichten unterrichten wollen. Die Bücher, welche sie lesen, und die Erfahrungen, welche sie am Krankenbette machen, geben ihnen immer neuen Stoff einer angenehmen Unterhaltung: und die Uebereinstimmung ihrer medicinischen Systeme, oder die bey ihnen noch über den Stolz herrschende Liebe zur Wahrheit hindert sie, mit einander in zu hitzige Streitigkeiten zu gerathen. Wenn sie außer der Arzeneykunst auch noch andere Wissenschaften lieben, und andere Talente besitzen: so ist dieses ein neues Band unter ihnen, und giebt ihrem Um-

gange einen neuen Reitz, wobey alle Rivalität ausgeschlossen ist.

Diese Verbindungen dauern aber selten bis ins Alter: wenigstens sieht man wenige alte Aerzte in einem freundschaftlichen Umgange mit einander. Die Ursachen jener frühern Verbindungen fallen bey ihnen weg, und die Ursachen der Trennung nehmen zu. Alte Aerzte lesen selten viel Bücher mehr, und nehmen an dem Fortgange ihrer Wissenschaft, insofern er in den neuesten medicinischen Schriften aufgesucht werden muß, wenig Antheil. Sie finden also auch an Unterredungen mit andern Aerzten, wodurch sie sich über die Literatur ihrer Wissenschaft belehren könnten, wenig Vergnügen. Der Umgang mit Weltleuten, welcher sie von den oft traurigen Eindrücken der medicinischen Praxis abzieht und zerstreut, ist ihnen lieber, als der Umgang mit ihren Collegen, welcher sie immer wieder darauf zurückführt.

Aerzte werden überdieß mit dem Alter in ihren Grundsätzen immer fester, oder in ihren Meinungen immer hartnäckiger. Sie können sich also immer weniger mit anders Denkenden vereinigen; ja sie können schwerlich sich mit solchen über Gegenstände ihrer Kunst unterreden, ohne in Streit mit ihnen zu gerathen.

Endlich häufen sich auch die vermeinten, empfangenen oder erwiesenen Beleidigungen unter al-

ten Aerzten immer mehr und mehr, und trennen sie von einander.

Nur diejenigen Aerzte habe ich im Alter freundschaftlich mit einander umgehen gesehen, die entweder außer ihrer Wissenschaft noch eine andere Liebhaberey, z. B. das Talent der Dichtkunst, Wohlgefallen an Kunstwerken, u. s. w. hatten: oder solche, die von Jugend auf mit einander in Verbindung, und von sehr liebreichem Herzen waren, und zugleich ihre Praxis in ganz verschiednen Kreisen übten.

Noch ist das Zusammenkommen der Aerzte am Krankenbette in medicinischen Collegien und bey so genannten Consultationen zu betrachten übrig.

Zu dem ersten, zu dem gemeinschaftlichen Curiren desselben Kranken, müssen die Aerzte, welche dieses mit wirklichem Nutzen für den Kranken thun sollen, sowohl ein eigenthümliches Talent als eigne Tugenden des Charakters haben.

Ich habe schon gesagt, wie schwer überhaupt Berathschlagungen sind, wenn sie zweckmäßig seyn sollen. Jeder Berathschlagende soll seiner Ueberzeugung folgen: sonst ist er ein unnützer Jaherr. Jeder soll aber auch bereit seyn, den bessern Vorschlägen und Gründen des Andern nachzugeben. Dieß läßt sich sehr schwer vereinigen.

Es wird noch schwerer, wenn die Entscheidung oder die Vereinigung der verschiedenen Meinungen auf der Stelle und in der Geschwindigkeit geschehen soll, wie dieß am Krankenbette nothwendig ist. Es wird schwerer, wenn die Gegenstände ihrer Natur nach dunkel und zweifelhaft sind: wie dieß bey Krankheiten und Cur-Methoden oft der Fall ist.

Ich will nichts davon sagen, daß alle Rechthaberey und alle Eifersucht von Aerzten verbannt seyn muß, welche mit gutem Erfolge denselben Kranken gemeinschaftlich curiren wollen.

Es ist daher auch der Regel nach das Herbeyrufen mehrerer Aerzte zu Besorgung desselben Kranken unnütz und zwecklos. Denn entweder giebt der eine nach, und der andere entscheidet. Alsdann aber wäre es eben so gut gewesen, diesen letzten Arzt allein zu haben. Oder sie können sich in ihren Meinungen nicht vereinigen: und dann ist der Kranke in Verlegenheit, wem er folgen soll.

Oft stören sie auch einander in ihren Meditationen, anstatt sich zu unterstützen. Jeder giebt dem andern wider seine bessere Ueberzeugung etwas nach: und so entsteht oft etwas verstümmeltes und unvollkommnes in der gewählten Curart; und Fehler werden begangen, welche jeder vermieden hätte, wenn er dem freyen Gange seiner Gedanken hätte folgen können.

Eben die Ursachen, welche die gemeinschaftliche Cur mehrerer Aerzte bey demselben Kranken so schwer und von so ungewissem Ausgange machen, sind auch Schuld, daß die in vorzüglich gefährlichen Fällen gehaltenen so genannten Consilia selten von großem Nutzen sind. Die Verschiedenheit und der Widerspruch der Meinungen ist hier noch viel größer, da die Anzahl der Berathschlagenden größer ist. Das Ansehen, die Beredtsamkeit, der Muth oder die Schüchternheit jedes der zum Consilium versammelten Aerzte bestimmt mehr, als ihre wirkliche Einsicht, welchen Einfluß sie auf die Entscheidung haben sollen. Nur ein ungünstiger Umstand der gemeinschaftlichen Cur fällt beym Consilio weg: das ist die Eifersucht und zuweilen der Haß, welcher zwischen zwey täglich zusammenkommenden und täglich sich widersprechenden Aerzten erzeugt wird. Die Consilia sind mehr einer theoretischen Untersuchung, als einer praktischen Berathschlagung ähnlich. Bey jener kann zuweilen, auch in einer zahlreichern Versammlung, die weisere Stimme obsiegen, weil die Leidenschaften nicht dabey ins Spiel kommen: bey dieser, wo gemeiniglich Eigennutz und Leidenschaft mitsprechen, ist ein so glücklicher Ausgang seltner.

Es ist indeß gewiß ein Verdienst für einen Arzt, wenn er es versteht, mit seinen Collegen Rath zu halten, ohne weder auf der einen Seite

die Gefälligkeit gegen sie bis zur Aufopferung seiner bessern Ueberzeugung, noch die Festigkeit in Behauptung seiner Grundsätze bis zur Hartnäckigkeit zu treiben. Und da ihm das gemeinschaftliche Curiren und die Consilia die Gelegenheit sich hierin zu üben verschaffen: so sind sie für ihn gewiß nicht unnütz, wenn sie auch für den Patienten nicht von großen Folgen sind.

Die medicinischen Collegia, in welchen sich Aerzte mit obrigkeitlichen Personen versammeln, — die Arbeiten und der Nutzen dieser Collegien, und der Geist, welcher in ihnen herrscht, sind in den verschiedenen Ländern und Städten, nach Beschaffenheit der Staatsverfassung, des Geistes der Regierung und der Polizey, und selbst nach dem Charakter der beysitzenden Aerzte, zu sehr verschieden, als daß sich im Allgemeinen etwas erhebliches von dem Geschäfts-Umgange der Aerzte in diesen Collegien sagen ließe.

Ich kenne auch diesen Gegenstand zu wenig aus eigner Beobachtung, um mich tief in denselben einzulassen. Aber das weiß ich, daß in meiner Vaterstadt die vorzüglichsten Aerzte diese Collegia, deren Beysitzer sie waren, verließen; weil, wie sie behaupteten, diese Zusammenkünfte ganz unnütz, und die Berathschlagungen darin ein bloßes Spielwerk, und ohne allen Erfolg wären. Sie klagten über die wenige Achtung, welche die

Regierung den Rathschlägen der Aerzte beweise, über die wenige Strenge, mit welcher die gemachten Beschlüsse und Verordnungen der medicinischen Polizey ausgeführt, endlich über die Uneinigkeit und Schläfrigkeit ihrer Collegen, wodurch der Einfluß aller geschwächt würde.

Ohne über die Richtigkeit dieser Klagen zu urtheilen, sehe ich so viel ein: daß bey einem Arzte von ausgebreiteter Praxis ein außerordentlicher Patriotismus dazu gehört, wenn er ein solches Nebenamt, wie das eines Beysitzers eines medicinischen Collegiums ist, mit großem Eifer und wahrer Theilnehmung verwalten soll. Daher entweder die Geschäfte desselben in den Händen mittelmäßiger Aerzte und der Polizey Obrigkeiten bleiben, oder doch saumselig und obenhin betrieben werden.

Uebrigens ist der Umgang, welcher unter den Mitgliedern eines medicinischen Collegiums Statt findet, kein anderer, als welcher ihm mit allen übrigen Regierungs-Collegien gemein ist; — wovon ich schon oben geredet habe.

7. Umgang der Aerzte mit ihren Kranken und mit den Familien derselben.

(A.)

Ich habe schon gesagt, daß unter allen Classen der Gelehrten, keine so unaufhörlich sich mit und unter Menschen befinde, keine so ihr ganzes Geschäft außer ihrem Studierzimmer und in der Gesellschaft treibe, als die Classe der Aerzte. Man sollte also vermuthen, daß sie in den geselligen Talenten und Tugenden vorzüglich, vor andern Gelehrten, geübt seyn würden: zumahl da das Glück, welches sie als praktische Aerzte machen sollen, zum Theil von den Annehmlichkeiten abhängt, welche sie als Menschen und Gesellschafter haben. — Man sollte vermuthen, daß sie auch hinwiederum Gelegenheit hätten, sich Freunde oder doch Umgang aller Art zu verschaffen. Beyde Vermuthungen werden auch, bis auf einen gewissen Grad, durch die Erfahrung bestätiget: aber unter Einschränkungen, welche aus der eigenthümlichen Natur des medicinischen Geschäfts-Umgangs entstehen.

Es sind zuerst, gewöhnlicher Weise und nach der Bestimmung des Arztes, nur leidende Menschen, nur zerrüttete Familien, mit welchen er, vermöge seines Geschäfts, umgeht. Aber in diesem Zustande findet er die Menschen zu einer

freyen Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen unfähig, — und völlig unaufgelegt, auf seine übrigen Eigenschaften und Reden, außer den bloß medicinischen Rathschlägen, Acht zu geben. Er bekömmt also zwar Zutritt zu diesen Familien: aber er kommt nicht in eine wahre Verbindung mit denselben.

Der Arzt ist ferner in seinem Geschäfts-Umgange oft dazu berufen, Zeuge von den schrecklichsten Scenen des menschlichen Elendes zu seyn. Schmerz, mit Todesangst, mit Hülflosigkeit und Armuth verbunden, sieht niemand aus den gesitteten Ständen öfter als er. Aber auch den reichen und glücklichen Mann sieht er oft in einem Zustande, der ihn beklagenswürdiger macht, als den Dürftigsten und Elendesten aus dem Volke. Ja, er selbst muß noch zuweilen die Schmerzen vermehren, um das Uebel zu heilen, und sogar den Kranken quälen, um nur dessen elendes Leben noch eine Zeitlang zu erhalten.

Dieser häufige Anblick der Noth und des Jammers muß in dem Gemüthe der Aerzte nothwendig eine von folgenden beyden Wirkungen hervorbringen. — Entweder stumpft er nach und nach ihre Empfindlichkeit ab, und macht sie gegen Leidende gleichgültiger und weniger theilnehmend; oder er verbittert ihr Leben, macht sie schwermüthig und in der Praxis ängstlich.

Groß und bewunderswürdig ist der Arzt, welcher seine Herzhaftigkeit und Mitleidigkeit, und seine gute Laune, mitten unter den traurigen Gegenständen, welche ihn täglich umgeben, zugleich beybehält; welcher die Klagen seiner Kranken mitempfindet, und doch auf dieselben nicht achtet, wenn es darauf ankommt, ihnen zu ihrem Besten, Schmerzen zu verursachen. Kein Wunder, daß ein Arzt ein guter Gesellschafter ist, welcher in einer solchen Schule geübt worden ist, oder eine solche Prüfung überstanden hat.

Diese nachtheiligen Umstände des Geschäfts-Umgangs der Aerzte werden durch zwey Vortheile wieder aufgewogen, wovon der eine dem Arzte die freundschaftliche Verbindung mit den Menschen erleichtert, der andere zu einer ausgebreiteten und genauern Kenntniß der Menschen verhilft.

Jener erste Vortheil besteht darin, daß die Dienste, welche der Arzt in seinem Berufe Andern leistet, die höchsten Güter des Menschen, Leben und Gesundheit, betreffen.

Der Philosoph und öffentliche Lehrer sorgt nur für ihre Aufklärung, — ein entferntes Gut, welches die Meisten nur kalt begehren. Der Jurist hat es mit der Sicherung oder Wiedererlangung ihres Eigenthums zu thun, und bekommt also schon einen nähern Anspruch auf ihre Dankbarkeit und ihre Freundschaft. Aber der Arzt übertrifft,

in dieser Absicht, alle andern praktischen Gelehrten. Er kommt, um unerträgliche Schmerzen, das größte aller Uebel, zu stillen, oder um die Gefahr des Todes, welche die größte Furcht bey dem Menschen erregt, zu entfernen. Er soll einen leidenden und unthätigen Menschen, der Welt, seinen Geschäften und seinen Vergnügungen, — er soll einer Mutter ihren Sohn, einer Gattinn ihren Gemahl, die sie schon für verloren hielten, wiedergeben. Und er thut es wirklich, oder bekommt doch das Verdienst davon, wenn seine Cur bey gefährlichen Krankheiten gut abläuft. Er wird in diesen Fällen der größte Wohlthäter der Personen und Familien, welchen er seine Hülfe widmet: und er hat also auch das größte Recht auf ihre Dankbarkeit nnd ihre Freundschaft.

Es ist wahr, daß bey den meisten Patienten sich die Dankbarkeit gegen den Arzt mit der Bezahlung oder auch noch früher, sobald die Schmerzen nachgelassen haben und die Genesung gewiß ist, endiget. Indessen bey den besser Denkenden, und besonders in den Häusern der Reichen und Großen, dauert die Verbindung mit dem Arzte, welcher ihnen in gefährlichen Fällen Dienste geleistet hat, auch nach erlangter Gesundheit fort: zum Theil auch deßwegen, weil ihnen daran gelegen ist, sich seiner bereitwilligen und schleunigen Hülfe auf die Zukunft zu versichern. Ist nun dieser Arzt noch

überdieß ein geselliger und unterhaltender Mann: so kann es nicht fehlen, daß er an dem Orte seines Aufenthalts sich viele Freunde und einen angenehmen Umgangskreis verschaffe.

Der zweyte der oben erwähnten Vortheile ist, daß der Arzt die Personen, mit welchen er als Arzt umgeht, zu einer Zeit sieht, wo sie weder die Neigung noch selbst das Vermögen haben, sich zu verstellen. Dem Kranken ist es unmöglich, weil er ganz mit seinen Schmerzen, oder mit den Besorgnissen, welche sein Zustand bey ihm erregt, beschäftiget ist. Aber auch die Verwandten, die ihn umgeben, und die gesunden Glieder der Familie, zu welcher er gehört, zeigen sich mehr, als gewöhnlich, in ihrer natürlichen Gestalt: da sie entweder durch die wirkliche Theilnehmung an dem Leiden und dem Schicksale des Patienten, oder durch das Interesse, welches die Erwartung einer wichtigen Begebenheit hervorbringt, von ihrer gewöhnlichen Aufmerksamkeit auf sich selbst abgewandt werden.

Der Arzt sieht wenigstens die Familien, zu denen er gerufen wird, nicht in dem Prunke und mit den Zurüstungen einer gebethenen Gesellschaft: er sieht sie in ihrem gewöhnlichen häuslichen Leben, und so, wie sie alle Tage zu seyn pflegen.

Er kann sogar, wenn er aufmerksam ist, besser, als irgend jemand, ihre geheimen Gesinnun-

gen und ihren Charakter erforschen, — kann die Neigungen und Abneigungen, welche die verschiedenen Familien-Glieder gegen einander, — die Herrschaft, welche bey ihnen der Eigennutz über die Zärtlichkeit, oder die Menschenliebe über das Interesse hat, kennen lernen. Er wird sogar mit manchen Familien-Geheimnissen bekannt, die sich, entweder bey Sterbefällen, bey Verfertigung der Testamente, oder überhaupt in dem Laufe einer langen Praxis vor ihm enthüllen.

Jene Kenntniß der Menschen nun, welche der Arzt, wenn er ein guter Beobachter ist, gewiß erlangt, ist eine der vornehmsten Erfordernisse zu einem guten Gesellschafter: weil der, welcher sie hat, schon immer zum voraus weiß, wie er die Menschen, mit denen er in Umgang geräth, finden wird, und wie er sie behandeln soll. — Und diese Bekanntschaft mit den Geheimnissen einer Familie, oder doch mit den innern Verhältnissen und dem alltäglichen Leben derselben, ist das stärkste Band, welches einen Mann an sie knüpfen kann: — theils, weil es ihr nun möglich ist, mit ihm ohne allen Zwang umzugehen; theils, weil sie nun ihn, als Freund, auch zum Rathgeber brauchen kann, als Feind oder Gegner aber zu fürchten Ursache hat. Man findet daher auch in den vornehmsten Städten Europens große praktische Aerzte, wenn sie zugleich gesellige Leute sind,

in allen guten Gesellschaften willkommen, und in den Häusern der Großen beynahe einheimisch.

(B.)

Wie kommt es nun, daß, da der Arzt so vorzügliche Gelegenheit hat, gesellige Eigenschaften zu erwerben, und sich zum Umgange mit Menschen zu bilden, doch der Stand der Aerzte sich in mehreren Ländern und mehreren Jahrhunderten, durch eine eigne Pedanterey ausgezeichnet hat, welche sich auch auf seine äußern Sitten erstreckt, und ihn zum Gegenstande der theatrakischen Satyre gemacht hat.

In dem so geselligen Frankreich, wo alle Stände sich beeifern, einen Anstrich von Weltton zu haben, fand doch Moliere, im Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnten, die Sitten und den Umgang der Aerzte, des Lächerlichen und der komischen Uebertreibung so fähig, daß er keinen Stand öfter auf die Bühne brachte.

Aber auch bey den Italiänern, in ihren extemporisirten Stücken, stellt der Dottore immer eine schwerfällige, pedantische, von Kunstwörtern im gemeinen Umgange strotzende, Person vor. Shakespeare giebt seinen Aerzten, die er auf die Bühne bringt, beynahe denselben Charakter.

Noch jetzt sind einige Spuren von den eigenthümlichen Sitten, wodurch sich ehedem der

Stand der Aerzte auszeichnete, vorhanden, die jedoch immer mehr durch den Geist der Zeit verwischt werden. Noch jetzt erkennt man manchen Arzt schon von ferne, an seinem Gange, seinen Stellungen und seinem ganzen äußern Betragen: und bey noch mehreren entdeckt man, wenn man sie sprechen hört, noch die alte medicinische Pedanterey, auch vor den Layen gelehrt scheinen zu wollen, indem man ihnen durch ausländische Kunstwörter unverständlich wird.

Die Ursache jener sonderbaren Erscheinung war, im Allgemeinen, dieselbe, welche auch die Schulmänner des vorigen Jahrhunderts pedantischer, als die unsrigen, machte.

Jeder Stand nähmlich hat seine unausbleiblichen Versuchungen zu gewissen eignen Fehlern des Charakters, der äußern Sitten und des Umgangs. So lange also die Stände von einander getrennt bleiben, und sich im gesellschaftlichen Umgange wenig mit einander mischen, und sich wechselsweise abschleifen: so lange bilden sich gleichsam die Fehler eines jeden ungehindert aus, und wachsen bis zu einer Höhe, welche den übrigen Ständen anstößig wird. Der Schulmann ist nichts, als Schulmann, — der Arzt nichts, als Arzt. Nur eine allgemeinere und freyere Mittheilung unter ihnen, dergleichen erst unser Jahrhundert einge-

führt hat, kann aus ihnen allen Menschen machen.

Es sind aber noch überdieß, bey den Aerzten, so wohl in der Natur ihrer Wissenschaft selbst, als in der ihres Geschäftes und ihres Interesse, einige besondere Ursachen der Pedanterey vorhanden, welche, so lange sie ungehindert wirkten, allerdings diesen Stand vor andern Ständen, durch Sonderbarkeiten auszeichnen konnten.

Zuerst, haben wir die Arzney-Wissenschaft ganz von den Griechen und Arabern bekommen: und aus den Sprachen dieser beyden Völker sind alle Wörter und Redensarten entlehnt, in welchen sich jene Wissenschaft noch jetzt ausdrückt. Selbst die Römer hatten, weder für die Pflanzen und andere medicinischen Heilmittel, noch für die Krankheiten andere Nahmen, als Griechische, welche sie in ihre Sprache aufgenommen, oder unverändert übergetragen hatten. Die Arabischen Aerzte fügten, wie zu den Arzneyen selbst die chymischen Präparate, so zu der Kunstsprache der Medicin viele Arabische Wörter und Redensarten hinzu. Viele derselben waren allegorisch, und vermehrten das geheimnißvolle Ansehn der Medicin. Keine andere Wissenschaft war also mit ausländischen Kunstwörtern so überladen, als

die Arzneykunst. Und auch die Europäischen Aerzte, welche theils zu dieser Kunstsprache, wegen der Armuth ihrer Muttersprachen, genöthiget waren, theils sich an jene Griechischen und Arabischen Wörter dergestalt gewöhnt hatten, daß sie sie auch da brauchten, wo sie gleich gute einheimische hätten finden können, waren schon dadurch in Gefahr, in einem höhern Grade Pedanten zu scheinen, oder Pedanten zu werden, als andere Gelehrten. Das Erste war der Fall, wenn sie diese Kunstsprache auch vor Personen redeten, von welchen sie wissen konnten, daß sie dieselbe nicht verstünden: — das Andere, wenn sie geflissentlich Lateinische und Griechische Wörter in ihre Reden einmischten, um sich bey Unwissenden das Ansehn einer höhern Gelehrsamkeit zu geben.

Die Arzney-Wissenschaft ist zweytens eine der ungewissesten in ihrer Ausübung. Und doch ist das Zutrauen der Kranken in die völlig gewisse Einsicht des Arztes, ein diesem fast unentbehrliches Mittel sein Glück zu machen, — und oft selbst ein wahres Hülfsmittel zur Beförderung der Cur. Nun kann er aber zuweilen dieses Zutrauen nicht anders erwerben, als indem er sich vollkommnere Erkenntnisse, in Absicht der Natur und des Ausgangs der Krankheit, und eine festere Ueberzeugung von

der Wirksamkeit seiner Heilmittel zuschreibt, als er wirklich besitzt. Es ist also für ihn zuweilen Pflicht, zuweilen erlaubter Kunstgriff des Eigennutzes, sich durch seine Reden und sein Betragen, das Ansehn dieser vollkommnern Kenntniß und dieser Ueberzeugung zu geben, wofern er nur die innere Bescheidenheit des Geistes beybehält, zu wissen, wie wenig er weiß, und zugleich die Ehrlichkeit hat, dieß im Umgange mit Verständigen zu gestehen. Aber die Bahn ist schlüpfrig, und die Affectation eines falschen Selbstvertrauens artet leicht in Marktschreyerey und Scharlatanerie aus; zwey Wörter, welche zuerst nur von den Aerzten der niedrigen Gattung gebraucht, und von der Arzney-Wissenschaft auf alle andern Kenntnisse und Vorzüge, welche man sich fälschlich anmaßt, oder mit denen man prahlt, übergetragen worden sind.

Die Versuchung zu diesen Fehlern war noch viel größer, als alle Kenntniß des menschlichen Körpers, und der medicinischen Gegenstände bloß in die Schulen der Aerzte eingeschlossen war. Die Aerzte waren zu dieser Zeit in gleichem Falle mit den Geistlichen. So wie die Herrschaft der Geistlichen über die Layen aus der Unwissenheit dieser letztern, in Absicht auf Religion und Moral, entstand: so entstanden die Anmaßungen der Aerzte, in Absicht auf Gesundheit und Krankheit und de-

ren Ursachen, — aus der Unwissenheit der übrigen Welt, in der Naturlehre, der Botanik und der Chemie. Die Wissenschaft der Theologen war, wie sie behaupteten, voller Geheimnisse: — die Arzneykunst bekam ein geheimnißvolles Ansehen. Beyde, die Gottesgelehrten und die Aerzte konnten sich leicht ein dictatorisches Ansehn und einen Schein von Erhabenheit unter völlig Unwissenden geben: und sie thaten es wirklich mit gutem Erfolge.

Da aber beyde diesen Ton auch dann noch fortsetzen wollten, als die Layen auch angefangen hatten, über Religion und Sittenlehre nach zu denken, und als einige Kenntnisse der Naturlehre, einige gesündere Begriffe von dem Baue des menschlichen Körpers, dessen Krankheiten und den Mitteln ihn zu heilen, sich über alle gesitteten Stände verbreitet hatten: so wurden die Geistlichen den Weltlichen verhaßt, und die Aerzte den Aufgeklärten aus den übrigen Ständen lächerlich. Endlich siegte der Genius der Zeit: und Priester und Arzt gaben ihre angemaßte Herrschaft auf, um ihre verdiente Achtung beym Publicum zu erhalten.

Ein anderer für die Arzney-Wissenschaft und für die Aerzte nachtheiliger Umstand kam noch im Mittelalter hinzu. Die Erstere war viele Jahrhunderte hindurch mit der Astrologie oder der aus

den Gestirnen hergeleiteten Kenntniß der Dinge und Vorhersehung der Begebenheiten, — einer Wissenschaft, die durch und durch Charlatanerie ist, und von dem, der sie practisch treibt, nur durch solche aufrecht erhalten werden kann, in Verbindung. In der Folge nahm die Arzneykunst die Chymie unter ihre Bestandtheile auf, eine weit reellere Wissenschaft, welche die Fortschritte der erstern in der That beförderte, und bestimmt war, in unsern Tagen uns die größten Aufschlüsse über die Natur zu geben. Aber im Anfange und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war diese Chymie fast durchaus mit der Alchymie, oder der Kunst Gold zu machen, — und diese hinwiederum mit der Magie, mit dem Glauben an Wunderkräfte, und an den Einfluß der Geister, und mit abergläubischen oder gauklerischen Versuchen, jene Kräfte in seine Gewalt zu bekommen, und diese Geister sich günstig zu machen, verbunden. Nur auf diesem Wege, — indem sich die leeren Ansprüche einer noch sehr unvollkommnen Arzney-Wissenschaft mit den völlig grundlosen Behauptungen der Astrologie und Alchymie verbanden, konnten die Paracelse, die Campanellen, und ihres Gleichen entstehen, — halb betrogene und halb betriegerische Thoren, aufgeblasen und strotzend von einer eingebildeten oder vorgegebnen Weisheit, — eine Gattung von Menschen, die sich nur in der Classe

der Aerzte fand, und zu deren Pedanterey oder Charlatanerie kein anderer Stand der Gelehrten emporstieg.

Die Farben nun, welche auf die Sitten und das Betragen dieser Individuen so stark aufgetragen waren, theilten sich in schwächern Schattirungen den Sitten der Aerzte überhaupt mit.

(C.)

Man sieht leicht, daß es einen gewissen Punct in den Fortschritten der Gesellschaft giebt, wo die Lächerlichkeiten des einen Standes von den übrigen Ständen, die nicht daran Theil nehmen, wahrgenommen, und also ein schicklicher Gegenstand der Satyre werden. Dieß war der Fall, in Absicht der Aerzte, um die Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts: und Moliere durfte sie in Carricatur-Gemählden aufs Theater bringen, ohne deßhalb in Anspruch genommen zu werden.

Es giebt einen andern Punct in jenem Fortgange, wo die Lächerlichkeiten einzelner Stände von der Verfeinerung der ganzen Gesellschaft überwunden und weggeschafft werden: und dieß ist der Fall in Absicht der Aerzte unserer Tage.

Nachdem die Arzney-Wissenschaft, von astrologischen und alchymistischen Träumen gereiniget, und auf eine wahre Naturlehre gebaut, sich mit der Naturgeschichte und der ächten Zergliederungs-

kunst verband, und ihre Untersuchungen mit wahrhaft philosophischem Geiste anstellte; — nachdem die Aerzte, auch außer den Krankenstuben, mehr unter andere Menschen kamen; und nachdem endlich auch die Layen, wenigstens die andern gelehrten Stände, Kenntnisse von der Physik, der Physiologie und der Kräuterkunde erhalten hatten: so fielen die meisten der Ursachen hinweg, welche in vorigen Zeiten, die Charlatanerie der Aerzte, und mit ihr das Marktschreyerische oder das Pedantische in ihren Sitten veranlasset hatten; und die Aerzte wurden feinere Weltleute, indem sie bessere Aerzte wurden.

Zweyte Abtheilung des vierten Abschnitts.

Ueber die verschiedenen Arten der Einsamkeit.

Die Einsamkeit ist entweder eine zufällige, welche aus der Lage des Menschen, — oder eine absichtliche, die aus dem Vorsatze desselben entsteht.

Bey der ersten Art der Einsamkeit fragt sichs wieder: ob die Lage, durch welche die Einsamkeit des Menschen verursacht wird, die Lage der ganzen Gesellschaft, oder der Völkerschaft ist, zu welcher der Mensch gehört, und an welcher er nur Theil nimmt; oder ob sie bloß die individuelle Lage des einsamen Menschen selbst ist.

Der erste Eintheilungs-Grund giebt, nach den bekannten drey Hauptstufen in dem Fortgange der menschlichen Gesellschaft, auch ziemlich bestimmt drey Arten jener ersten Gattung der Einsamkeit: — 1) die Einsamkeit des Wilden oder des Jägers; 2) die Einsamkeit des Nomaden

oder des Viehhirten; 3) die Einsamkeit des Ackerbauers, oder des Ansiedlers in einem noch unbewohnten Lande.

Der zweyte Eintheilungs-Grund giebt keine an der Zahl so bestimmten, — keine so genau begränzten Arten der Einsamkeit, weil die Lagen des einzelnen Menschen, durch welche er einsam werden kann, unzählig sind, und durch feine Schattirungen in einander laufen. Der Philosoph kann nichts anders thun, als einige der merkwürdigsten dieser Lagen ausheben. Ich würde in meinen Untersuchungen folgende ausheben:

1) die Einsamkeit des in großen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menschen; — 2) die Einsamkeit des auf dem Lande oder in einsamen Städten Lebenden; 3) die Einsamkeit eines an einem langwierigen Uebel leidenden Kranken; 4) die Einsamkeit des Reisenden, besonders in wüsten und wenig cultivirten Ländern.

Die zweyte Hauptgattung der Einsamkeit ist die der vom Menschen frey gewählten und absichtlichen. Die Unterarten derselben lassen sich, nach der Verschiedenheit dieser Absichten, eintheilen. Die beyden vornehmsten darunter scheinen mir folgende zu seyn: 1) die religiöse Einsamkeit, — wovon die Einsamkeit

des Einsiedlers, und die des Mönchs Unterarten sind; 2) die Einsamkeit des Gelehrten, Philosophen und Dichters.

A. Von derjenigen Einsamkeit, welche aus der Lage des Menschen entsteht.

I. Von den Arten der Einsamkeit, welche aus der Lage der ganzen Gesellschaft, zu welcher ein Mensch gehöret, entsteht.

Das Gemeinschaftliche in diesen Arten der Einsamkeit scheint mir folgendes zu seyn.

Sie haben einen großen Einfluß auf die Vollkommenheit, — sie haben nur einen geringen auf die Glückseligkeit des einzelnen Menschen.

Menschen die in kleinen, von einander abgesonderten Horden, in wüsten Gegenden leben, und ganz allein mit der Anschaffung ihres Unterhalts, oder mit dem Kriege beschäftiget sind, können nie zu einem beträchtlichen Grade der Cultur gelangen; und nie kann ein Einzelner die Gränze der Vervollkommnung überschreiten, welche der

ganzen Gesellschaft von ihrer Lage und Verfassung gesetzt wird.

Aber der einzelne Mensch empfindet auch die Beschwerden der Einsamkeit, ob er gleich von ihnen gedrückt wird, nicht so schmerzlich, wenn er niemanden um sich sieht, der es besser hat, als er. Da er den Nutzen sowohl, als die Freuden eines ausgebreiteten gesellschaftlichen Verkehrs nicht kennt, so wird er durch die Entbehrung jener Vortheile und Vergnügungen wenig afficirt; und das wirklich Hülflose, welches die Einsamkeit zuweilen mit sich führt, wird von ihm auf Rechnung der Natur und Nothwendigkeit geschrieben.

Auch die Colonisten, welche sich in unbewohnten Ländern anbauen, ob sie gleich aus policirten Ländern kommen und also schon mehr Vollkommenheit mitbringen, als der Wilde und der Nomade hat, verwildern doch in ihren Wüsteneyen und werden unwissender und roher, als sie zuvor waren, bis endlich die anwachsende Zahl der Pflanzungen sie näher unter einander oder mit den Einwohnern der Städte, welche sich schon früher in der Colonie, gemeiniglich an der See, angebaut haben, in Verbindung bringt.

Indeß empfinden die Anbauer wüster Länder, welche aus bewohnten Gegenden abstammen, — ob sie gleich gemeiniglich aus den niedrigsten Classen der Gesellschaft sind, und also auch in ihrem

Vaterlande die Vortheile der Verbindung mit Menschen nie vollständig genossen haben, doch gewiß das Unangenehme der völligen Einsamkeit, in welcher sie jetzt leben, weit stärker als die eingebohrnen Horden. Ueberfällt sie gleich Anfangs Krankheit, so sind sie gänzlich verlohren. Außerdem aber macht die angestrengte Arbeit, welche die Urbarmachung eines ganz unangebauten Landes verursachet, daß sie an sich selbst und an ihre Lage weniger denken. — Und endlich giebt ihnen die völlige Unabhängigkeit, in welche sie sich versetzt finden, einigen Ersatz für die vielen andern Vortheile, deren sie entbehren.

Der Anblick eines wüsten und unangebauten Erdstrichs, — und überhaupt die rohe, wilde und sich selbst überlassene Natur hat den Charakter der Erhabenheit, und flößt auch den Menschen, von denen sie bewohnt wird, eine ähnliche Denkungsart ein. Eben diese Natur ist einförmig in ihren Producten, und biethet nur wenige Gegenstände der Beobachtung dar. Daher sind die Horden, welche in Wüsteneyen leben, unwissend.

Endlich bringt eben diese Natur nur wenige Dinge hervor, welche Vergnügen oder Schmerz verursachen, und also Affekten erregen. Daher haben die Wilden und Nomaden nur wenige Leidenschaften, und gar keine eigentliche Empfindsam-

keit: aber jene Leidenschaften sind heftig, gewaltsam und oft ausschweifend.

Den Charakter der Erhabenheit haben wir vorzüglich in den Reden, Negotiationen, politischen Berathschlagungen, und manchen Metaphern der Nordamerikanischen Wilden, besonders jener sechs Nationen, mit denen die Europäer am genauesten bekannt geworden sind, gefunden. Wir haben ihn in den Gesängen mehrerer wilden Stämme, — wir haben ihn noch mehr in den Gesängen des Ossian angetroffen, der zwar nicht unter einer ganz wilden Nation, aber doch in einer solchen lebte, die noch auf der untersten Stufe der Cultur stand, und der überdieß von einer sehr wilden, rauhen und einsamen Natur umgeben war.

In den Reden und dem Charakter der Nomaden finden sich weniger Spuren von dieser Erhabenheit. Aber zuerst ist auch das herumziehende Hirtenvolk weit weniger einsam, als die Jäger-Horde: es kämpft nicht mit so vielen Uebeln: aber es erlangt deßwegen auch nicht dieselbe Stärke des Geistes. Zum andern ist der Nomade weit mehr mit seinem Eigennutze beschäftiget, — denn er hat Eigenthum und Verschiedenheit der Stände: — und nichts ist der Erhabenheit so tödtlich, als der Eigennutz.

Am wenigsten ist wohl diese Wirkung der Einsamkeit an dem Europäischen Colonisten sichtbar: —

theils weil er schon einen völlig gebildeten Charakter in die Wüsteney mitbringt, und dieser gemeiniglich klein und niedrig ist; — theils weil er mit Ausrotten und Bauen immerwährend beschäftigt ist, der Wilde und Nomade aber müßig leben. Mechanische, angestrengte Arbeit aber ist ebenfalls der Erhabenheit nicht günstig.

Was die Unwissenheit betrifft, so ist sie allen drey Classen, dem Jäger, dem Nomaden, und dem neuen Ansiedler ziemlich gemein. Man kennt die Schilderung der Unwissenheit und Rohheit, welche uns mehrere Reisenden von den aus der Pfalz und Wirtenberg nach Nordamerika ausgewanderten Bauern machen, und die Bemühungen einiger Deutschen Gelehrten, sie aufzuklären.

Doch sind ohne Zweifel verschiedene Grade zwischen der Unwissenheit des Jägers, des Nomaden und des Colonisten. Die meisten nomadischen Völker kennen die Schreibkunst: aber sie haben sie fast immer aus angebauten Ländern und von den Einwohnern der Städte erhalten. So wie aber Unwissenheit besser ist, als Vorurtheile und eine verkehrte Denkungsart, so sind auch oft die Colonisten hinter den Wilden zurück, weil jene hartnäckig auf Irrthümern bestehen, welche von diesen eingesehen werden, sobald sie nur die Sache wissen.

Der dritte aus der einsamen Lage jener Völkerschaften entstehende Charakterzug derselben, — die auf wenige Gegenstände eingeschränkten, aber desto mehr entflammten Affecten, — ist ebenfalls den Jäger-Völkern am meisten eigen. Unter sich sind die Mitglieder derselben, — theils wegen ihrer geringen Anzahl, theils wegen ihres gemeinschaftlichen Interesse und ihrer gemeinschaftlichen Noth, — aufs genaueste verbunden. Von allen übrigen Menschen sind sie vollkommen getrennt, und mit den benachbarten Horden sind sie gemeiniglich im Kriege.

Zuweilen vereinigen sich auch Einzelne unter ihnen noch besonders zu gemeinschaftlicher Jagd, oder Bekriegung ihrer Feinde, und theilen mit einander, — oft auf Zeit Lebens, — Beschwerden und Gefahr.

In dieser Lage kann der Mensch nur sehr stark lieben, oder sehr heftig hassen. Daher sind diese Völker sehr grausam gegen ihre Feinde: aber man findet auch unter ihnen Beyspiele einer großen Selbstaufopferung für Freunde.

Endlich aus dieser absoluten, — oft monatlangen Einsamkeit, in welcher der Jäger, während er in den Wäldern herumstreift, leben muß, und aus welcher er zu dem geselligen Leben in seiner Horde übergeht, entsteht ein eben so schneller Uebergang des Wilden, von der äußersten Kälte

und Gleichgültigkeit zu dem affectvollsten Zustande. Er liegt Tage lang unbeweglich auf seiner Matte, und springt dann auf einmahl von ihr auf, ergreift seine Streit-Axt und ist zu allen Strapazen des Krieges bereit.

*

Die nomadischen Völker führen ihre Kriege nicht so grausam, als die Wilden: aber unter ihnen sind die größten Weltverwüster, — die Dschinkischane und die Tamerlane aufgestanden.

Die Ursachen der ersten Erscheinung sind: weil die Nomaden nicht so unaufhörlich unter sich Krieg führen, als die Jägerhorden; weil sie nicht in so gar kleine Stämme vertheilt sind, als diese, und die Mitglieder jeder Völkerschaft mehr durch politische, als durch Familien-Bande zusammenhängen; weil sie endlich nicht so vollkommen isolirt sind, sondern mit ihren Nachbarn, mit andern nomadischen, — oder selbst gesitteten Völkern, durch Bündnisse und durch den Handel in Verbindung stehen.

Die Ursachen der zweyten Erscheinung sind schwerer zu erforschen.

Zwar, wie unter ihnen sich plötzlich eine große Macht, durch Vereinigung vieler solcher Volksstämme unter ein gemeinschaftliches Oberhaupt, bilden könne, läßt sich sehr wohl begreifen, da diese Völker in den ungeheuren Ebnen des mittleren

Asiens, seit undenklichen Zeiten, herumschwärmen. Auch das ist begreiflich, daß die Fürsten oder Chans, welche eine so große und ausgebreitete Herrschaft unter ihren Landsleuten erlangt haben, sich nun derselben bedienen wollen, um Eroberungen zu machen, und besonders über angebaute Länder und gesittete Völker, — welche schon von jeher ihre Eifersucht und ihren Unwillen erregt haben, — herzufallen.

Warum aber diese nomadischen Heerführer, und selbst ihre Völker diese Kriege auf eine so verwüstende Art führen, warum sie nicht sowohl zu erobern, als zu zerstören suchen, ganze Städte und Länder völlig entvölkern, und am bloßen Morden, — an der bloßen Vernichtung aller Cultur ein Wohlgefallen zu haben scheinen: davon ist es schwerer sich selbst Rechenschaft zu geben.

Etwas liegt davon an dem schon zuvor gedachten Grolle, welchen herumschweifende Völkerschaften gegen die in festen Wohnsitzen lebenden Nationen haben: theils wegen der Beleidigungen, welche sie, von Zeit zu Zeit, von der Uebermacht derselben erfahren; theils schon wegen der Unähnlichkeit ihrer eignen Lebensart mit der Lebensart der Ackerbauer und Städtebewohner.

Diese Grausamkeit ist, bey den noch rohen Völkern, vielleicht eine Folge der langwierigen Kriege selbst, und in dem Widerstande, welchen

sie finden, und in dem Verluste, den sie von ihren Feinden leiden, gegründet. Die Muhamedanischen Feldzüge waren lange nicht so grausam, als die Feldzüge der spätern Kalifen. Und die Tartarn unter Dschinkischan verwüsteten immer mehr, je weiter sie sich von ihrem Vaterlande entfernten.

Endlich kann wohl die völlige Unwissenheit dieser Eroberer in der Regierungskunst, die Verlegenheit, in welcher sie sind, die große Anzahl ihrer Gefangnen zu bewachen, und auf ferneren Zügen mitzunehmen, und der einzige bey ihnen herrschende Ehrgeiz, ein Denkmahl ihrer Uebermacht zu hinterlassen, zur Auflösung dieses traurigen und die Menschheit entehrenden Räthsels dienen.

*

Bey dem in wüsten Gegenden sich anbauenden Europäer ist jene Wirkung der Einsamkeit, die Affecten zu entflammen, und besonders den Menschen grausam gegen seine Feinde zu machen, nicht so merklich.

Er hat zuerst keine Kriege zu führen, sondern hängt noch immer mit dem Mutterstaate zusammen, der sie für ihn führt.

Er ist überdieß schon mit vielerley Gegenständen der Begierden, — der Liebe und des Hasses, in seinem Vaterlande bekannt geworden: und seine

Affecten können sich nicht so leicht, als die des Wilden und des Nomaden, auf einen Punct vereinigen. Auch ist die Beschäftigung des Ackerbaus, besonders die der ersten Urbarmachung, sehr geschickt, seine Leidenschaften in Schranken zu erhalten.

Doch die einsame Lage, wenn sie lange dauert, macht den Colonisten zu dem, was er zuvor nicht war. — Schon der Entschluß, sich in so wüste Gegenden zu begeben, zeigt, daß er sehr heftiger Leidenschaften fähig sey. Denn dieser Entschluß kann von nichts andern herkommen, als von einer sehr lebhaften Unzufriedenheit mit seinem vorigen Zustande, oder von enthusiastischen Hoffnungen einer schimärischen Glückseligkeit,

Die Schwierigkeiten, welche er bey der Ausführung seines Unternehmens findet, und die Beschwerden, denen er täglich ausgesetzt ist, sind sehr wohl im Stande, ihn, wie gegen die sinnlichen Gefühle, so auch gegen die menschenfreundlichen Empfindungen abzuhärten.

So viel ist wenigstens gewiß, daß die Europäischen Colonisten in Amerika, gegen die eingebohrnen Indianer entweder äußerst grausam, oder doch ungerecht, und sowohl bey dem Eintausche ihrer Ländereyen, als sonst im Handel und Wandel, betriegerisch gewesen sind.

Auch innerhalb der Colonien selbst, z. B. in Neu-England, haben die Parteyen immer mit großer Wuth gegen einander gefochten,

Unter den drey oben genannten Lagen, ist die eines Colonisten, der sich in einer solchen Gegend, wie jetzt z. B. die Provinz Kentucky in den Nord-Amerikanischen Freystaaten ist, anbauet, die am vollkommensten einsame.

Der Jäger kehrt, nach einigen Wochen oder Monaten, die er in den Wäldern herumgestreift ist, wieder in seine Horde zurück. Der nomadische Viehhirt entfernt sich mit seinen Heerden nie weit von seinem Stamme; oder er thut es nur immer in größerer Gesellschaft. Auch der Sennenhirt in der Schweiz bringt auf den Alpen nur die Sommermonate zu. — Der Ackerbauer hingegen, welcher in einem unbewohnten Lande Rohdungen macht, kann Jahre lang mit seiner Familie ganz einsam leben.

Aber wenn diese Familie zahlreich, wenn sie unter sich einig und liebreich, wenn sie endlich dem Hausvater oder Familien-Haupte, aus Anhänglichkeit und mit freyem Willen, unterworfen und gehorsam ist: so giebt eine solche Familie das Bild, und besitzt wirklich die Sitten des alten patriarchalischen Lebens, welches, ob es gleich keine

hohe Stufe der Vollkommenheit war, doch sich sowohl durch gewisse eigne Tugenden, als durch seine eigne Art von Glückseligkeit unterscheidet.

* *

Nach der Schilderung des Gemeinschaftlichen in der Einsamkeit der verschiednen Classen oder Stufen der bürgerlichen Gesellschaft, werde ich nur noch wenig von dem Eigenthümlichen bey einer jeden Classe zu sagen haben.

---

1. Einsamkeit des Wilden oder des Jägers.

Wir haben den Einfluß der Einsamkeit und der Art der Beschäftigung auf die Jäger-Horden, noch besser kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, seitdem Europäer selbst (besonders viele Einwohner der hintern Theile von Canada) sich in einen ähnlichen Zustand begeben, — und entweder auch ihren Unterhalt bloß von der Jagd gesucht haben, oder doch so, wie die Jäger, durch weite Länder umher gestreift sind, um bey den verschiedenen Stämmen der Indianer Pelzwerk und Bieberfelle zu sammeln.

Die Einsamkeit, wenn sie mit Erschlaffung und Unthätigkeit verbunden ist, macht den Geist stumpf, den Körper träge, und setzt also den gan-

zen Menschen zurück. Da hingegen, wo sie mit einer lebhaften Beschäftigung, oder gar einer heftigen Anstrengung des Geistes oder des Körpers verbunden ist: da kann sie selbst dazu beytragen, die Kräfte des Menschen noch mehr zu üben: weil sie ihn von aller fremden Hülfe entblößt, und ihn nöthiget, seinen ganzen Scharfsinn und seine Erfindungskraft aufzubieten. — Sie vermehrt zwar nicht seine Einsichten: aber sie hindert auch nicht eine gewisse Art seiner persönlichen Ausbildung.

So können der Gelehrte und der Dichter, ohne Nachtheil, lange in der Einsamkeit bleiben: weil der Geist beyder beschäftiget ist.

Bey dem von der Jagd lebenden Wilden ist es die anstrengende Beschäftigung des Körpers und der Sinne, welche auch den Geist übt und seine Kräfte nicht sinken läßt. Er wird zwar nicht von andern Menschen belehrt: aber er wird durch die Noth und das Bedürfniß gebildet.

In der That giebt es vielleicht keine größeren Beschwerden für Menschen zu ertragen, als welche ein solcher Wilder auf seinen Jagden erträgt. Er muß oft mehrere Tage ohne Nahrung bleiben, wenn er kein Wild auffinden oder fangen kann. Seine Anstrengungen sind seinen Beschwerden gleich. Bey seinen schlech-

ten Waffen sind es nur die Schärfe seiner Sinne, seine Behendigkeit, und seine List im Ueberfallen eines Feindes, welche ihm seinen Raub sichern. In diesen drey Stücken übertrifft daher auch der Wilde den Bürger policirter Staaten.

So kommt der Nordamerikanische Jäger aus seinen Waldungen, zwar unwissend, aber nicht dumm, heraus. Er sieht und hört scharf; er beobachtet genau; er prägt sich tief ein, was er sieht; er schließt auch für seinen Endzweck richtig.

Er bleibt aber, auf seinen Wanderungen, auch nicht ohne allen Unterricht. Er lernt, sich durch große und dichte Wälder, in welchen es weder Weg noch Fußsteig giebt, richtig finden; er lernt überhaupt, sich ohne alle Hülfsmittel in fremden Gegenden orientiren. Dieß kann nicht geschehen, ohne daß er auf die Natur der Bäume und Pflanzen, auf die Verschiedenheit der Erdarten und Mineralien und auf die Gestirne und den Lauf derselben genau Acht gebe. Alle diese Sachen kennt er also auch besser, als der nicht unterrichtete Europäer.

Besonders ist die List diejenige Eigenschaft des Geistes, welche bey dem Wilden, sowohl auf seinen Jagden, als durch seine übrige La-

ge, besonders durch seine immerwährenden kleinen Kriege geübt wird.

Bey ihm kann man recht gewahr werden, wie sehr die List von dem wahren Verstande unterschieden sey. Durch sein Beyspiel aufmerksam gemacht, findet man leicht, auch unter gesitteten Menschen, eben dieselbe Erscheinung. Die Listigsten sind oft die Ungelehrigsten: und die einsichtsvollsten Menschen lassen sich oft von einfältigen überlisten.

Aber es ist, weder bey dem Wilden noch bey dem Einwohner policirter Staaten, leicht, die Unterschiede zwischen List und Verstand aufzufassen.

So viel ist klar, daß die List immer mit einem Feinde zu thun hat, den man angreifen, oder gegen den man sich vertheidigen will. Sie ist immer dazu bestimmt, Schaden zu thun, oder Schaden zu verhüten. Ihre Sphäre ist sehr eng: und sie wird nur durch die Furcht oder die Raubsucht geschärft.

Der Verstand ist ganz friedlich: er hat es mit Erkenntniß des Wahren, oder mit gemeinnützigen Arbeiten zu thun. Sein Wirkungskreis ist sehr weit; und die Triebfeder, welche ihn thätig erhält, ist die Wißbegierde.

Ueberdieß ist die List, wenn sie gelingen soll, immer mit einer gewissen Feinheit der Sinne, mit

einer Geschmeidigkeit des Körpers und einer ausdauernden Kraft desselben verbunden. Sie ist gleichsam diejenige Vollkommenheit des Geistes, welche, ohne eigne intellectuelle und moralische Bildung desselben, bloß aus der Vollkommenheit des Körpers und der sinnlichen Werkzeuge entsteht. Der wahre Verstand hingegen gehört ganz dem Geiste an. Er bedarf zwar der Sinne und des Körpers, als Werkzeuge: aber die Grundlage desselben liegt in den Begriffen und Grundsätzen.

Einer zweyten Folge von der Lebensart des Jägers habe ich schon gedacht: daß nähmlich bey ihm die größte Abwechselung und der schnellste Uebergang von Anstrengung und heftiger Bewegung zu Unthätigkeit und Ruhe vorhanden ist. Kein Mensch ist unermüdeter und zeigt größere Kraft-Aeußerungen, als der Wilde, während seiner Jagd- und Feld-Züge: und keiner ist träger und unbeweglicher, als eben dieser Wilde in seiner Hütte, wenn er nun zu den Seinigen zurückgekehrt ist.

Auch wenn deren mehrere bey einander sind, können sie, mehrere Stunden lang, im Kreise, mit untergeschlagenen Beinen, den Kopf zur Erde gehängt und die Augen auf einen Fleck gerichtet, bey einander sitzen, ohne ein Wort zu reden. So sahe einer meiner Freunde in London eine Gesellschaft von Canadiern, welche man dahin gebracht

hatte. Sie schienen auf die Menge der Menschen, welche zuströmten, um sie zu sehen, gar keine Aufmerksamkeit zu wenden.

Eben so beschreiben Sparmann und Vaillant die Hottentotten: — zu der einen Zeit um keinen Preis zu bewegen, sich von der Stelle zu rühren; — zur andern Zeit hingegen diese Ruhe verlassend, und bereit, Tag und Nacht, viele Wochen lang, in beständiger Beschäftigung zu seyn.

Diese Unthätigkeit des wilden Jägers, während seines Aufenthalts unter seiner Horde, macht, daß er dieselbe zu keiner geselligen Bildung, zu welcher sie ihm sonst die Gelegenheit darbieten könnte, nutzt. Er hat keinen eigentlichen Umgang weder mit seiner Familie, noch mit seinen Landsleuten.

Wenn er ja sich mit ihnen zu irgend einer geselligen Handlung vereiniget: so ist es, bey Volks-Festen, zu Unmäßigkeit und Völlerey, oder zu Gesang und Tanz. In diesen, (in ihren Gesängen und Tänzen,) findet man oft das Genie der Wilden wieder, welches sie sonst nur auf der Jagd und im Kriege blicken lassen.

2) Einsamkeit des Nomaden und Viehhirten.

Der Nomade, welcher so wie sein ganzer Stamm von der Viehzucht lebt, ist da, wo er am

meisten einsam ist, wenn er seine Heerden auf entfernte Weideplätze führt, bey weitem nicht so beschäftiget, als der Jäger auf seinen Zügen: und die Beschäftigung des Erstern ist auch weit weniger anstrengend für Körper und Geist, als die des Letztern. Beyde werden also auch weniger geübt. Die Sinne des Nomaden werden weniger scharf, sein Körper wird weniger behende; auch sein Scharfsinn und seine List sind geringer, als die des von der Jagd lebenden Wilden.

Einsamkeit mit Müßiggang verbunden, ein Zustand, in welchen das Hirtenleben den Menschen oft versetzt, erzeugt unfehlbar Schlaffheit des Geistes, vermindert dessen Kräfte, und macht ihn unverständiger und träger.

Auch unter unserm Landvolke sind, nach meiner Beobachtung, die Hirten, — besonders, wenn sie dieß nur allein und Zeitlebens sind, — einfältiger und gedankenleerer, als andere Bauern.

Auch in der Schweitz sind die Einwohner derjenigen Cantons, wo die Viehzucht die einzige Beschäftigung ausmacht, und welche den Sommer einsam auf den Alpen zubringen, — zwar die biedersten, aber auch die am wenigsten aufgeklärten Schweitzer.

Doch selbst das bloße Weiden und Hüten der Heerden in einem wüsten Lande erfordert weit mehr Arbeit und Bemühung, als der Hirte in

einem ruhigen und angebauten Lande braucht. Der Nomade muß sich zuerst die Weideplätze für sein Vieh aufsuchen: er muß zweytens gegen die wilden Thiere kämpfen, die seinen Heerden den Untergang drohen.

Wir sehen daher schon bey den Patriarchen, daß diese gebohrnen Viehhirten sich der Tapferkeit, als einer ihnen zugehörigen Eigenschaft, rühmen. Auch haben die nomadischen Nationen in ihren Kriegen unstreitig Tapferkeit bewiesen.

Wie gut der Nomade sich in einem fremden Lande orientiren könne, haben auch wir Schlesier im Kriege Friedrichs des zweyten an den Kalmucken und Kosacken, welches nomadische Völker sind, gesehen.

Der Nomade hat mit dem Schweitzer-Hirten gemein, und vor unsern Viehhirten zum voraus, daß er sich auch seine Speise von seinem Vieh selbst bereitet, und eine häusliche Geschäftigkeit mit dem bloßen Bewachen des Viehes in freyem Felde verbindet.

Der Nomade ist ferner nicht so ganz, in Absicht seiner Hülfsmittel, auf seine eigne Erfindsamkeit und seinen Scharfsinn eingeschränkt, als der Jäger: er erhält deren von seinem Stamme; er hat etwas bessere Waffen und Werkzeuge.

Alles dieß giebt ihm etwas mehr Kenntnisse und Geschicklichkeit, — aber weniger Kraft, und,

wenn ich so sagen darf, weniger Erhabenheit des Geistes, als der Jäger zuweilen beweist.

Doch eben die Einsamkeit, mit Muße verbunden, führt auch, wenn sie zugleich Gegenstände der Einbildungskraft zur Unterhaltung darbiethet, zur Musik und zum Gesange; besonders bey Menschen, welche der Eindrücke der Natur und der Liebe vorzüglich empfänglich sind: und die Hirten sind, wie man glaubt, die ersten Dichter und Sänger gewesen.

Dieß letzte kann ohne Zweifel, bis auf einen gewissen Grad, wahr seyn: und die noch unter uns bestehende eigne Gattung der Schäfer-Poesie scheint diese uralte Tradition zu bestätigen.

Indeß sind die Barden und Skalden der Nord-Europäischen Völker, die unter dem rauhesten Himmel vom Ackerbau lebten und feste Wohnsitze hatten, weit berühmter geworden, und haben mehr Denkmahle hinterlassen, als die Asiatischen Nomaden, selbst aus den fruchtbarsten Gegenden.

Vielleicht erhebt und begeistert die Einförmigkeit der weiten Ebenen, in welchen die Asiatischen Nomaden herumschwärmen, die dichterische Einbildungskraft weniger, als die abwechselnden, obgleich rauhen Felsen und Ströme des Nordens. — Vielleicht will auch das Genie des rohen Menschen

zuerst durch Schlachten, Zerstörung und Blutvergießen aufgeregt seyn, ehe er gegen die sanftern Gefühle, welche die schöne Natur oder die Liebe einflößt, empfindlich wird: und Heldengesänge entstehen also weit früher, als Hirtenlieder.

Wenn aber die Beschäftigung des nomadischen Hirten weniger anstrengend, und also weniger übend für Körper und Geist ist, so ist sie dafür weniger unterbrochen. — Der Jäger sammelt sich Nahrungsmittel auf einmahl für lange Zeit; der Hirte bereitet sich die seinigen alle Tage.

Selbst die Zeiten, welche letzterer hinter seinen Heerden einsam zubringt, wechseln mit denen, die er im Lager bey seinem Stamme, und im Zelte unter seiner Familie verlebt, öfter und regelmäßiger ab; und die Uebergänge sind nicht so plötzlich, als bey dem Wilden.

Daher artet auch die Ruhe, welche er zu Hause genießt, nicht in eine so gänzliche Faulheit und Unbeweglichkeit aus, als die ist, in welcher man den Wilden in seiner Hütte siehet.

Er genießt also doch etwas von der Bildung des geselligen Lebens; er spricht mit den Seinigen; er hilft seinem Weibe die häuslichen Geschäfte besorgen; — da der Wilde hingegen diese als Sklavinn behandelt, welcher er alles aufbürdet, was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört.

Durch alles dieß entwickeln sich bey dem nomadischen Leben schon viele Begriffe sowohl als Empfindungen, welche bey dem Jäger noch gänzlich schlafen: und der erstere ist schon ein etwas vollkommnerer Mensch, wofern die Vollkommenheit des Menschen mehr in der Entwickelung seiner sämmtlichen Kräfte, als in der Erhöhung einer einzigen, besteht.

Hierzu kommt, daß die nomadische Lebensart, als gesellschaftliche Verbindung betrachtet, schon um einige Stufen höher steht, und sich der Cultur mehr nähert, als die Associationen einer Jagdhorde.

Unter den unzähligen Schwärmen von herumziehenden Nomaden, welche den hohen Rücken von Nord-Asien bewohnen, hat jeder Stamm seinen eignen Fürsten, deren mehrere oft wieder einem höheren unterworfen sind. Von diesen Fürsten werden sie despotisch beherrscht: aber dieser Despotismus gründet sich nur auf die Anhänglichkeit, welche jeder Stamm für den seinigen hat.

Die Nomadischen Völker kennen ferner den Unterschied erblicher Stände: — eine Einrichtung, die, wenn sie auch in der Folge viele Mißbräuche und Streitigkeiten veranlaßt, doch der erste Grund aller bürgerlichen Ordnung ist.

Sie haben endlich fast alle eine öffentliche Religion und Priester, — welche letztern nicht, wie

bey den Wilden, Zauberer und Gaukler sind, sondern einen angesehenen Stand der Nation ausmachen.

Mehrere unter ihnen haben diese Religion von fremden Lehrern, und mit ihr zugleich die Kunst zu schreiben und etwas den Wissenschaften ähnliches erhalten.

An politischer und religiöser Aufklärung sind sie so weit über dem Wilden, als sie ihm an Körperkraft, an Schärfe der Sinne u. s. w. nachstehen.

Aber so wie jede halbe Cultur, — jeder mangelhafte Unterricht den Menschen, auch in völlig gesitteten Staaten, in mehr Irrthümer führt, als er bey gänzlicher Unwissenheit gehabt haben würde: so sind auch unter den Nomaden, Vorurtheile aller Art, politische und religiöse, und die ungereimtesten Volks-Meinungen, so wohl in Absicht ihrer selbst und ihrer Beschäftigungen, als in Ansehung der Natur der Dinge, und in Absicht auf andere Völker, zu Hause.

Ja man kann sagen, daß die Volks-Irrthümer, welche die Menschen, auch in völlig policirten Staaten, so lange auf der Laufbahn der Cultur zurückgehalten haben, unter den Nomaden, oder im nomadischen Zustande entstanden, und von da in den civilisirten übergegangen sind.

Dort hat zuerst der Despotismus Wurzel gefaßt; dort hat der Aberglauben aller Art, Astrologie und Wahrsagerey, nebst den abgeschmacktesten Religions-Uebungen, wie zum Beyspiele die in der Religion des Lama, zuerst Eingang gefunden.

Aus dieser Anhänglichkeit des Nomaden an Meinungen und Gewohnheiten entsteht die Abneigung desselben gegen alle Völker, welche eine andere Lebensart, als er, führen, oder andere Meinungen hägen, und dieß ist hinwiederum der Ursprung der Intoleranz, welche auch die Kriege der Nomaden grausamer gemacht hat.

Noch eine Eigenthümlichkeit der Nomaden, welche mit ihrer Achtung für alte Meinungen, Volkssagen und Gewohnheiten zusammenhängt, ist die Verehrung, welche sie für Herkommen und Abstammung der Familien, für Geburt und Ahnen haben, und die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Genealogien verfertigen und aufbewahren, wodurch sie ihre Abstammung und das Alterthum ihres Geschlechts beweisen können.

Die ältesten dieser Genealogien sind mit Fabeln untermischt: in der Folge werden sie historisch, und vertreten die Stelle der Geschichte; sie tragen dazu bey, die Unterordnung der Stände, die

Achtung gegen die regierenden Familien, und also die politische Ordnung zu erhalten und zu befestigen.

Doch macht eben die Einsamkeit der nomadischen Lebensart, welche ihre Achtung für Alterthum und Herkommen veranlaßt, und die Gleichheit der Lebensart und der Beschäftigungen bey Vornehmen und Geringen, daß jene Ahnensucht der Nomaden und diese Sorgfalt, das Alterthum ihrer Geschlechter durch Stammtafeln zu erweisen, nicht eine Trennung und einen Widerwillen der verschiedenen Stände gegen einander, durch den Stolz der Adlichen und den Neid der Gemeinen, verursacht.

Die Achtung, welche der gemeine Mann den alten Geschlechtern seines Stammes beweiset, ist freywillig, und deßwegen nicht lästig: es sey denn, daß diese ihr ererbtes Ansehn bis zur wirklichen Unterdrückung mißbrauchen; — in welchem Falle aber unter einer nomadischen Völkerschaft eher eine Trennung, als eine Revolte und ein bürgerlicher Krieg, entsteht.

Nur in größern Staaten, und wenn unter diesen selbst wieder eine Verbindung vorhanden ist, sondert sich der Adel, welcher nun einen mehr sich selbst genugsamen Körper ausmacht, von seinen geringern Mitbürgern ab, blendet sie durch seinen Glanz, und erregt ihren Unwillen durch die stets

wachsenden Ansprüche, sich noch mehr über sie zu erheben.

3. Einsamkeit des sich in wüsten Gegenden anbauenden Colonisten.

Die Eigenthümlichkeiten des auch in der wildesten Einöde sich anbauenden Europäischen Colonisten können nicht so groß seyn, als die des Wilden und des Nomaden.

Erstlich: er macht nie mit andern solchen Ansiedlern eine eigne Völkerschaft, einen abgesonderten Staat aus; und hier ist eigentlich von der einsamen Lage einer ganzen Gesellschaft von Menschen die Rede, an welcher Einsamkeit das Individuum nur Antheil nimmt. Jener Ansiedler ist gemeiniglich ein Bürger einer vorher schon gegründeten Colonie, wie jetzt die Anbauer von Kentucky und den Gegenden am Ohio und Missisippi oder er hängt noch mit dem Mutterlande zusammen, welches ihn dahin gesandt hat, und ihn unterstützt. So gering auch der Einfluß seyn mag, welchen seine entfernte einsame Lage der Regierung des größern policirten Staates, wozu er gehört, verstatten mag: so ist dieser Einfluß doch wirklich vorhanden, und läßt bey ihm im Wesentlichen keine andern Meinungen und Sitten aufkommen, als welche der allgemeinen Verfassung des gesitte-

ten Lebens und der besondern dieses Staates gemäß sind.

Der Colonist tritt zweytens in seine Einödden schon als ein völlig gebildeter Mensch und wird nicht durch den Aufenthalt in denselben gebildet, wie ein Mitglied einer Jäger- oder Nomaden-Horde. Und ob er gleich von seiner erworbnen Cultur, besonders in der zweyten Generation, viel verlieren und seine Sitten ändern kann: so bleibt er doch stets ein Europäer, ein Ackerbau treibender, ein durch solche Meinungen und Sitten ausgezeichneter Mann, als die durch Jahrhunderte in Europa herrschende Religion, Politik und Cultur aus den Menschen dieses Erdtheils, auch aus der niedrigsten Classe derselben, gemacht haben.

Er bleibt endlich drittens doch in einem beständigen Verkehre mit seinen Europäischen Landsleuten; theils durch die Correspondenz, welche er, wenn auch nur selten, mit seinen in Europa hinterlassenen Verwandten und Freunden führt; theils durch die Unterstützung, welche er von der Regierung erhält und durch die Befehle, welche sie ihm zufertiget; endlich durch den Handel, indem er seine meisten Bedürfnisse aus Europa, oder aus den schon mehr bevölkerten Colonien zieht, und seine Producte dahin wieder absetzt.

Dessen ungeachtet bleibt seine einsame Lage nicht ohne Wirkung auf seinen Charakter, seinen Geist und seine Sitten.

Er ist zuerst, wenn er ein etwas empfindsames Herz hat, bey dem Anfange seiner neuen Laufbahn, der Unglücklichste aller Einsamen.

Da er zugleich aller seiner gewohnten Bequemlichkeiten und alles des Vergnügens, welches in der Gesellschaft liegt, beraubt ist: so kann ihn nur die Hoffnung eines bessern Zustandes, als sein ehemaliger in Europa war, aufrecht erhalten; und nur die schwere und mannigfaltige Arbeit, welche ein neuer Anbau erfordert, kann seine Aufmerksamkeit von seiner gegenwärtigen Noth abwenden.

Gesundheit und Kräfte sind ihm durchaus nöthig, wenn er in dieser Lage ausdauern soll. Fehlt ihm eines von diesen, so ist er bey dem Mangel aller Hülfsmittel fast unausbleiblich verloren. Daher sind die ersten Colonien der Europäer in Nordamerika, und fast sonst allenthalben so schwer zu Stande gekommen, und die erste Generation der Colonisten ist fast allenthalben, ausgestorben, bis endlich neue Auswanderer von dem Unglücke und den Arbeiten ihrer Vorgänger Nutzen ziehen, und nach und nach den Anbau, dessen erste und größte Schwierigkeiten schon überwunden waren, vollenden konnten.

Eben so gewiß ist es, daß solche Colonisten-Familien, die ohne dieß selten viel Geistesbildung in ihre Einödden mitbringen, doch hier von dem Grade der Cultur, welchen sie erreicht hatten, herabsinken. Da ihnen Bücher und Umgang, die beyden Hauptmittel des Unterrichts für civilisirte Menschen, mangeln; da es ihnen an Kirchen und Schulen, den beyden Oertern, wo das Volk vorzüglich seine Cultur schöpft, fehlt: so wird ihnen diejenige Aufklärung, welche aus allgemeinen Begriffen und Grundsätzen entsteht, nach und nach immer fremder.

Und so finden auch jetzt noch die Reisenden jene entfernten und von einander abgesondertern Colonisten, besonders die Deutschen; weil diese, aus Unkunde der herrschenden Landes- oder Colonie-Sprache, noch in einer größern Abgezogenheit leben, und noch weniger Zutritt zu den Hülfsmitteln des Unterrichts hatten, als die Engländer.

Dafür aber erlangt jeder solche Colonist, da er eine Art von Robinson Crusoe vorstellt, und sich diejenigen Bedürfnisse, welche ihm in Europa der Handwerksfleiß Anderer lieferte, selbst verschaffen muß, auch etwas von dem Scharfsinne und viel von der Thätigkeit dieses Robinson: — wodurch zugleich auch wieder seine Zufriedenheit erhöht wird, theils wegen der gelingenden Beschäftigung, theils wegen der anwachsenden Hülfs-

mittel und Bequemlichkeiten selbst, wodurch seine Lage weniger beschwerlich, und er unabhängiger von andern Menschen wird.

Was den Charakter und die Leidenschaften betrifft, so ist im allgemeinen anzunehmen, daß, so wie nur Enthusiasmus oder ein großer Eigennutz oder drückendes Elend ihn bewegen konnte, sich in diese hülflose Lage zu begeben, er (der Colonist) auch durch das einsame Leben selbst heftiger und leidenschaftlicher, und durch den Mangel andrer Endzwecke und Aussichten, als die, wohlhabend zu werden, noch eigennütziger wird, als er zuvor war.

Selbst die billigsten Beurtheiler der Einwohner in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika geben zu, daß Eigennutz und Geldbegierde die herrschende Leidenschaft der meisten ist, und auch zum Verderbniß ihres Charakters und ihrer Sitten am meisten beyträgt.

Und was die ältesten und früheſten Ansiedler, welche damahls aller Vortheile der Gesellschaft mehr, als die jetzigen, beraubt waren, — oder was die neuen Anbauer unsrer Zeit in den hinteren Colonien betrifft: so ist von beyden bekannt, welche Gewaltsamkeit und selbst Grausamkeit sich jene unter einander selbst, diese gegen die Indianer erlaubt haben.

Ich setze noch hinzu, daß, so wie wir, auch in unsern Europäischen ganz bevölkerten und policirten Staaten, zwey einander völlig entgegengesetzte Arten von Menschen in der Lage einer vollkommnen Einsamkeit finden, — so auch auf die Ansiedler in wüsten Gegenden die Einsamkeit eine entgegengesetzte Wirkung thue.

In den Einöden, — habe ich schon im ersten Bande dieses Werks gesagt, — findet man die Heiligen: und dort findet man auch die Räuber und Mörder. Der Dichter, der Philosoph, der tugendhafte Mann sucht die Einsamkeit, um noch vollkommner zu werden: und der Bösewicht sucht sie auch, um seine Verbrechen in der Dunkelheit leichter begehen zu können.

Auf gleiche Weise giebt es unter jenen, in unbewohnten Gegenden und Ländern sich anbauenden, Colonisten solche, welche durch ihre Lage zu der Reinheit und Unschuld eines patriarchalischen Lebens zurückgebracht werden: und es giebt andere, welche die Einsamkeit und die Abgelegenheit ihres Wohnorts, wodurch sie der Aufsicht der Gesetze entzogen werden, zugleich zügelloser, verderbter und unsittlicher macht.

Es giebt daher weit größere moralische Verschiedenheiten unter solchen Colonisten, als es unter den Wilden und Nomaden giebt. Und doch auch unter diesen macht die natürliche Anlage und

der nicht weiter erklärliche National-Charakter der verschiednen Völkerschaften, verbunden mit dem Himmelsstriche und dem Boden, welchen sie bewohnen: daß die einen Land- oder See-Räuber geworden sind, wie die Beduinen-Araber und die Malayen; andere gutherzige, gastfreye und liebenswürdige Menschen, wie die Otaheiter und die Einwohner der Pelews-Inseln.

II. Von den verschiedenen Arten der Einsamkeit, welche aus der zufälligen Lage des einzelnen Menschen in policirten Staaten entstehn.

1. Die Einsamkeit des in großen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menschen.

Die hierbey zu beantwortende Frage ist zwiefach: Erstlich, welches ist das Eigenthümliche dieser Einsamkeit, in Absicht des Vergnügens oder Mißvergnügens, welches sie dem Menschen verursachet? Zweytens: welches ist die Wirkung, die sie auf Geist und Herz, — und auf die gesellige Ausbildung des Menschen hervorbringt?

In Absicht des ersten Puncts scheint mir die Antwort folgende zu seyn:

Ich habe schon im ersten Theile dieses Versuchs gesagt, daß der empfindlichste Stachel, den es für den Menschen hat, ohne Umgang zu seyn und der geselligen Vergnügungen zu entbehren, darin liegt, daß er zugleich daraus den Mangel der Achtung oder der Zuneigung erkennt, welche er sich von andern Menschen natürlicher Weise wünscht.

In großen Oertern nun, wo es viele Menschen giebt, wo sie gemeiniglich sehr nach Gesellschaft begierig sind, und jeder sich seine Leute, mit denen er gerne umgeht, aufsucht und auch findet, scheint der, welcher allein da steht und von niemanden aufgesucht wird, jenen ihm nachtheiligen Schluß am sichersten aus seiner Einsamkeit ziehen zu können.

Auf dem Lande, in abgelegenen Städten, wo es die Nothwendigkeit der Umstände selbst macht, daß der Mensch einsam lebt, und er jeden andern Einwohner in gleichem Falle sieht, erträgt er ein Uebel leichter, dessen Ursache er sich nicht selbst Schuld giebt, und durch welches er nur gedrückt, nicht in seinen eignen Augen erniedriget wird. Hierzu kommt noch, daß auf dem Lande der Ge-

nuß der Natur ihm durch die Hälfte des Jahres den Umgang ersetzen kann; in den Städten aber die Gesellschaft die einzige Erhohlung ausmacht.

Was die zweyte Frage betrifft: so hat ohne Zweifel der in der Stadt Einsame mehrere Vortheile vor dem, welcher an einem abgelegenen Orte ist, voraus.

Jenem sind alle die Hülfsquellen der Geistesunterhaltung und des Unterrichts, welche von Büchern, Journalen, öffentlichen Blättern, Neuigkeiten der Correspondenz mit Auswärtigen herkommen, weit näher, als diesem; und sie fließen oft für ihn so reichlich, daß er der mündlichen Belehrung, welche in Gesellschaften zu finden ist, entbehren kann. Wenn er auch nicht mit vielen Menschen umgeht, so sieht und hört er doch viele Menschen um sich, und zwar Menschen von allerhand Ständen, Jahren und Charakteren. Die ihm von denselben zukommenden Nachrichten, — mögen sie noch so sehr verstümmelt seyn, — verschaffen ihm doch einige Menschenkenntniß: da hingegen von einem menschenleeren Orte, wo wenige geringe und sich ähnliche Menschen wohnen, und wo nichts Erhebliches vorgeht, alles aus Büchern geschöpft, oder von auswärts gehohlt werden muß.

Es giebt aber auch noch in dieser Lage des Menschen Verschiedenheiten, welche den angeneh-

men und unangenehmen Eindruck der Einsamkeit auf das Gemüth, und den Einfluß derselben auf die persönliche Beschaffenheit des Menschen sehr verändern.

Die Verbindungslosigkeit, welche einen Menschen des Umgangs beraubt, kann entweder schon seiner Familie eigen seyn und von seiner Geburt herkommen; oder er kann ehedem in sehr angenehmen Verbindungen gelebt haben, welche ihm aber nach und nach abgestorben oder sonst verlohren gegangen sind; oder er kann durch einen plötzlichen Glückswechsel, — durch die Ungnade seines Fürsten, durch die Entsetzung von seinem Amte, durch einen Bankerott, — seiner Freunde und Gesellschafter beraubt worden seyn; oder er kann sich endlich, aus Unmuth, aus Ueberdruß u. s. w. von der Welt zurückgezogen haben.

Im ersten Falle wird er weniger schmerzlich empfinden, was er von Jugend auf nicht anders gekannt hat: aber er wird auch in seinem Charakter und in seinen Sitten das Gepräge des einsam lebenden Menschen an sich tragen, weil ihm der bildende Einfluß guter Gesellschaft durch sein ganzes Leben gefehlt hat.

Nicht nur der Handwerker, Tagelöhner und ganz gemeine Mann wissen nichts von einer unangenehmen Empfindung, die sie darüber hätten, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu seyn: sondern es

giebt auch viele Personen aus den Mittelständen, — Schulmänner, Gelehrte, Kaufleute und subalterne Beamten, welche, da sie von noch geringern Aeltern herstammen, als sie selbst sind, mit der Dunkelheit, worin sie leben, vollkommen zufrieden sind.

In dem Maße wird die Einsamkeit unangenehm, als man glaubt, in sich oder an sich etwas zu haben, das Andern gefallen könnte, wenn sie sich die Mühe nähmen, es zu beobachten. Wenn dann Armuth oder andre Uebel von uns die Aufmerksamkeit des Publikums abwenden, und die Darlegung unsrer schönen Seite vor den Augen Anderer verhindern; dann wird uns diese Lage empfindlich.

Dafür aber steht auch die Unfähigkeit der Erstern zur feinern Geselligkeit in gleichem Verhältnisse mit ihrer Unempfindlichkeit gegen die Vergnügungen der Gesellschaft: und die Andern, ob ihnen gleich noch Hülfsmittel genug übrig bleiben, ihren Geist und ihr Herz zu bilden, behalten doch gemeiniglich fehlerhafte Eigenheiten der äußern Sitten, wodurch sie sich von feinern Weltleuten unterscheiden.

Im zweyten Falle, wenn der Mensch die Freunde und Gesellschafter nach und nach verliert, welche den frühern Theil seines Lebens angenehm gemacht haben, scheint es, daß er sich auch

nach und nach an diesen Verlust gewöhnen und ihn also leichter ertragen müßte.

Aber einmahl ist jeder solche Verlust aus einem nicht zu weitläuftigen Kreise von Verbindungen ein Riß in der ganzen Gesellschaft dieser Gattung. Es sey der Tod, oder es sey die Entfernung der geliebten Personen von dem Orte unsers Aufenthalts — immer läßt ein solcher Fall einen Stachel im Gemüthe zurück, der länger verwundet, als die bloße, in unserm Umgange zurückgelassene, Lücke Schmerzen bringt. Wenn wir nun durch eine Reihe ähnlicher Fälle, indem wir uns dem Alter nähern, um unsern ganzen oder besten Umgang kommen, so ist vielleicht keine Einsamkeit, wenigstens Anfangs, so traurig und niederschlagend, als diese. Wir sehen uns alsdann als ausgezeichnet unglückliche Geschöpfe an, denen widerfährt, was nur selten geschieht: und eine Idee des Verstandes tritt zum Gefühle des Herzens hinzu, um uns unser Schicksal schwerer zu machen.

Zum andern sind die Verbindungen, welche die jetzt betrachtete Art der Gesellschaft bilden, gemeiniglich von zärtlicherer Art als die, welche, bloß des Umgangs und Vergnügens wegen, durch das Glück, den Stand oder das Talent errichtet werden.

Personen, welche nicht eigentlich an der größeren Gesellschaft ihres Wohnortes Theil nehmen,

können nur alsdann einen etwas erweiterten Kreis des Umgangs haben, wenn sie entweder Mitglieder von zahlreichen Familien sind, die unter einander zusammenhalten und sich lieben; oder wenn sie viele schon von ihren Aeltern ererbte und von Jugend auf mit ihnen aufgewachsene Freunde haben. Nun läßt sich aber der Platz eines solchen Freundes oder Verwandten von einem übrigens in der Stille lebenden Privatmanne nicht so leicht ersetzen, als ein Mann von der größren Welt seine abgehenden Gesellschafter ersetzen kann. Hier besteht die Gesellschaft ganz für sich, und ergänzt sich immer durch neue Ankömmlinge selbst: dort ist der Mensch gewisser Maßen der Mittelpunct und das Band seiner Gesellschaft, und er muß sich diejenigen herbeyhohlen, die in die Stelle der Abgehenden treten sollen, welches ihm schwer und oft unmöglich ist.

Ueberdieß ist der zugleich freundschaftliche und doch ausgebreitete Kreis von Gesellschaft ein Vergnügen weit höherer Art, als dasjenige ist, welches man in der großen Welt findet: und der Contrast also, zwischen dem frühern Zustande eines Mannes, dem das Schicksal so wohl wollte, ihm auf die Reise des Lebens so angenehme Begleiter mitzugeben, und zwischen dem, worein er im höhern Alter geräth, wofern diese Begleiter ihm absterben und ihn verlassen, ist größer, als jeder andre bey dem Uebergange von Gesellschaft zu Ein-

samkeit. Kein Wunder also, daß er die Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, die an jeder Einsamkeit hängen, weit tiefer empfindet.

Ein dritter Fall ist, wenn ein Mensch durch einen plötzlichen Unglücksfall seiner Verbindungen und seiner Freunde auf einmahl beraubt wird.

Man sieht schon, daß dieses keine Freunde des Herzens, sondern nur Tischgenossen, Klienten, die ihm aufwarten, Geschäfts-Leute und Ehrgeitzige, welche seiner nöthig haben, oder endlich bloße Freunde des Vergnügens seyn können, die dasselbe in seinem Hause aufsuchen: denn zärtliche Verbindungen lösen sich nie auf einmahl, durch Unglücksfälle und selbst nicht durch große Vergehungen derjenigen Personen, mit welchen man sie geschlossen hatte, auf.

Nun ist aber, im Allgemeinen, der Verlust von bloßen Gesellschaftern nicht so schmerzlich, als der von Freunden. Er wird es noch weniger, wenn wir bey der Glücks-Veränderung gewahr werden, daß es größtentheils nur Scheinfreunde, Schmeichler und Eigennützige waren, welche nur auf unsern Geldbeutel, unsern Kredit und unsere gute Tafel sahen, ohne an uns selbst Theil zu nehmen. Doch bleibt, insofern wir das Vergnügen oder den Schimmer lieben, auch der bloße Verlust solcher unächten Freunde, wenn sie zugleich angenehme

Gesellschafter, feine und unterrichtete Leute und dabey gegen uns, sey es, aus welcher Ursache es wolle, gefällig und dienstfertig waren, ein sehr großer Verlust für uns. — Es gehört viel Standhaftigkeit dazu, den plötzlichen Uebergang aus einem fröhlichen, geselligen, glänzenden und ehrenvollen Leben zu einem freudenleeren und einsamen gelassen zu ertragen.

Indeß kommt sehr viel darauf an, von welcher Art der Unfall sey, welcher uns in die Einsamkeit versetzt: ob es einer sey, welcher mit Schande für uns verbunden ist, — oder einer, welcher uns Ehre bringt; — oder ob er endlich bloß das Mitleiden der Menschen erregt, ohne uns in ihren Augen weder herabzusetzen noch zu erhöhen.

Ein würdiger Minister, welcher unverdienter Weise in die Ungnade seines Fürsten fällt und die Achtung des ganzen Publicums, aus dem Posten, welchen er verliert, mit sich nimmt, kann sich leicht in seine Tugend einhüllen, und findet vielleicht, nach einem sehr beschäftigten und geräuschvollen Leben, sogar eine Erhohlung in dem stilleren Privatleben, zu welchem er zurückkehrt. An so viel Freunden, als zur Glückseligkeit jedes gesitteten und empfindsamen Mannes unentbehrlich sind, kann es ihm nicht fehlen: und die Achtung der

Welt hält ihn für die lästige Zudringlichkeit zu seiner Person hinlänglich schadlos.

Ein reicher Kaufmann hingegen, der einen betriegerischen oder unbesonnenen Bankerott gemacht hat, und nun, an Statt des Glanzes, in welchem er bisher lebte, sich von jedermann verlassen sieht, und nur die Vorwürfe der Menschen hört, welche glauben durch ihn eines Theils ihres Eigenthums beraubt worden zu seyn, kann unmöglich seine jetzige Einsamkeit mit gleichem Muthe ertragen, wofern er nicht ein hartes und selbst ein böses Herz hat; oder sich ins geheim einer Unschuld bewußt ist, an welche die Welt nicht glaubt. Seine ganze Ehre bestand fast in seinem Reichthume und dem Aufwande, wodurch er ihn zeigte, und geht mit diesen zugleich verloren.

Ein hoher Beamter, welcher, schon längst von der Nation verdammt, nun auch von seinen Fürsten entsetzt und vielleicht gestraft wird, — so wie er gemeiniglich zuvor sein höchstes Glück in dem Glanze seiner Stelle und in der Menge seiner Aufwärter fand, muß sich jetzt auch in einer mit Schande bedeckten Dunkelheit ganz unglücklich fühlen.

Ist endlich der Unfall, welcher den in angenehmen Verbindungen lebenden Menschen auf ein Mahl auf sich selbst und wenige Freunde zurückbringt, ein solcher, welcher weder seinen Werth

noch Unwerth erhöht, sondern bloßes Mitleiden dem Zuschauer einflößt; — ist es z. B. der bloße Verlust seines Vermögens, wodurch es ihm unmöglich gemacht wird, den bisherigen Aufwand der Geselligkeit zu bestreiten: so hängt der Eindruck, welchen diese Glücksveränderung auf den Leidenden macht, fast gänzlich von seinem Charakter, von dem Grade seiner Eitelkeit, und von seiner Liebe zum geselligen Vergnügen, von den Hülfsquellen, die er noch in sich selbst zu seiner Schadloshaltung findet, und von hundert Umständen ab, die hier aufzuzählen unmöglich und zwecklos wäre.

Noch eine früher schon genannte Modification der Einsamkeit ist zu betrachten übrig: die, wenn ein Mann, der, sowohl in Absicht seines Wohnortes, als in Absicht der Verhältnisse, in welchen er gebohren, oder in die er durch seinen Stand getreten ist, der Vergnügungen eines freundschaftlichen, oder des größern Welt-Umgangs genießen könnte, sich freywillig von beyden zurückzieht, und mitten im Getümmel einer fröhlichen Stadt, wie ein Einsiedler, lebt.

Dieser Fall gehört eigentlich nicht unter die Rubrik, bey welcher wir stehen: da er nicht bloß von der Lage, sondern von dem Vorsatze des Menschen herkommt. Aber dieser Vorsatz hat keine bestimmte Absicht zum Grunde; — wie wenn

ein Mensch sich wegen falscher Religions-Begriffe, oder um des Studierens willen einschließt: sondern er hat bloß Charakter, Temperament, Laune oder zufällige Leidenschaften zum Grunde. Ich glaube also, an diesem Orte von ihm reden zu dürfen, besonders, da ich wenig von ihm zu sagen habe.

Es scheint auch, die Untersuchung der Ursachen, aus welcher ein so seltsamer und den geselligen Neigungen des Menschen widersprechender Geschmack entsteht, wichtiger zu seyn, als die Untersuchung der Wirkungen, welche diese selbstgewählte Einsamkeit auf den Menschen äußert.

Diese Wirkungen scheinen nähmlich einleuchtend zu seyn. Demjenigen Menschen, sollte man glauben, müßte die Eingezogenheit angenehm oder wenigstens nicht lästig seyn, welcher sich selbst in diese Dunkelheit gehüllt hat; da seine Lage ihm erlaubte, im Lichte und mit der Welt zu leben.

Dieß würde auch zutreffen, wenn der Entschluß, sich von der Welt loszureißen, immer wahrhaft von Grundsätzen und Charakter herkäme: — obwohl, wenn etwas Seltsamkeit im Charakter, und Paradoxie in den Grundsätzen ist, auch Wankelmuth darin zu seyn pflegt.

Aber jener Entschluß entsteht weit öfter aus Laune und einer vorübergehenden Disposition des Gemüths; er entsteht noch öfter aus Leidenschaft, weil man mit der Welt nicht zufrieden ist, —

weil man nicht genug darin geehrt zu seyn glaubt, oder sich von einzelnen Personen, welche darin den Ton angeben, beleidigt findet. Aber die Leidenschaften gehen vorüber; und der natürliche Hang zum Vergnügen und zur Gesellschaft kehrt zurück. Man empfand zuvor das Unangenehme des Zwanges, welchen die Gesellschaft aufleget: jetzt empfindet man das Unangenehme der Leere, welche mit der Einsamkeit verbunden ist; und man findet sich in seiner selbst gewählten Lage doch unglücklich.

Wenn aber jene Neigung zur Einsamkeit wahr und aufrichtig ist, — so scheinen die Ursachen davon immer in gewissen fehlerhaften Anlagen der Natur, oder in gewissen Lücken zu liegen, welche die Erziehung in der Ausbildung dieser Personen gelassen hat. Eine so große Abweichung von den allgemeinen Regeln der Natur ist unfehlbar zugleich eine Abweichung von den Regeln der Vollkommenheit.

Entweder liegt es an einem geheimen Gefühle, welches solche Menschen haben, daß sie zu einem für andere angenehmen Umgange untauglich sind; oder sie haben weder die Kenntnisse noch den Anstand erlangt, welchen das Zeitalter und die gute Gesellschaft des Ortes fordern; oder es mangelt ihnen an geselligen und freundschaftlichen Neigungen, und sie wissen weder sich in die Gedanken anderer zu finden, noch in ihre Empfindungen theil-

nehmend einzustimmen, — so wie sie hinwiederum kein Bedürfniß fühlen, andern ihre Ideen mitzutheilen, oder sympathetische Empfindungen einzuflößen.

Noch andere lieben die Einsamkeit aus einer niedrigen Art von Ehrgeitz und Herrschsucht: weil sie lieber unter schlechter Gesellschaft, mit ihrem Gesinde und mit demüthigen Dienern, als unter freyen und ihnen gleichen Leuten, auf eine diesem Verhältnisse gemäße Art leben wollen.

Doch bey einer so speciellen Lage, wie die Lage des Einsamen in einem geselligen Wohnorte ist, sind zerstreute Beobachtungen vielleicht lehrreicher und interessanter, als eine zusammenhängende Theorie. — Von den ersten will ich also noch ein Paar hinzufügen.

Es giebt Menschen, welche es verstehen, die ganze Welt einer großen Stadt aus ihren Fenstern kennen zu lernen. Sie sind nicht nur mit der Gestalt und den Gesichtszügen aller bedeutenden Personen, welche bey ihnen vorübergehen, oder von ihnen auf öffentlichen Spaziergängen angetroffen werden bekannt; sondern sie sind auch von der geheimen Geschichte aller dieser Personen und ihrer Familien unterrichtet. Sie wissen die Intriguen, welche in der einen gespielt werden, um eine Heirath zu Stande zu bringen, und die Mißhelligkeiten, durch welche eine andere zerrüttet wird. — So

leben sie in der Welt, wie auf einer Maskerade; — und genießen in jener ungefähr dasselbe Vergnügen, welches man auf dieser sucht. — Selbst unbemerkt und unerkannt, erkennen sie alle Masken, schleichen den interessanten nach, und schließen, indem sie das, was sie von ihnen sehen, mit dem zusammen halten, was sie bereits von ihnen wissen, auf das Vorhaben, die Gedanken oder Neigungen, mit welchen sie eben jetzt beschäftigt sind, und auf die Absichten, welche sie durchsetzen wollen.

Wenn nun gewissen Menschen die Maskerade ein hohes Vergnügen gewähren kann, welche doch für viele andere so abgeschmackt ist, so ist auch begreiflich, wie es Charaktere geben kann, welche ihr ganzes Leben hindurch dieses Vergnügen aufsuchen und an demselben genug haben.

Es gehören aber in der That Anlagen der Natur und erworbene Fähigkeiten einer so besondern Art dazu, um diesen sonderbaren Geschmack und den ihm entsprechenden Genuß möglich zu machen, daß es nicht leicht wird, diese feinen Schattirungen mit Worten anzugeben. So viel ist einleuchtend, daß man ohne ein scharfes, in die Weite tragendes Auge sich auf einem Maskenballe schlecht befindet, und an seinem Fenster wenig von der Welt kennen lernt.

Von mir weiß ich es, daß meine Kurzsichtigkeit mich von jeher zum Feinde jener Ergetzlichkeit gemacht hat. Aber dieser klein scheinende Umstand hat einen noch weit größern Einfluß auf mich gehabt. Er hat mich, da ich von Natur gesellig war, und besonders von Jugend auf nach Menschenkenntniß strebte, zu einem warmen Freunde des Umgangs, und nach Verbindungen begierig gemacht: — und dieß so leidenschaftlich, daß bey den vielen Hindernissen, die ich in meinem frühern Leben zur Befriedigung meiner Wünsche fand, das Glück meines Lebens dadurch gestört wurde.

Rede, — heißt es bey mir, — damit ich dich kennen lerne. — Von einem Menschen, den ich bloß sehe, weiß ich im Grunde noch gar nichts. Seine Physiognomie bleibt mir ganz fremd: aus seinen Mienen und Gebehrden kann ich nichts schließen, und wenn ich ihn wiedersehe, so erkenne ich ihn nicht wieder. Ich bin daher wenig begierig, einen merkwürdigen Mann, der durch meinen Wohnort reiset, an öffentlichen Orten aufzusuchen: aber ich gebe alles darum, mit ihm in Gesellschaft zu kommen. — Den Einzug einer königlichen Familie in eine Stadt zu sehen, oder einem noch so glänzenden Hoffeste als Zuschauer beyzuwohnen: dieß hat mich niemahls gereitzt, und, wenn ich mich durch den allgemeinen

Strom der Neugierigen habe fortreißen lassen, nie befriediget. Aber selbst bey Hofe erscheinen zu können, — den fürstlichen Personen so nahe zu kommen, daß ich sie mit einander sprechen hörte, und vornehmlich selbst mit ihnen mich zu unterreden: ja dieß hat allerdings Begierden bey mir erregt; — nicht, weil ich eine Befriedigung des Ehrgeitzes darin fand, sondern, weil ich dann erst eine wirkliche Bekanntschaft mit denjenigen Personen zu erhalten hoffte, welche zu sehen und kennen zu lernen der einzige Grund gewesen war, um dessen willen ich jene Pracht-Aufzüge mit angesehen hatte.

Doch um auf die zuerst geschilderte Weise, — eingeschlossen in seinem Hause doch mit der Welt in Verbindung zu bleiben, und der Gesellschaft einer großen Stadt, wie der eines Coffeehauses, als unbemerkter Zuschauer, zu genießen, sind nicht bloß ein paar gute Augen nöthig: es gehört auch eine besondere Art des Beobachtungsgeistes, — es gehört ein Gedächtniß oder eine Einbildungskraft dazu, welche sich Gestalten und Formen und das stumme Mienen-Spiel tief einprägt. Es gehört sehr viel Muße, oder, wenn man lieber will, sehr viel Hang zum Müßiggange dazu, um sich diesen Bemerkungen unablässig widmen zu können, und um es sich nicht verdrießen zu lassen, oft auch umsonst auf der Warte gestanden zu haben. Vor

allen Dingen aber ist ein gewisses Glück oder eine besondere Gabe unentbehrlich, um immer zu rechter Zeit herbey zu eilen, wo etwas zu sehen ist, und gerade auch die Personen oder Vorfälle von der Seite anzusehen, durch die sie charakterisirt werden.

Auch dieß wird durch das Beyspiel der Maskerade erläutert. Es giebt Leute, welche sogleich in der größten Verunstaltung ihnen bekannte Personen unter der Maske erkennen: dahingegen andern ihre besten Freunde fremd zu seyn scheinen, sobald sie verhüllt und in einem ungewöhnlichen Anzuge auftreten. Eine der Ursachen hiervon ist ohne Zweifel, daß jene auf jede kleine Abweichung der Gestalt oder der Gebehrden von der gewöhnlichen Form genau Acht gegeben haben, und daß irgend eine eigenthümliche Bewegung des Kopfes, der Hände, die Länge oder Kürze des Schrittes ihnen den Mann verräth: da hingegen die andern, mehr auf das Innere aufmerksam, den äußern Menschen nur wenig beobachtet, oder dessen Individualität wieder vergessen haben.

Ein bekannter Grund, warum besonders Männer von vorzüglichen Talenten sich von der Welt, die sie aufsuchte, zurückziehen, oder von ihr späterhin verlassen werden, ist der,

daß sie zu viel von ihren Gesellschaftern, in Absicht der Unterhaltung, fordern, und zu viel Aufmerksamkeit auf sich selbst verlangen. Beydes entsteht aus einem gewissen Stolze; das erste, weil sie sich stillschweigend so weit über andere hinwegsetzen, so bescheiden auch ihre Sprache seyn mag, daß sie jene ihres Umgangs nicht würdig finden; — das zweyte, weil sie alles, was sie sagen, für so wichtig halten, daß jedermann sie stillschweigend anhören soll. Die erste Art des Stolzes macht, daß sie von dem Umgange verständiger aber gewöhnlicher Menschen nicht den Vortheil ziehen, welchen er ihnen noch gewähren könnte, weil sie zu wenig auf deren Gespräch Acht geben; die zweyte macht, daß sie endlich auch ihren größten Bewunderern lästig werden, weil diese stets dem Vergnügen entsagen sollen, auch sich selbst zu hören.

Aber eine weniger bemerkte Ursache des gleichen Erfolges ist, wenn Männer von allen, mit welchen sie umgehen, nicht bloß geschätzt, sondern innig geliebt zu werden begehren. Kein größeres Beyspiel von dem Menschenhasse und der Einsamkeit, welche durch jene Gesinnungen hervorgebracht werden, hat je ein Mensch gegeben, als Rousseau.

Niemanden würde es leichter geworden seyn, in den angenehmsten Kreisen der geselligsten Hauptstadt zu leben; niemand wurde von der guten Gesellschaft mehr aufgesucht; vielleicht hatte auch keiner unter den großen Schriftstellern Frankreichs, bald Anfangs, nachdem die ersten Früchte seiner Talente bekannt geworden waren, mehr wahre Freunde, als er. Auch liebte er die Gesellschaft, und machte sich vielleicht zu viel aus der Gesellschaft der Großen. Man sieht in seinen Bekenntnissen, wie sehr es ihm schmeichelte, mit einem Conde Schach zu spielen, und von einem Montmorency besucht zu werden.

Was brachte ihn nun um alle diese Freunde? Was versenkte ihn nach und nach in einen so tiefen Menschenhaß, daß er zuerst vor den Menschen in Einöden floh, und zuletzt in Paris, in einem Dachstübchen, von aller Welt vergessen seyn wollte, und alle Welt an seiner Thüre abwies.

Viele Ursachen kamen hierbey zusammen: aber folgende war gewiß eine davon. — Als ein Mann von eben so überspannter Empfindung, als seine Ideen zuweilen ausschweifend waren, wollte er nicht bloß von allen, mit denen er umgieng, bewundert seyn — ob er gleich auch hierin seine Ansprüche sehr weit trieb, und von

wenigen glaubte, daß sie ihn und seine Werke nach ihrem ganzen Werthe schätzten, — sondern er wollte auch von allen innig geliebt werden; und diese Forderung ist noch weit größer und weit unmöglicher zu erfüllen.

Es ist wahr, er brachte selbst den äußersten Grad des Leidenschaftlichen in seinen Umgang. Weibliche Anmuth erregte nie in ihm die geringste Zuneigung, ohne daß sie ihn mit heftiger Liebe entflammte: und er schätzte nie einen Mann hoch, ohne daß er sich ihm ganz hingegeben hätte. Da er nun nicht die Erwiederung derselben Zuneigung bey den andern fand; da das schöne Weib, welches ihn als einen geistreichen Mann schätzte, doch einem andern Liebhaber sich ergab; da der Gelehrte oder der Große, welcher an seinem Umgange Vergnügen fand, doch vertrautere Freunde, als ihn, hatte: so glaubte er sich von beyden verrathen. Wenn er vollends erfuhr, daß sie auch seine Fehler bemerkten, und hinter seinem Rücken ins Licht setzten, da sie ihn in seiner Gegenwart nur Achtung und Zuneigung blicken ließen: so sahe er sie, — besonders nachdem die wirklich erlittenen Verfolgungen ihn noch verwundbarer gemacht hatten, als seine heimlichen Feinde an.

Diese seine Gemüthsart und deren Folgen sind in seinem Streite mit Hume am sichtbarsten. Dieser auch große, aber an Geistes-Anlagen und

Charakter von Rousseau gänzlich verschiedene Mann, achtete diesen wirklich als einen der ersten Schriftsteller des Zeitalters sehr hoch, und bedauerte ihn als einen Unglücklichen. Die Ursache, warum er ihn nach England zog und ihm ein Jahrgehalt vom Könige zu verschaffen suchte, war gewiß reine Menschenliebe und aufrichtige Verehrung eines großen Mannes, vielleicht mit etwas Eitelkeit darüber vermischt, daß er im Stande war, diesem großen Manne beyzustehen. Aber Hume entsagte deßwegen seinem Charakter, seinem Beobachtungsgeiste und seiner satirischen Laune nicht. Die Schwächen Rousseaus waren ihm schon längst bekannt gewesen. Als er in England täglich mit ihm umging, sah er auch dessen Lächerlichkeiten, wurde von dem Argwohne desselben beleidigt und von seinen übertriebnen Ansprüchen belästiget. Natürlicher Weise war er mit seinen Englischen Freunden inniger verbunden, als mit dem bisher nur durch seine Werke bekannten und schätzbaren Französischen Philosophen, den nur das Unglück desselben zu seinem Freunde gemacht hatte.

War es wohl Hochverrath, wenn er unter dem Kreise alter Vertrauten sein freymüthiges Urtheil über einen Mann sagte, den er in vieler Rücksicht verehrte, und dem er im Begriffe war, ein besseres Schicksal zu verschaffen? Wenn er erzählte, wie Rousseau sich betrug: war es seine

Schuld, daß dieß ein Lächeln erregte, und zuweilen selbst unwillig machte? Aber in diesem letztern Lichte sah Rousseau dieß an, als überdienstfertige Freunde oder vielmehr schlechte Menschen, die zugleich Feinde von ihm und Hume waren, dem erstern hiervon etwas hinterbrachten. Nun sahe Rousseau in Hume nur einen stolzen Tyrannen, der ihn an seinen Siegeswagen fesseln wollte, einen Verräther, der ihn dem Elende entreißen zu wollen schien, um ihn noch unglücklicher und zugleich verächtlich zu machen. Er entsagte dem für ihn schon ausgewirkten Jahrgehalte des Königs mit Stolz, verließ Hume und England mit einer festern Ueberzeugung von der Bosheit der Menschen, und stürzte sich tiefer in die schwarze Melancholie, die, mit Einsamkeit verbunden, zuletzt ihn wahnsinnig machte.

Was bey Rousseau im höchsten Grade war, findet sich bey vielen Menschen in einigem Grade. Sie waren gemacht, von vielen geschätzt und gesucht zu werden: aber sie machten den unsinnigen Anspruch, von eben so vielen vertrauter Freund zu seyn. Dieser wird natürlicher Weise ihnen nicht zugestanden: und nun entsagen sie auch dem Glücke, das aus der Geselligkeit entspringt. Um diesem Fehler vorzubeugen, ist nichts nützlicher, als gerade Hume's Gesinnung und Rath. Die Europäer, sagt er, in seinem Versuche über die

Vielweiberey, verstehen am besten, wie es sich glücklich in der Welt lebt: man muß nur eine Frau, wenige Freunde und viele gute Gesellschafter haben.

---

2. Die Einsamkeit des auf dem Lande oder in einsamen Städten Lebenden.

Dieser Fall ist dem vorhergehenden so vollkommen entgegengesetzt, daß er schon dadurch seine Aufklärung erhält: und ich habe nur diejenigen Bemerkungen hinzuzufügen, welche das Eigenthümliche des Landlebens und des Lebens in kleinen Städten, und die verschiedenen Classen der Einwohner an beyden Orten betreffen.

Nach meinem eignen Gefühle und nach der Beobachtung, die ich bey Andern gemacht habe, ist im Ganzen für den geselligen Menschen die Einsamkeit an einsamen Wohnorten erträglicher, als in volkreichen und zum Umgange viele Gelegenheit darbiethenden Städten. Dort ist es die eiserne Nothwendigkeit, welche ihn der Gesellschaft beraubt; und diese erträgt man geduldig: hier muß sich der Mensch selbst die Schuld geben; denn warum sollte er, umgeben von so vielen Menschen, von so wenigen gesucht werden, als, weil er von wenigen geliebt und geachtet wird?

Am allererträglichsten ist die Einsamkeit auf dem Lande, wo die Natur die Stelle der Menschen vertritt, und, wenn gleich nicht lebendig und mit dem Menschen redend, doch in ihm Gefühle und Ideen erregt, welche den vom menschlichen Zuspruche und von der Sympathie mit menschlichen Gefühlen erregten analogisch sind. Diese Natur zu betrachten, giebt die Einsamkeit selbst die beste Gelegenheit, ja diese ist dazu unentbehrlich. Die Stimme der ersten ist leise und wird schwerlich vernommen, wenn Zeugen und Gesellschafter gegenwärtig sind, die starke Eindrücke erregen. Nur ihr sich ganz hinzugeben, dieß ist das einzige Mittel, auch alles von ihr zu empfangen, was sie geben kann.

Es giebt auch wenige Menschen, welche an das Getümmel und die gewöhnlichen Zeitvertreibe großer Städte so geheftet sind, daß sie nicht, während der schönen Jahreszeit, Vergnügen an einem ländlichen Aufenthalte, auch ohne Gesellschaft, fänden; und die allgemeine, beynahe zum Sprichworte gewordene Stimme ist, daß der am glücklichsten lebt, welcher seinen Sommer auf dem Lande, und seinen Winter in einer großen Stadt zubringen kann. Aber derjenige Städter täuscht sich, welcher deßwegen dem einsamen Leben auf dem Lande überhaupt vor seinem jetzigen Zustande den Vorzug giebt. Eben darin liegt der Unter-

schied zwischen diesen beyden Lagen, daß in der Stadt ein ziemlich gleichförmiger Kreis von Vergnügen und Unterhaltung das ganze Jahr umherläuft, auf dem Lande der angenehmste Sinnengenuß und die fröhlichste Erhebung der Einbildungskraft und des Herzens mit der größten Leere an Vergnügen und den widrigsten Empfindungen abwechselt. Erst einen Winter hindurch muß ein Mensch, welcher sich auf dem Lande auf immer verbergen will, weil er nicht in der Stadt glänzen kann, die Probe aushalten, ehe er entscheidet, ob er nicht vielleicht noch größere Unannehmlichkeiten findet, als die waren, vor welchen er floh.

Auch wenn man der Gesellschaft in der Stadt nicht genießt, es sey aus Unmuth, Seltsamkeit oder Mangel der Gabe zu gefallen und Mangel guten Glücks; so liegt doch etwas tröstliches in dem geheimen Gedanken, daß es hier möglich sey Gesellschaft zu haben, und daß veränderte Umstände oder Launen uns diesen Genuß wieder in unsre Gewalt geben. An einsamen Oertern, im Winter, ist man gewiß, nichts, als die Geduld und die Hülfsquellen in uns selbst zu haben, wenn der natürliche Wunsch, mit Freunden fröhlich zu seyn, in uns erwacht.

Die Einsamkeit in kleinen Städten biethet gleich auf den ersten Anblick einen traurigen Aufenthalt dar. Sich eben so von trocknen Mauern

umschlossen zu sehen, als in einer großen Stadt, und doch nichts von der Annehmlichkeit der letztern zu genießen: allenthalben Schmucklosigkeit, vielleicht Schmutz zu entdecken, von öffentlichen Ergetzungen, Schauspiel und Musik nichts zu wissen: und doch auch nicht Menschen um sich zu haben, mit welchen man sich verbinden könne, scheint gebildeten, im Glanze der großen Welt oder in der Eleganz des guten Mittelstandes erzognen Menschen ein trostloser Zustand zu seyn.

Indeß wie die Einbildungskraft immer die Eindrücke der Dinge, in deren Abwesenheit, zu übertreiben pflegt, so kommt uns, wie dem Horaz sein Knecht Davus vorwirft, an der Tafel des Mäcenas der stille Aufenthalt von Sabinum schöner vor, als wir ihn finden; und vielleicht das Städtchen Ulubrä viel scheußlicher, als es nach einigen Jahren Aufenthalt uns dünken würde.

Licht und Sitten sind in unserer Zeit so weit durchgedrungen, daß in den besten Theilen von Europa die Städte mittlerer Ordnung gemeiniglich einige Menschen enthalten, mit welchen ein bescheidner Weiser wohl umgehen kann; besonders wenn er es versteht, ihr Lehrer zu seyn, ohne sie zu demüthigen, und sie zu sich hinaufzuziehen, ohne ihnen gleich zu werden.

Was die Einwirkungen betrifft, durch welche diese Arten der Einsamkeit die persönlichen Eigen-

schaften des Menschen bestimmen, so ist klar, daß diejenigen, welche durch die Erziehung und den Umgang einer großen Stadt schon gebildet, erst spät auf das Land oder in eine kleine Stadt versetzt werden, dadurch an Zufriedenheit viel, an Bildung nur wenig verlieren oder gewinnen können. Der Charakter muß sehr oberflächlich, und der Anstrich der feinern Sitten muß sehr dünn seyn, wenn beyde der unwillkührlichen Nachahmung der neuen so wenig glänzenden Muster weichen sollen.

Aber in einem kleinen Städtchen oder auf dem Lande, gebohren und erzogen seyn, — und hier beständig gelebt haben: dieß macht den Menschen unfehlbar zum Kleinstädter, zum Landjunker oder zum Bauern, wenn nicht die Stärke einer edeln Natur den fremden Einwirkungen der äußern Lage widersteht.

Die Erziehung in der erstern Schule ist ohne Zweifel die schlechteste, wenn es auf gesellige Bildung abgesehn ist. Der Mensch kann, wie ich schon an einem frühern Orte gesagt habe, aus der tiefsten Einsamkeit hervortreten und hier erträglich seine Rolle spielen; weil ein Theil von den Regeln der guten Lebensart in der gesunden Vernunft gegründet ist, welcher also auch von dem vernünftigen Manne ohne Muster gelernt werden kann: gesetzt auch, daß er die Verfeinerungen des Wohl-

standes, welche durch die Zeit und durch willkühr-liche Verabredungen entstanden sind, nicht kenne: Aber der lange Umgang mit einer kleinen und schlechten Gesellschaft, welche falsche Begriffe von Artigkeit und zwangvolle Gewohnheiten hat, macht den Menschen unfehlbar unter feinen Weltleuten zugleich verlegen und lächerlich. Glück und besondere Umstände können zwar auch in einer kleinen Stadt eine gute Gesellschaft zusammenbringen: aber in der Regel bleibt sie doch der Sitz falscher Schönheitsbegriffe, lästiger Höflichkeiten, ungereimter Verabredungen, und ist ein Sammelplatz von vielen fehlerhaften Eigenheiten weniger Menschen, die sich einander ihre üblen Gewohnheiten mittheilen.

Der Charakter des ächten Landjunkers, so wie dieser selbst von dem Stadt-Adel, und dem Hofmanne geschildert wird, ist ein Gemisch von kleinstädtischen Sitten mit denen, welche der Stolz auf eine angeerbte Würde einflößt. Dieser letztere mildert ohne Zweifel die erstern. Aber jene machen, daß er in den Mitteln, diese Würde aufrecht zu erhalten, pedantisch und lächerlich wird. Den Degen immer an der Seite, die Feder auf dem Hute, mit einem bebrämten, vielleicht kostbaren, aber altväterischen Kleide: so erscheint er jedes Mahl in der Stadt, um sich unter Unbekannten auszuzeichnen, sich seines Gleichen zu er-

kennen zu geben und die Bürgerlichen von sich zu entfernen. Da er an seinem Wohnorte nicht nur der Erste sondern auch Despot ist, so ist sein Stolz auf Herkunft und Vorrechte größer, als irgend eines seines Gleichen. Da er aber doch argwöhnt, daß seine Ansprüche in der großen Stadt nicht anerkannt werden, so ist er zugleich schüchtern. Dieser Widerstreit giebt ihm ein auffallendes Ansehen, das ihn zur guten Gesellschaft seines Standes sowohl als des Mittelstandes unfähig macht. Es versteht sich, daß dieß das Ideal oder, wenn man lieber will, die Carricatur jenes Charakters ist. Heute zu Tage erreichen wenige diese Stufe, und viele Adliche bilden sich auf ihren Landsitzen zu Weltleuten sowohl als Philosophen.

Um die Einsamkeit des Landlebens von allen Seiten zu betrachten, ist es nöthig, noch mit zwey Worten der verschiednen auf dem Lande lebenden Classen zu erwähnen, und wie bey deren jeder sich diese Einsamkeit modificirt. Die erste ist die der Gutsherren, die zweyte die der Städter oder anderer Mittelleute, welche auf das Land gezogen sind, oder hier ihr Gewerbe treiben, und die dritte die Classe der Landleute und Bauern.

Der Gutsbesitzer, der reiche Edelmann ist gar nicht eigentlich in dem Falle, auf dem Lande einsam zu leben oder von dieser Einsamkeit belästiget zu werden. Er sieht das Land nicht nur als seine

Heimath, sondern auch als sein Eigenthum an, als die Quelle seines Unterhalts, seines Wohlstandes und selbst seiner Achtung in der Welt: und das Eigenthumsrecht allein ist schon hinlänglich, einer Sache einen Reitz zu geben. Sein Geschäft, die Landwirthschaft, wenn sie ins Große geht, kann ihn sehr wohl ganz beschäftigen und sehr unterhalten: und sie erinnert ihn durch die Menge der Diener und Unterthanen, welche ihn dabey unterstützen, immer an seine Erhabenheit.

Die Festigkeit seines Schlosses, die Ausschmückung seiner Zimmer, der beständige Zusammenhang, den er mit der Stadt unterhält, machen ihm die Beschwerden des Winters unmerklich; und wenn er reich ist, vermag er diese Jahreszeit so gesellig für sich zu machen, wie der Adliche in der Stadt, ohne sich denselben Zwang aufzulegen.

Mit leichten Transportmitteln versehen, und mit der ganzen weiten Nachbarschaft von seines Gleichen in Verbindung, ist er nicht sowohl Einwohner eines Dorfs, als einer Landschaft, — oft einer ganzen Herrschaft, worin Städte und Dörfer sind, und deren erste Magistratsperson und Richter er ist.

Der kleine und arme Edelmann nähert sich freylich dem einsamen Gewerbsmanne und selbst dem reichen Bauer, und die Armuth schwächt immer die Vortheile der Hoheit. Aber in allen der-

gleichen concreten Sachen kann man nur die Gränzpfähle und Meilenweiser angeben: den Weg selbst kann man nicht durchlaufen.

Die zweyte Classe der Landbewohner ist ebenfalls wieder aus drey Unterabtheilungen zusammengesetzt.

Erstlich aus Städtern; ich will sagen: aus Personen des guten Mittelstandes, die, sey es aus Armuth, sey es aus täuschender Hoffnung einer größern Glückseligkeit, aufs Land ziehen, oder durch Zufälle und Umstände dahin versetzt werden; aus Gewerbsleuten, — ebenfalls den eigentlichen Bewohnern der Städte, — aber jetzt auch weit und breit auf den Dörfern vertheilt, endlich aus allerhand angesehenern, zwischen Adel und Bauern in der Mitte liegenden, Arten.

Die ersten dieser drey sind es eigentlich, wovon dieser Abschnitt redet. Allein auf diese paßt der größte Theil der vorhergehenden Bemerkungen, zu welchen ich auch nichts hinzusetzen will.

Die anderen beyden Arten sind entweder ganz geringe für den Bauer arbeitende Handwerker, als Schneider und Schmiede, oder Manufacturisten, die für den Kaufmann arbeiten; oder aus den Städten durch die Auflagen vertriebne bessere Arten der Gewerbsleute.

Im Allgemeinen wissen diejenigen, die auf dem Lande ihren Unterhalt und ihre stete Beschäf-

tigung in der Einsamkeit finden, weniger von der Unannehmlichkeit der letztern. Gewöhnlich ist der Handwerker und Tagelöhner in großen Städten zum Umgange gar nicht gewöhnt: und die Sorge für sich und die Seinigen ist eine viel zu interessante Idee, als daß sie in ihm auch auf dem Lande eine verdrießliche oder unangenehme Empfindung seines einsamen Zustandes aufkommen ließe.

Nicht viel anders ist der Manufacturist in Gegenden daran, wo Handel und Fabriken herrschen, wie der Leinweber im Schlesischen Gebirge. Es sind solcher Menschen so viele, daß sie eine zahlreiche Gesellschaft unter sich ausmachen, und sich auch darin dem Landmanne nähern.

Der bessere Gewerbsmann, den gemeiniglich die Größe der Auflagen aus den Städten vertreibt, und die Connivenz der Regierung, über deren Nützlichkeit noch gestritten wird, auf dem Lande läßt, findet freylich in seinen Nebenstunden daselbst nicht die gewohnte Erhohlung, und ermangelt dabey derjenigen Hülfsmittel und Erleichterungen, zu seinen Geschäften, welche die Stadt darbiethet. Indeß vom Adel etwas mehr geschätzt und gesucht, und über die übrigen Dorfeinwohner erhaben, fühlt er doch von der Annehmlichkeit des Landlebens viel und vom Verdrießlichen der Einsamkeit wenig.

Endlich die dritte Classe, der Bauer, dessen Lage ich in einem eignen Aufsatze betrachtet habe, ist, so wie die zahlreichste, und gleichsam hier in seiner Heimath wohnende, auch die geselligste unter allen. Der Bauer hat mit dem Adel mehr als der Bürger gemein: dieß nähmlich, daß er sich um Herkommen, Verwandtschaft und so weiter, bekümmert, daß er alle Einwohner seines Dorfs und seiner Gegend kennt, und daß nicht nur alles, was ihn betrifft, von seiner Geburt an, bis zu seinem Tode, seine Mitlandleute interessirt, sondern daß auch alles, was diesen begegnet, ihm eine Quelle der Unterhaltung gewährt, nicht zu gedenken, daß die Beschäftigungen der Landleute gemeinschaftlich sind, und sie oft ganze Tage lang sich sehen, mit einander arbeiten, reden, klagen, zanken und gegen den Gutsherrn sich verbinden. *)

* Ueber die hier befindliche Lücke erklären sich die Herausgeber in der Vorrede.

B. Von der Einsamkeit, welche aus dem Vorsatze des Menschen entsteht.

I. Religiöse Einsamkeit.

In den meisten Religionen giebt es Einsiedler und Mönche, — Menschen, welche die Einsamkeit als einen Weg zu einer vollkommnern Frömmigkeit gewählt haben.

Die Ideen, die bey derselben zum Grunde liegen, sind von zwiefacher Art. Der eine Grund ist durchaus irrig: die Menschen haben nähmlich geglaubt, sie thäten Gott einen Dienst, wenn sie sich selbst peinigten. Weil nun der Hang zur Gesellschaft so natürlich, und die Abneigung von der Einsamkeit so allgemein ist; weil eine beständige Einsamkeit wirklich ein so sehr unangenehmer, freudenleerer Zustand ist: so haben sie sich aus eben der Ursache in Einöden und Wüsten begeben, aus welchen sie härene Kleider auf bloßem Leibe getragen haben, Sommer und Winter barfuß gegangen sind, sich gegeißelt und gefastet haben. Man mag nun diese selbst gewählten Qualen, als Büßungen, oder als bloße Entsagungen ansehen, für die man künftig schadlos gehalten werden will: immer liegt ein ganz falscher Begriff von Gott und von der

Tugend zum Grunde: und mit einer aufgeklärten Frömmigkeit kann diese Religionsübung nicht bestehn.

Ein zweyter Beweggrund enthält etwas von Wahrheit, das aber übertrieben worden ist. Man hat nähmlich geglaubt, daß, da die größte Versuchung zu Lastern von den bösen Beyspielen und von den Leidenschaften des Ehrgeitzes und Eigennutzes herkomme, die Entfernung von der menschlichen Gesellschaft, wodurch jene Beyspiele ebenfalls entfernt, und die Endzwecke dieser Leidenschaften unnütz werden, auch ein großes Beförderungsmittel der Tugend sey. Man hat geglaubt, daß, da die Selbstkenntniß, das Andenken an Gott und die Zukunft, kurz die Betrachtung des Unsichtbaren, die Hauptmittel der moralischen Besserung sind, — diese Mittel am vollkommensten angewandt werden können, wo man von aller äußern Zerstreuung abgeschnitten, und mit sich selbst allein umzugehen genöthigt ist.

Man sieht, daß, wer eine vollkommne Einsamkeit um des ersten Beweggrundes willen sucht, schon ein Schwärmer ist. — Und der, welchen der zweyte Beweggrund dahin treibt, wird es durch die Einwirkung seines Zustandes selbst.

Die Data, nach welchen man dieses beurtheilen kann, sind im Allgemeinen folgende:

Jeder unnatürliche Zustand, wenn er lange währt, verkehrt die Denkungsart und verstimmt die Seele, so wie eine unnatürliche Stellung endlich den Körper lähmt und verunstaltet. Der, welcher endlich die menschliche Gesellschaft wirklich als etwas Abscheuliches, und die Einsamkeit für etwas Erfreuliches halten lernt, muß nothwendig falsch urtheilen und unnatürlich empfinden. Und der, welcher bey einem widerstrebenden innern Gefühle doch in dem Entschlusse beharret, muß sehr unglücklich seyn, und über diesem beständigen Streite mit der Natur seine besten Kräfte verzehren.

Das Unsichtbare, Gott, die künftige Welt, die Seele des Menschen sind Objecte, die nicht genug zu denken geben, um einen beträchtlichen Theil der Lebenszeit auszufüllen. Wer sich also damit ausschließend und lange beschäftigen will, versinkt in Dummheit und Gedankenlosigkeit, oder seine Einbildungskraft muß ihm durch Fictionen zu Hülfe kommen. Daher die Visionen der Einsiedler.

Die Melancholie, welche die Einsamkeit gebiert, verbunden mit religiösen Bildern und Gefühlen, kann leicht in eine Art von Wahnwitz ausarten.

Die, welche aus Religions-Gründen die Einsamkeit gesucht haben, sind entweder Einsiedler oder Mönche geworden.

1. Die Lebensart des Einsiedlers ist eben die, welche verrückt, oder schwärmerisch bis zu Visionen machen kann. Dieß hat die Erfahrung gezeigt: und die Natur des menschlichen Geistes läßt es vermuthen.

Wenn Menschen diesen Zustand aushalten: so muß entweder ihr Geist eine ungewöhnliche Stärke, ihr Verstand eine ausdauernde Denkkraft, ihr Wille eine ungewöhnliche Festigkeit haben; oder ihre Imagination muß exaltirt seyn, und sie müssen einen Genuß in Einbildungen finden, die sich ihnen als Empfindungen zeigen; oder endlich sie müssen von der äußersten Plumpheit und Trägheit des Geistes seyn, so, daß sie alle gesellige Vergnügungen entbehren können, und mit dem bloß animalischen Leben vergnügt sind. Daher findet man auch unter den Einsiedlern Männer von der äußersten Verschiedenheit, solche wie Nicolaus von Flue, der, aus seiner Einöde gerufen, die politischen Interessen seines Vaterlands gut genug fassen konnte, und so viel Eindruck auf seine Landsleute zu macheu wußte, daß er die ersten, unter den Cantons ausbrechenden, Streitigkeiten beylegte: man findet unter ihnen eine

Menge Wahrsager, Seher und vermeinte Wunderthäter; theils solche, die andre, theils solche, die sich selbst betrogen; man findet endlich, besonders in unsern Zeiten, unter ihnen die stupidesten, gedankenlosesten Sterblichen.

Es ist sicher, daß ein großer Geist, wenn er sich durch falsche Religionsbegriffe verführen läßt, sich in eine Einöde zu vergraben, dadurch weniger verliert, als wenn er sich in eine Mönchssocietät begäbe. Ich habe schon gesagt, daß die vollkommne Einsamkeit den Menschen nicht so ungeschickt zum nützlichen und angenehmen Umgange macht, als eine schlechte Gesellschaft.

Ein Einsiedler kann ohne Handarbeit nicht bestehen, und Handarbeit macht ein einsames Leben allein erträglich. Robinson, der sich auf seiner wüsten Insel alle seine Bedürfnisse auf das mühsamste verschaffen mußte, fand sich zuletzt nicht ganz unglücklich. Wäre er in den Gärten der Armida gewesen, wo ihm alles überflüssig durch unsichtbare Hände wäre zugereicht worden: so wäre er gewiß vor langer Weile umgekommen.

2. Der Mönchsstand ist nicht sowohl Einsamkeit, als Einschränkung auf eine kleine, immer gleiche Gesellschaft. Alles was noch hinzukommt, sind die Hindernisse, die selbst

diesem Verkehre der Mitglieder einer solchen Gesellschaft in den Weg gelegt werden, es sey durch absolut aufgelegtes Stillschweigen, — oder durch aufgegebne größtentheils einsame Uebungen und Meditationen.

Nach dem ersten Umstande müssen alle Mönchsorden beurtheilt werden, in Absicht des zweyten sind die verschiedenen Regeln verschieden.

Nähmlich in jeder solchen kleinen von der übrigen Welt ausgeschlossenen Gesellschaft bilden sich ein eigner Ton, besondre ihrer Lage angemessenen Sitten, eine Denkungsart und Meinungen, die von allen dem, was unter dieser Rubrik in der Welt vorhanden ist, abstechen, und daher den Mönch, wenn er unter Menschen außer seinem Kloster erscheint, ungefällig oder lächerlich machen, wenn nicht seine Sonderbarkeit als Heiligkeit geehrt wird.

Besonders bleiben alle solche verschlossenen Gesellschaften hinter dem Zeitalter zurück, wenn dasselbe Fortschritte in Einsichten macht. Neuerungen finden schwerer in solche Gesellschaften Eingang, die durch das Herkommen und das Ansehn des Alterthums ihre Consistenz erhalten. Da vieles Gebrauch und beobachtete Regel bey Mönchen ist: so müssen sie dadurch immer, in Absicht ihrer Sitten, und mancher ihrer Meinungen, in

das Jahrhundert zurückgesetzt werden, aus welchem ihre Regel herstammt. Leben die Mönche entfernt von der Welt, so bleibt dieser Mönchsgeist, welches der Geist eines vergangnen Zeitalters ist, rein: ihre Sitten sind einförmig, ihr Glaube ehrlich. Sie sind eingeschränkt, aber können gut seyn. Wenn aber die Mönche, wie zuerst die Bettelmönche und dann die Jesuiten, viel unter Weltleute kommen, und ein Interesse haben, diesen zu gefallen: so nehmen sie oft von diesen alles an, was ohne Aufopferung ihrer mönchischen Theorie und Praxis angenommen werden kann, das heißt gerade die schlimmsten ihrer Eigenschaften. Sie verabscheuen und verfolgen zum Theil die Einsichten ihres Jahrhunderts und die Verbreiter derselben; aber die Politik, die Geldbegierde, den Luxus, die Laster und Verderbnisse des Jahrhunderts nehmen sie an, und pflanzen sie in ihre Klöster fort.

Die Sitten und Maximen des Mönchsstandes bilden sich theils durch die Erziehung und die geistigen und sittlichen Eigenschaften der im Kloster zusammenkommenden Personen, theils durch den Geist der Hierarchie überhaupt, wovon der Mönchsstand einen Theil oder eine Stütze ausmacht: (ist er davon gänzlich abgesondert, wie es bey den Muhamedanern und Indostanern zu seyn scheint; so ist der Mönch größtentheils Fanatiker,

oder eine verächtliche Kreatur;) theils durch seine Regel und durch die ihm dadurch vorgeschriebnen täglichen Uebungen und Beschäftigungen. Bestehn diese größtentheils in operibus operatis, wie das Singen in den Chören, und andre Religionsgebräuche: so wird der Geist des Mönchs eingeschränkt und neigt sich zum Aberglauben. Bestehen sie in Kasteyungen und geistlichen Meditationen, so wird er leicht schwärmerisch. Je mehr kleine Vorschriften er pünktlich zu erfüllen hat, desto mehr Kleinigkeitsgeist herrscht in ihm.

Das Leben des Mönchs ist in Absicht der geselligen Endzwecke nichts weniger als unglücklich, wenn seine Ordensbrüder nur mittelmäßig gute Leute sind. Es ist der Vorzug des Familienlebens, daß man eine Gesellschaft immer bereit und in der Nähe hat, die man nicht erst aufzusuchen, und unter der man sich gar keinen Zwang anzuthun braucht. Nur da nicht dieselbe natürliche Zuneigung gegen die Personen, mit welchen der Mönch im Kloster täglich zusammen lebt, vorhanden ist, die ein Familienglied gegen die übrigen hat: so ist persönliche Achtung oder Freundschaft, oder wenigstens Nachsicht und Verträglichkeit in den Charakteren der Mönche noch nöthiger, wenn ihr täglicher Umgang unter einander erträglich bleiben soll.

Dazu kommt nun noch die klösterliche Subordination, welche dem Charakter und Betragen der Obern viel Einfluß auf das Glück und die Sitten der Gesellschaft giebt. Davon aber entsteht auch der Factionsgeist, die Schmeicheley, die Protectionssucht, der Neid, welcher den Günstling verfolgt, die Verläumdung, welche den Feind zu stürzen sucht. Und diese Leidenschaften gähren in einem engern Raume mehr, und werden dadurch gefährlicher, daß man die Gesellschaft, mit der man nicht mehr harmonirt, nicht verlassen kann.

Die enge Vereinigung mit einer besondern, und doch ziemlich ausgebreiteten Gesellschaft ist immer der Vaterlands- und Menschen-Liebe schädlich. Denn wie Sieyes sehr richtig anmerkt, der persönliche Egoismus der Einzelnen thut der Liebe des gemeinen Besten bey weitem nicht so viel Eintrag, als der esprit de corps einer Partey. Weil man auch bey den Mönchsorden die Einsamkeit als Kasteyung und einen Actus der Religiösität ansah, suchte man durch allerhand Mittel das Vergnügen des geselligen Zusammenlebens der Mönche zu verhindern, oder einzuschränken. In einigen Orden ist das Stillschweigen immerwährend, oder hängt von der Erlaubniß des Obern ab. In andern ist es doch an feyerlichen Buß- oder Fast-Tagen Pflicht. Je mehr solcher Einschränkungen sind, desto näher kommt das Mönchs-Leben dem Einsiedler-Leben.

II. Philosophische oder gelehrte Einsamkeit.

Ich rechne hier dazu alle freywillige Entfernung von der Gesellschaft, in der Absicht die nöthige Ruhe zu solchen Arbeiten zu erhalten, welche zur Beschäftigung des Geistes und zur Cultur der Wissenschaften gehören. — Die den Dichtern eigne Aufsuchung der Wälder und einsamen Thäler gehört auch dahin.

Man kann sagen, daß dieß die einzige vollkommen vernünftige Ursache und Art selbst gewählter Einsamkeit ist; wie in der That ungestörte Uebung des Selbstdenkens der einzige Nutzen ist, den die Einsamkeit ausschließend leistet.

Da sie den, welcher dieser Uebung fähig ist, so lange als er darin aushält, vollkommen befriediget und ihm angenehm ist: so kann sie auf keine Weise ihn mürrisch oder zur Gesellschaft untauglich machen. —

Allein diese Einsamkeit, die der Gelehrte, der Dichter, der Mann von Genie so oft aufsucht, in der er seine glücklichsten Stunden genießt, ist immer nur periodisch, dauert kurze Zeit, und wechselt mit Gesellschaft. Denn wie Helvetius sehr wohl anmerkt, der Philosoph und der Poet mögen immer auf den Fluren und an einsamen Bächen herum irren, sie müssen, wenn etwas aus ihnen werden soll, doch immer in die großen Städ-

te zurückkommen. Socrates, der Vater der Philosophie, und fähig ganze Tage unverrückt auf einer Stelle zu stehen, um zu meditiren, war doch für gewöhnlich an die Säulengänge und den Markt von Athen so geheftet, daß ihm selbst die Landschaft um Athen ziemlich fremde war. Denn, wie er sagte, die Bäume und die Felsen sagen mir nichts.

Die philosophische Einsamkeit vermindert aber auch deßhalb das gesellige Wesen nicht so sehr, weil der Denker in seiner Einsamkeit mit seinem Geiste unter den Menschen bleibt, indem er entweder über sie, oder für sie nachdenkt. Er genießt oft alle Reitze des geselligen Lebens doppelt, oder durchschaut die Irrgänge desselben besser, wenn sie in dem verminderten, weniger blendenden Lichte der Erinnerungen und allgemeinen Ideen vor ihm stehen.

Indeß darf auch diese ächt beschauliche Einsamkeit nicht zu lange dauern. Wenn der Philosoph oder Dichter die wirkliche Welt aus dem Gesichte verliert, und nicht seine alten Erfahrungskenntnisse durch neue Erfahrungen auffrischt: so wird er erstens in seinen Betrachtungen zu speculativ; seine Ideen werden zu abstract, seine Bilder zu künstlich componirt. Zweytens, nimmt er, im Vortrage derselben, alsdann zu wenig Rücksicht auf Neigungen und Fähigkeiten des Publicums, und ver-

llert nach und nach entweder die Kenntniß des conventionellen Schönen, des nach den Umständen der Zeit und der Gesellschaft Anziehenden, (das doch von keinem, der für die Welt arbeitet, vernachlässiget werden darf,) oder wird abgeneigter, von seiner eignen Denkungsart etwas, aus Herablassung gegen den Geschmack andrer, zu verläugnen.

Mürrisch macht die Einsamkeit nur, wenn sie entweder den Menschen ohne alle Geschäfte läßt, und ihm langweilig wird, oder wenn sie mit verdrießlichen und mechanischen Geschäften zugebracht wird. Je mehr der Verstand bey dem, was der Mensch in der Einsamkeit macht, arbeitet, je mehr Ideen er selbst hervorbringt, desto fröhlicher bleibt er: denn die Traurigkeit des Einsamen entsteht gewöhnlich aus dem Mangel derselben.

Die Einsamkeit ist die Zeit des Umgangs des Menschen mit sich selbst. Je einen größern Fond gesammelter Kenntnisse er in sich hat; je lebhafter und prompter er sie zu erwecken versteht; je mehr er von der Kraft besitzt, neue Ideen und neue Verknüpfungen derselben hervorzubringen: desto angenehmer und erwünschter werden ihm die Zeiten seyn, wo er, ungestört durch äußre Eindrücke, diese innern Schätze seines Geistes aufsuchen und genießen kann. Das Genie ist es eigentlich, welches der Einsamkeit wahrhaft genießt. Die Gelehrsamkeit bedarf derselben, ohne sie zu genießen.

Der Philosoph und Dichter werden durch diejenige Einsamkeit, die nur nicht länger währet, als ihre meditirenden oder dichtenden Kräfte ausreichen, nicht nur nicht träge, finster und ungesellig, sondern fröhlich, munter und recht aufgelegt zum Umgange. Der Antiquarius, der Sammler, der bloß fleißige Gelehrte kann durch sein einsames Leben leicht ungesellig werden.

Ueberhaupt, da der große Einfluß der Gesellschaft auf das Gemüth des Menschen darin besteht, daß sie das kräftigste Mittel ist, seine Denkkraft zu erwecken und in einer gewissen Thätigkeit zu erhalten: so wird jede Beschäftigung, welche das Selbstdenken erfordert, oder dazu erweckt, die Stelle der Gesellschaft vertreten können.

Fünfter Abschnitt.

Einfluß der Gesellschaft und Einsamkeit auf die menschliche Glückseligkeit.

Es sollen hier die verschiednen Umstände aufgezählt werden, welche die Einsamkeit und die Gesellschaft angenehm oder unangenehm machen.

I. Annehmlichkeiten der Gesellschaft.

Der bloße Anblick von Menschen, als des ersten und schönsten Products der Natur, vergnügt. An ihnen ist das meiste zu sehen und zu beobachten. Hier findet die Unterscheidung von Schönheit und Häßlichkeit Statt. Gang, Stellung, Sprache, alles giebt Gelegenheit, Betrachtungen anzustellen; und in jedem von diesen kann etwas sinnlich angenehmes seyn. Die physische Natur, besonders die blühende Pflanzenwelt, reitzt und füllt auch unsre Sinne. Wenn eine schöne Landschaft durch Heerden Vieh, ein Park durch Wild, oder überhaupt die todte Natur durch die lebendige, belebt wird, so steigt das Vergnügen. Aber erst der Anblick der Menschen, menschlicher Wohnungen,

für Menschen gebauter Landstraßen, von Menschen bearbeiteter Aecker, giebt uns das wahre Vergnügen der ländlichen Aussicht.

Das Beysammenseyn mit Menschen, die nur nicht unsre Feinde sind, und uns nicht drängen oder beschweren, thut uns an und für sich wohl. Wir finden uns gewisser Maßen ruhiger, — gesicherter gegen die Uebel des Lebens und die Angriffe der Uebelthäter, — wenn wir Menschen um uns sehen. Daher kommt das Gefühl der Bangigkeit, welches gewisse schwächere und furchtsamere Menschen auf dem Lande überfällt, und um deßwillen sie gerne zur Stadt zurückeilen. Daher kommt es, daß, (nach meinem Gefühle) wenn man krank ist, man sich nach dem Aufenthalte in der Stadt sehnt, auch ohne Rücksicht auf die Nähe des Arztes. Sobald man seine Hülfsbedürftigkeit in einem höhern Grade anfängt zu fühlen, so wird die Einsamkeit traurig.

Der Mensch liebt Veränderung, d. h. eine abwechselnde Reihe von Empfindungen und Ideen; das Stillestehen derselben ist lange Weile: was denselben gerade zu widersteht, wirkt Schmerz. Aber diese Veränderungen der Gedanken können nur von den lebendigen Wesen ihren Ursprung nehmen. Denn diese allein verändern sich unaufhörlich oder häufig, — weil sie immer handeln. Die leblose Natur verändert sich zu langsam. Ein

Baum, eine Pflanze hat eigne Bewegungen, die wir aber ihrer äußersten Langsamkeit wegen nicht gewahr werden. Daher kömmt es, wie ich schon gesagt habe, daß auf einer Landschaft, die lange gefallen soll, Thiere und Menschen zu sehen seyn müssen.

Aber unter den lebendigen Wesen ist der Mensch das lebendigste. Nicht bloß der Instinct, sondern auch die Vernunft setzt seinen Körper in Bewegung. Er ist zugleich dasjenige Wesen, dessen Bewegungen wir am besten verstehen, d. h. bey dem wir am besten aus seinem Aeußern auf sein Inneres schließen können. Mienen, Geberden sind unendlich mannigfaltig, und uns eben deßwegen bemerkbarer im Menschen, als bey den Thieren, weil sie uns erklärlich sind. Der Mensch ist es überdieß, der rund um sich herum die Dinge am stärksten verändert; seine Kleidung, Wohnung und gesammte Einrichtung, werden von ihm auf eine sehr zusammengesetzte und oft abwechselnde Weise angeordnet. Wer viel unter Menschen lebt, erfährt am öftesten Neuigkeiten, die ihn interessiren und aufwecken. Die Begebenheiten, Glücks- und Unglücksfälle, Tugenden und Thorheiten, Bonmots und Plattheiten derselben geben ihm einen immerwährenden Stoff der Unterhaltung. In der Einsamkeit ist der Mensch entweder bloß mit der todten Natur, oder mit sich selbst, oder mit

den bloßen Ideen abwesender Menschen beschäftigt. Diesen Gegenständen fehlt theils das Lebendige des Anschauens, theils das Interesse der Neuigkeit.

So viel von dem Menschen, bloß als Schauspiel, als Gegenstand des Gesichts und der sinnlichen Beobachtung betrachtet. Aber nun ist er auch der eigentliche Gesellschafter für uns. Als solcher theilt er uns seine Ideen und Empfindungen unmittelbar mit. Wir lesen in seiner Seele. Es entstehen durch Hülfe der Rede, oder vermittelst der Sympathie in uns dieselben Actus des Verstandes, dieselben Begierden, welche sich in ihm befinden. So leben wir zwiefach: unser eignes Leben und das Leben des Andern.

Dieses theilt sich in viele Zweige.

Zwey Hauptäste unterscheiden sich unter denselben deutlicher:

1. Die Mittheilung der Gedanken und Empfindungen durch die Rede.

2. Die Mittheilung eben derselben durch unmittelbare Sympathie.

1. Das Gespräch war zu allen Zeiten und bleibt ewig die Quelle des solidesten, reinsten und größten Vergnügens, welches der menschliche Umgang gewährt. Wir haben davon in den vor-

hergehenden Theilen dieses Aufsatzes schon die Hauptdata angegeben; da wir den Einfluß der Gesellschaft auf Bildung des Verstandes und Herzens untersuchten. Hier kommt es nur darauf an, alles unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct zu bringen.

Durch die Rede werden wir erstens von dem, was uns unbekannt war, unterrichtet.

Es wird zweytens, bey dem Gespräche, durch anderer Reden, oder durch die Bemühung, die wir selbst anwenden, um andern deutlich zu seyn, in unsre alten Begriffe ein größeres Licht gebracht.

Wir haben endlich, drittens, das Vergnügen, unsre eignen Talente und Kenntnisse unmittelbar an den Mann zu bringen, und die Belohnung der Achtung oder Liebe andrer auf der Stelle einzuerndten.

2. Unter diejenigen Communicationen oder Genüsse in der Gesellschaft, die ich sympathetische nenne, oder die durch Handlungen, und nicht durch Reden, oder doch nicht durchs Reden allein geschehen, rechne ich folgende:

Erstens. Da in der Liebe, in der, welche wir selbst gegen andre, in der, welche andre gegen uns haben, eine Hauptquelle der menschlichen Glückseligkeit liegt: so ist die Gesellschaft der einzige Platz, wo wir diese beglückenden Gesinnungen fassen, der einzige, wo wir sie äußern können.

Liebenden und vertrauten Freunden ist das stumme Beysammenseyn eine Wollust. Bloß daß sie sich sehen, und gewiß sind, bey geliebten und sie liebenden Personen zu seyn, reicht zu, ohne alles andre Vergnügen.

Ueberhaupt ist ein gewisser Grad von Menschenliebe nöthig, um die Gesellschaft erträglich zu finden: und Menschen in vielen Verbindungen werden, man sage, was man wolle, schwerlich Menschenhasser. Aber in der größern Gesellschaft spinnen sich immer engere Verbindungen mit Wenigen an, die alsdann gleichsam die Stützen unsrer allgemeinen Geselligkeit werden. In der großen Welt, der weitesten und daher der interesselosesten Verbindung der Menschen, wird die Gesellschaft nur aufrecht erhalten, durch verliebte Intriguen, und durch einige gestiftete Freundschaften. Jene geben sowohl den Hauptpersonen als den Zuschauern Unterhaltung.

Zweytens. Alle Arten von Spielen, mit welchen die Menschen vom höchsten Alterthume an einen Theil ihrer Zeit vertrieben, und in die sie einen Theil ihrer Vergnügungen setzten, sind theils nur in der Gesellschaft möglich, theils nur in ihr angenehm. Fast alle sind eine Art von Wettkämpfen, — Versuche der Geschicklichkeit, der Stärcke, der Combinationen. Aufgesetzte Preise werden dem Sieger zum Lohne. Ursprünglich waren fast

alle Spiele Leibesübungen, Wettrennen, Ringen u. s. w. Man weiß, wie hoch die Griechen diese Zeitvertreibe geschätzt haben; — mit welcher Pracht sie sie veranstalteten. Aber sehr bald kam man auch auf Wettstreite, wobey man die Entscheidung und die Zuerkennung des Preises dem Zufalle überließ. Mit Würfeln oder etwas ähnlichem zu spielen, ist uralt. In den neuern Zeiten sind die Combinationen von Zufall und Geschicklichkeit, in den Kartenspielen, viel weiter getrieben worden. Die Schicklichkeit derselben zu gesellschaftlichen Zeitvertreiben wird durch den allgemeinen Eingang, den sie bey allen Nationen unter den Classen, die viel in Gesellschaft leben, erhalten haben, bewiesen. — Und ihre Einführung hat, als ein Mittel, ungleiche Menschen mit einander zu beschäftigen, ohne Zweifel zur Ausbreitung der Geselligkeit, aber auch zur Frivolität der Gesellschaft viel beygetragen. Das schöne Geschlecht hat besonders an diesen Spielen viel Geschmack gewonnen. Dieses liebt sie ihrer selbst wegen. Die Männer müssen mehr durch aufgesetzte hohe Preise dafür interessirt werden.

So wie nur die Gesellschaft das Spiel erträglich macht, so machen ohne Zweifel die Spiele einen Theil von der Annehmlichkeit der Gesellschaft aus. Man ist mit dem, mit welchem man spielt, in einer Art von näherer Verbindung; — man

streitet oder wettet mit ihm, wer den andern an einer gewissen Geschicklichkeit, verbunden mit Glück, übertreffen werde. Der Ehrgeitz und der Eigennutz werden mäßig gereitzt.

Drittens. Außer den Spielen ist nichts, was die Menschen so gerne in Gesellschaft vornehmen, und was ihnen durch dieselbe so angenehm gemacht wird, als gerade die Befriedigung der ganz individuellen animalischen Bedürfnisse. Von Anbeginn der Welt, oder von Anbeginn der Geschichte hat es Gastmähler gegeben, und sind die Menschen häufiger beym Essen und Trinken, als bey irgend einer andern Verrichtung, zusammengekommen. Kaum giebt es eine Gesellschaft ohne einen solchen Genuß. Niemand ißt gerne allein, und seine Freunde zu sich zu bitten, ist kaum erlaubt, ohne ihnen zu essen zu geben. — Die Empfindungen, die hierbey zum Grunde liegen, müssen natürlich seyn, da sie so allgemein sind. In der That, da der Mensch Geist und Körper ist, so wird die Unterhaltung des ersten befördert, wenn der andre eine Erquickung erhält. Und besonders die gesellschaftliche Unterhaltung, die nicht angestrengtes Meditiren, und ununterbrochnes Fortsetzen desselben erfordert, geht am besten von statten, wenn Mund und Magen etwas zu thun haben; wenn der Gaumen gekitzelt wird, indem ein leichter Witz das Gehirn kitzelt.

Besonders ist der Genuß des Weins, als eines Mittels der Erhöhung der Lebensgeister, und also eines Gebers guter Einfälle und einer lebhaften Mittheilung, für gesellschaftlich gehalten worden. Auch Sokrates zechte; und wenn Plato es ihm zu einer Art von Ehre anrechnet, daß er bey einem Gastmahle am längsten unter den Trinkern aushalten, und doch mit ungeschwächter Denkkraft die Tafel verlassen könne: so erkennt man, daß jede Kraft, in einer geselligen Lust länger ausdauern zu können, als eine Tugend angesehen wird, und man findet bey einem sehr gesitteten Volke und bey Philosophen etwas von den Meinungen der Sarmaten.

Viertens. Bey dem Vergnügen an Gastmählern, gemeinschaftlichen Spatzierfahrten und allen veranstalteten Zusammenkünften, zu welchen wir eingeladen werden, wirkt immer das Vergnügen mit, von dem Manne oder seinen Gästen geschätzt und gerne gesehen zu werden. Manchem eiteln Manne in großen Städten, der nun schon manches Jahr den Kreis der gesellschaftlichen Zeitvertreibe durchlaufen ist, fangen an die zu häufigen Einladungen beschwerlich zu werden. Aber doch freut er sich über die Anzahl der Einladungskarten, und über die Länge der Zeit, auf welche er schon hinaus versprochen ist: weil er daraus zu erkennen glaubt, wie man sich um seine Gesellschaft drängt,

wie man ihn in so vielen Verbindungen glaubt, daß man seiner sehr schwer habhaft werden kann. Und wenn ihm auch dieser Wetteifer, ihn zum Gesellschafter zu haben, keine große Freude macht: so thut es ihm doch gewiß wehe, wenn er nachläßt. Er schließt daraus eine Abnahme der Achtung, worin er bey seinen Mitbürgern steht.

Die Würde, der Glanz, zuweilen auch die Celebrität, oder der Witz und Geist des Einladers kann noch sehr viel, dieses Vergnügen der Eitelkeit zu erhöhen. Ueberhaupt ist keine dem Menschen angenehmere Idee, als die, von andern gesucht zu werden, ihnen persönlich willkommen zu seyn, ihnen durch sein Reden und Thun Vergnügen zu machen. Diese Idee folgt ihm in Gesellschaft, wenn die Glieder ihn selbst dazu berufen haben, sie begleitet ihn durch alle seine Tage, wenn solche Aufforderungen häufig und von angesehenen Leuten kommen.

Der bloß Eitle ist mit der Einladung zufrieden, die er seinem Stande und Range zu danken hat. Der Mensch von einer ausgesuchtern Ehrbegierde will überzeugt seyn, daß er gefällt. Und wem dieß angenehme Loos zu Theil wird, der wird gewiß in der Gesellschaft vergnügt seyn, wenn er nicht durch dieselbe ermüdet worden ist.

Die Gesellschaft gewährt dem Menschen die nächsten und für den größten Theil interessanteste Befriedigung seiner Wißbegierde, in der Geschichte seiner Stadt und seiner Classe. — In diesem Puncte hat die vornehmere Classe einen Vorzug, weil ihre Geschichte, gewisser Maßen, die für alle interessante Geschichte ist, da sie mit den Begebenheiten der regierenden Häupter, den Abwechselungen in hohen Aemtern und dergl. zusammenhängt.

Es ist aber nicht zu läugnen, daß die allgemein interessanten, und deßwegen allgemeinern Ideen, die nicht Kenntniß eines einzelnen Ortes, und einer einzelnen Classe von Menschen, sondern Kenntniß des Staats, der Verfassung von Europa, des Zustandes der Welt und der Geschichte aller Zeitalter voraussetzen, gemeiniglich von denen vernachläßiget werden, die mit diesen aus ihrer Nähe unmittelbar geschöpften Ideen am besten versorgt sind.

Aber zu dem Angenehmen der Gesellschaft gehört auch dieses, daß man durch viel Umgang zum Umgange geschickter wird, daß man, durch den in zehn Gesellschaften gesammelten Stoff, die eilfte sehr leicht, und nach dem Geschmack der Meisten, unterhalten kann. Nur muß man in jeder nicht bloß als ein Gelittener, sondern als ein Begehrter aufgenommen seyn, man muß eingeweiht seyn in die Geheimnisse und Geschichte jeder solchen

Gesellschaft, und so weit das Vertrauen ihrer Mitglieder haben, daß sie auch ihre Medisance bey uns wohl aufgehoben glauben.

Endlich ist die Verbindung mit Vielen im gesellschaftlichen Umgange das einzige Mittel für den, der selbst keine eigne Macht im Staate hat, kein mit Ansehn verbundnes Amt bekleidet, dennoch einigen Einfluß zu haben, und zuweilen bey den Mächtigern oder Vermögendern etwas für sich und seine Freunde ausrichten zu können. Ein Mensch ohne Verbindungen, ist ein Mensch ohne Arme. Er vermag nichts, was von ihm entfernt ist, zu erreichen.

II. Das Unangenehme der Gesellschaft.

1. Jede Gesellschaft legt einen gewissen Zwang auf; und es ist unmöglich, unter Menschen zu seyn, und mit ihnen gemeinschaftlich, es sey sich zu vergnügen, es sey Geschäfte zu treiben, ohne etwas von seinen Neigungen und Launen dem Willen Andrer aufzuopfern; ohne eine gewisse auf sich selbst zu dem Ende gewandte Aufmerksamkeit, um den andern nicht anstößig, nicht mißfällig oder verächtlich zu werden. Wer durchaus allen Selbstzwang, alle Aufopferung scheut, (das ist aber zugleich der, welcher alle Pflichten zu vernachläßigen,

allen Gesetzen Trotz zu biethen, und seine Vervollkommnung völlig aufzugeben Willens ist,) dem kann es unter Menschen nirgends gefallen: denn die beste und die freyeste Gesellschaft kann ohne Conventionen nicht bestehen.

2. Eine der empfindlichsten Kränkungen, denen der Mensch ausgesetzt seyn kann, ist, sich in der Gesellschaft, in welcher man ist, vernachlässigt zu sehn, und sich die Aufmerksamkeit oder eine gewisse Achtung derselben nicht erwerben zu können. Diesem Loose aber sind unter Menschen, die in einem großen Kreise auftreten, alle diejenigen unterworfen, welche nicht durch irgend einen innern oder äußern Vorzug über den Haufen hervorragen. Daher ist das Leben eines Geringern, der durch seinen Stand oft genöthigt ist, in großer Gesellschaft Stunden und Tage zuzubringen, und doch von dieser gar nicht als ihres Gleichen aufgenommen, und zum Umgange, Gespräche, Spiele u. s. w. gezogen wird, — oder der wenigstens von ihr fast übersehen wird, eine der unangenehmsten Lagen im menschlichen Leben. Zum Beyspiele manche Hofmeister und Gouvernanten.

So wie die Marter des Tantalus in der Nähe des Wassers und der Unmöglichkeit zu trinken besteht: so ist es eine weit größere Qual, mitten in der Gesellschaft sich einsam zu finden, als wirklich allein zu seyn; gleichsam durch ein chymisches An-

ziehen und Zurückstoßen die Uebrigen vereiniget; und sich abgesondert zu sehen. Man mag sich selbst die Schuld davon beymessen, so wird die Eigenliebe nie empfindlicher gekränkt: oder man mag sie auf die andern werfen, so werden Liebe und Wohlwollen, die vornehmsten Reitze der Gesellschaft, gänzlich vernichtet.

3. Ueberhaupt kann der Ehrgeitz des Menschen zwar nirgends schmeichelhaftere Belohnungen hoffen, als in Gesellschaft; er ist aber auch nirgends empfindlichern Kränkungen ausgesetzt. — Der Mensch in seinem Hause ist Herr und Mann, oder doch selbstständig, ein Mensch, so viel und so wenig werth, als er sich und seine Glücksumstände werth schätzt. Sein niedriger Rang, seine geringe Bedeutsamkeit, seine Unfähigkeit selbst werden von ihm wenig bemerkt. Aber sobald wir unter Menschen kommen: dann fällt die Ungleichheit in die Augen, dann beleidigen uns ihre Wirkungen. Dann fühlt sich der schlecht Gekleidete durch den geschmackvoll oder prächtig Angezognen gedemüthiget, — der Bürgerliche fühlt das Uebergewicht des Adels, der Ungelehrte wird vom Gelehrten wie unterdrückt oder beschämt, der Unwitzige wird durch die Gegenwart des witzigen Kopfes blöde gemacht. Und diese Wirkungen können, nach Beschaffenheit des Tempe-

raments und der ersten Erziehung, so weit gehen, daß auch gescheidte und unterrichtete Leute, die aber keine Genies sind, oder doch nicht den Ruhm großer Genies haben, lieber mit ganz gemeinen Menschen umgehen, denen sie gewachsen oder vielmehr überlegen sind, als mit ausgesuchten und sehr unterhaltenden, denen sie sich nicht völlig gleich fühlen. Daher entsteht auch der Geschmack an der Einsamkeit am häufigsten, — oft, ohne daß es der Mensch selbst weiß. Er fühlt sich in der Gesellschaft beengt; hauptsächlich durch das wahrgenommene Uebergewicht Andrer von irgend einer Art, oder wenigstens durch seine Unwissenheit über den Rang, die Verdienste; den Witz und selbst die Anmaßungen der andern. Seine gute Meinung von sich selbst, die er in der Einsamkeit ungeschwächt erhält, wird von der Gesellschaft unaufhörlich gestört. Nichts macht mißmüthiger. Daher lieben so viel solide Menschen die Einsamkeit, die Oberflächlichen und Eiteln die Gesellschaft. Es gehört nähmlich immer etwas von Einbildung und Täuschung dazu, wenn der Mensch, in seinen Zusammenkünften mit andern Menschen, stets mit sich selbst zufrieden seyn soll. Der für sich blind eingenommene Thor erkennt nicht leicht die höhere Vollkommenheit Andrer, oder schlägt sie

nie hoch an, wenn sie auch sonst jedermann einleuchtet. Aber der Mann von Verdienst ist oft mißtrauisch gegen sich selbst, wenn er einsam und unabhängig von der öffentlichen Meinung über seinen Werth nachdenkt. Er wird es daher um desto mehr, wenn er in der Gesellschaft theils die Urtheile andrer einsammelt, theils sich mit andern zu vergleichen, Gelegenheit hat. Bald wird er durch eine erfahrene Vernachlässigung gewahr, daß er nicht so sehr geschätzt wird, als er sich vorstellt; bald wird er durch sein Unvermögen, dem einen oder dem andern Manne, in irgend einem Felde, gewachsen zu seyn, oder Genüge zu thun, von seinen Schwächen und Mängeln augenscheinlich überzeugt. Geht nun seine Bescheidenheit nicht bis zu einer ruhigen Ertragung dieser der Eigenliebe angethanen Kränkungen; geht der Reitz der Gesellschaft für ihn nicht bis zu einem Uebergewichte über diese sich einmischenden unangenehmen Empfindungen: so entzieht er sich der Gesellschaft, und bleibt zu Hause.

4. Unter die Unannehmlichkeiten des menschlichen Lebens und die nur in Gesellschaft Statt haben, gehören Uneinigkeit und Zank mit andern Menschen. Am meisten und öftesten wird dadurch die immer währende Familiengesellschaft gestört. Die verlassenste Einsamkeit kann ein

fröhlicher Zustand heißen, gegen das Wohnen unter zahlreichen Verwandten, die aus Heftigkeit in der Behauptung gegenseitiger Meinungen, oder aus Entgegensetzung ihres Interesse, oder endlich aus übler Laune, der sie den Zügel schießen lassen, stets als Feinde gegen einander auftreten. — Es ist aber selbst sehr schwer, in einer beträchtlichern Anzahl entweder beständig beysammen zu leben, oder auch nur oft beysammen zu seyn, ohne daß sich solche Verschiedenheiten der Meinungen, des Geschmacks und der Handlungsweise hervorthun, die, ohne große Mäßigung von allen Seiten, leicht in Zänkereyen ausarten.

Nach der Familiengesellschaft, die, weil sie ununterbrochen und gleichsam gezwungen ist, alle kleinen Verdrießlichkeiten, die sich in dem Laufe der Zeiten aufhäufen, sammelt, und daraus ein zuletzt Zorn und Widerwillen gebährendes Ganzes macht, sind es die Geschäfts- und Collegien-Gesellschaften, welche von dem Dämon der Uneinigkeit leiden, und dann aller ihrer Annehmlichkeit, so wie ihres Nutzens, beraubt werden. Wenn in einem Collegium Mißhelligkeit und Parteyen herrschen, so geht alles das Angenehme, was ich dieser gesellschaftlichen Art der Arbeit zugeschrieben habe, verloren. Entweder hört der collegialische Umgang auf, und die Geschäfte werden getrennt und einseitig abgemacht, welches die Folge der collegiali-

schen Uneinigkeiten besonders in Administrations-Collegien gewesen ist, oder der Geschäftsgang selbst wird erschwert und verhindert.

In der eigentlichen Gesellschaft, welche dem Vergnügen gewidmet ist, haben zwar die Gesetze der Artigkeit dem Ausbruche der Zänkereyen in den meisten Fällen gewehrt: und die Abwechselung der Gesellschaft und die Kürze der Zeit, in der man sich sieht, erlaubt dem Hasse, dem Neide, und allen übelartigen und zänkischen Leidenschaften nicht, bis zu unanständigen Ausbrüchen zu kommen. Demohnerachtet gähren diese Leidenschaften auch hier im Verborgnen, und stören und vergällen das beabsichtigte Vergnügen. Sehr oft bemächtigt sich der Parteygeist derjenigen größern Gesellschaft, die man ausschließend die gute heißt. Wenn der Witz zu den Geistesfähigkeiten ihrer Glieder gehört: so tritt die Persiflage hier gemeiniglich an die Stelle der Zänkerey; und durch heimliches Afterreden, und Verläumden rächt man sich und hält sich schadlos für den Zwang, den sich der Groll im äußern Betragen hat auflegen müssen.

Die Coterien und bürgerlichen Gesellschaften sind deßwegen glücklich, weil, wenn es bis zu Zänkereyen in ihnen kommt, sie sich trennen und aufhören, da hingegen die sogenannte große Gesellschaft durch einen gewissen Zwang der Gewohnheit und des Standes bey einander gehalten wird, auch

kein Mitglied, ohne ein gewisses Aufsehen zu verursachen, und ohne gleichsam eine gesetzliche Entehrung, ausschließen kann: daher die sich hassenden und anfeindenden Personen gezwungen sind, sich bey Gastmählern und am Spieltische zu sehen, und mit den gewöhnlichen Zeichen der Freundschaft oder Höflichkeit zu begrüssen. So geschieht es, daß von der einen Seite die Verstellung und Falschheit in diesen Gesellschaften weit allgemeiner, und die Kunst derselben viel weiter getrieben wird, von der andern jene gehässigen Leidenschaften auch weit mehr Nahrung erhalten, und durch die Länge der Zeit immer giftiger werden.

Nirgends ist es, wo die Uneinigkeit der Menschen und die Widrigkeit ihrer Meinungen, Gewohnheiten und Neigungen mehr unangenehme Auftritte verursacht, als in den unter keiner Regel stehenden Gesellschaften, die sich auf bloßes zufälliges Zusammenkommen gründen, und die ich Coffeehausgesellschaften genannt habe. Nichts hat die rechtschaffnen Menschen und die Freunde einer angenehmen und ruhigen Unterhaltung so oft von den öffentlichen Häusern weggetrieben, als die daselbst sich so oft ereignenden Streitigkeiten, die zuweilen in wirkliche Gewaltthätigkeiten ausarten; wozu besonders das hohe Spiel häufigen Anlaß giebt.

5. Eine weit gewöhnlichere Ursache des Mißvergnügens in Gesellschaft giebt der Mangel der Un-

terhaltung, die lange Weile, die man findet, wo man ein Hülfsmittel gegen lange Weile erwartete, das Unbefriedigende der Zeitvertreibe, mit welchen man sich darin abgiebt. Die Gesellschaft, wenn sie nicht wirklich vergnügt, macht allemahl verdrieß-lich. Es ist schon wenigstens der Verdruß fehlge-schlagner Erwartung. Jede Sache, die nicht zum Bedürfniß, sondern zum Wohlseyn, zum Ver-gnügen veranstaltet wird, muß wirklich diesen End-zweck erreichen, oder sie wirkt Reue und Unzufrie-denheit; gerade so, wie Gedichte und Kunstwerke vollkommener seyn müssen, als gemeine Prose und Handwerksarbeit. Ueberdieß ist lange Weile ohne allen Zwang noch erträglich: bey der mindesten Ein-schränkung aber wird sie ganz unerträglich. Einige Einschränkung aber legt jede Gesellschaft auf. Je weniger man aus ihr schnell heraus kann: desto mehr wird dieses Mißvergnügen vergrößert. Daher die Hofgesellschaft und alle Zusammenkünfte, wo die Etiquette fast nicht zu zerbrechende Fesseln anlegt, de-nen, die nicht daselbst wirklich ihre Rechnung fin-den, als die schrecklichsten Plagen vorkommen.

Dieser Mangel der Unterhaltung ist der allen Arten der Gesellschaft gemeinschaftlich anklebende Fehler. Er hängt am meisten von den Menschen, weniger von den gewählten Zeitvertreiben ab. — Das Vergnügen am Umgange setzt nothwendig, wenn es Bestand haben soll, einen gewissen Grad intel-

lectueller Bildung voraus. Ohne gesammelte Kenntnisse und ohne die Gabe zu meditiren, oder ohne Witz, hat niemand Stoff genug, mit andern, als seinen nächsten Verwandten und vertrauten Freunden, viel zu reden; niemand hat Neugier genug, von andern viel zu erfahren. Daher der gemeine und ungesittete Haufe in Gesellschaft selten lange vergnügt und glücklich ist. Völlerey ersetzt den Mangel der Unterhaltung, und Zänkerey ist das Ende derselben. Der einfältige, gutdenkende Mann ist deßwegen lieber allein, unter den Seinigen. Die lange Weile hier ist ihm wenig beschwerlich, besonders nach einer Handarbeit, die ihn ermüdete. Aber mit andern auch einfältigen und unwissenden Leuten zusammen, befindet er sich durchaus übel.

Die Gewöhnlichkeit dieser langen Weile in Gesellschaften, wo Unterredung allein das Vergnügen gewähren soll, hat die Spiele, als durchaus unentbehrlich, in alle diejenigen Gesellschaften eingeführt, die zahlreich und häufig zusammenkommen. Und in der That erhalten sich die meisten Gesellschaften durch ganz Europa nur durch das Essen und Trinken und durch die Karten. Die Tafel und der Spieltisch, sind die sichersten Stützen des geselligen Vergnügens, auch in der sogenannten guten Gesellschaft: einige artige Bonmots, einige anmuthige oder interessante Erzählungen, viel Medisance, einige kurze und einleuchtende Räsonne-

ments neben bey, füllen die Zwischenräume aus, und sind zur Erhohlung des Magens, oder zur Aufheiterung des Kopfes nützlich.

So viel ist gewiß, daß die meisten Menschen mehr Vergnügen genießen durch die angenehme Erwartung künftiger Gesellschaften, als durch die angenehmen Gefühle, die sie in der Gegenwart der Gesellschaft haben. Eine Einladung erweckt eine unbestimmte und angenehme Hoffnung. Selten wird sie erfüllt; aber wenn die Gesellschaft nur so viel eingebracht hat, daß man sich das nächste Mahl wieder so täuschen läßt, so geht das Leben hin, und man ist zufrieden.

Aber zuweilen überwiegt die wirkliche Langweiligkeit der gewöhnlichen Gesellschaften allen den Hang, den der Mensch hat, mit seines Gleichen zusammen zu seyn, und er flieht in die Einsamkeit, um in vollkommener Stille und Abwesenheit aller Eindrücke, dem Verdrusse zu entgehen, menschliche Gesichter zu sehen, und Töne zu hören, ohne neue Ideen von ihnen einzuernten, oder durch neue Gefühle belebt zu werden.

6. Das von größern Gesellschaften unzertrennliche Geräusch, und die, mit Fleiß durch den Aufwand in Kleidern, in der Erleuchtung und Ausschmückung der Zimmer und der Tafel vermehrten, Eindrücke der Sinne haben besonders auf empfindliche und etwas nervenschwache Menschen den un-

angenehmen Einfluß, daß es sie betäubt und unfähiger macht, sowohl die Ideen Andrer zu empfangen, als ihre eignen ans Licht zu bringen. Alle die Menschen, welche sich, es sey durch ihre eigne Blödigkeit, es sey durch das Imponirende der Gesellschaft, in der sie sind, gleichsam unter ihr gewöhnliches Maß von Helligkeit der Einsicht und Gabe des Ausdrucks herabgesetzt fühlen, müssen sich nothwendig in dieser Gesellschaft übel befinden und nach der Einsamkeit sehnen. Und wenn ihnen dieses oft widerfährt, muß ihnen der Umgang nothwendig sehr verleidet werden, wenn nicht mehr Eitelkeit, als wirklicher Trieb nach menschlichem Umgange, bey ihrer Liebe zur Gesellschaft zum Grunde lag. — In jeder Art des Vergnügens ist der Effect, den die Sache auf uns thut, uns zu beleben, unsre empfindenden und denkenden Kräfte zu erhöhen, unsre Geschicklichkeiten ins Spiel zu bringen, und allen Vollkommenheiten und Annehmlichkeiten unsers Selbst eine größere Wirksamkeit zu geben, ein Hauptbestandtheil der angenehmen Empfindung. So werden der Wein und der Genuß der Nahrungsmittel überhaupt dem vorzüglich angenehm, der sich dadurch ermuntert, beredter, fröhlicher fühlt. Kein Wohlgeschmack und keine feine Zurichtung kann die ausgesuchtesten Speisen und Getränke demjenigen lange angenehm machen, dessen Kopf dadurch umnebelt und dessen Magen beschwert wird. Auf

gleiche Weise besteht das, was wir in der Gesellschaft suchen, darin, daß wir uns daselbst besser als zu Hause gefallen wollen, daß unsre Gedanken besser fließen, schwache Erinnerungen wieder lebendig werden, unvollkommne Gedanken reifen, und der eingeschlafne Witz erwachen soll. Wem das gelingt, der erreicht den eigentlichen Zweck, warum er in Gesellschaft ging. Aber nur Wenige sind so glücklich, und können es nur in der besten, oder in der ihnen angemessensten Gesellschaft seyn. Die meisten werden bald durch die Widersprüche, die sich zwischen ihrem Charakter und ihrer Art zu leben, zu denken und zu sprechen, und dem Charakter und den Manieren andrer finden, bald durch den zu starken Wunsch zu gefallen, und die Furcht zu mißfallen, bald durch die körperlichen Genüsse, die sie mit den geselligen verbinden, in einen Zustand innerer Unbehaglichkeit und Unbehülflichkeit gesetzt, der ihnen doppelt schmerzlich ist, weil er so viele Zeugen hat.

7. Die Menge langweiliger Menschen, die wir in der Gesellschaft antreffen und dulden müssen, ist es nicht so häufig, was uns dieselbe verleidet, als das Gefühl, welches wir nicht selten haben, daß wir selbst andern lange Weile machen. Wer die Gesellschaft, worin er ist, wirklich amüsirt, der amüsirt gewiß auch sich selbst. Aber sobald wir gewahr werden, daß wir entweder nicht genug Ideen andern mitzutheilen haben, um den auf uns fallenden Theil

des Gesprächs gehörig auszufüllen, oder daß unsre Ideen und unsre Art sie zu sagen, mit den Wünschen, der Fassungskraft, dem Geschmacke der Uebrigen nicht genug übereinstimmen, um Eindruck bey ihnen zu machen: so bald leiden wir durch die Kälte und Gleichgültigkeit, die wir trotz unsern Anstrengungen um uns her verbreitet sehn.

Doch gehört es auch eben unter die Eigenschaften, welche einen Menschen zum guten Gesellschafter unfähig machen, wenn er stets lange Weile zu machen fürchtet, und dieß merken läßt. Die Unruhe und die Besorgniß, die man dem Menschen ansieht, vermindert stets das Vergnügen an seinem Umgange: und ein gewisses Zutrauen zu sich selbst, oder eine gewisse Gleichgültigkeit in Absicht der Eindrücke, die man auf Andere macht, ist durchaus nothwendig, wenn man mit eignem Vergnügen und zum Vergnügen Anderer unter den Menschen erscheinen soll.

III. Das Unangenehme der Einsamkeit.

1. Einsamkeit, so wie die Nacht, erregt Bangigkeit. Der Eindruck von beyden scheint bey den Kindern nicht bloß die Folge von Einbildungen zu seyn, wozu die Reden und Erzählungen ihrer Wärterinnen Anlaß gegeben haben. Der starke sich selbst genugsame Mensch verliert freylich diese

Empfindung untern andern starken: aber mit Schwäche und Kränklichkeit kommt sie zurück. Sie ist also gewiß immer, obwohl schwach, vorhanden und theilt sich unsrer Art zu denken mit.

2. Der Zustand des Gemüths und der Lebensgeister sey, welcher er wolle: so wird die Einsamkeit zuletzt lästig. Wenn der Mensch einen Reichthum von Ideen hat, und ihm dieselben leicht zufließen, (in welchem Falle er den Beystand andrer Menschen am besten entbehren kann,) so wird ihm die Einsamkeit, wenn sie lange dauert, deßwegen beschwerlich: weil er weiß, in diesem Zustande zum Vergnügen und Nutzen Andrer am meisten beytragen zu können, und weil er den angenehmsten Gebrauch von seinen guten Gedanken, den, Andrer Denkkraft dadurch zu beleben, nicht machen kann. In der That scheint jede hellere, neuere, einleuchtendere Idee, so wie wir sie selbst fassen, sich recht dazu zu drängen, mitgetheilt zu werden. Wie das Geld, bekommen die Ideen ihren Werth durch den Umlauf.

Sind wir hingegen für gewöhnlich, oder eben jetzt, durch zufällige Veränderungen des Physischen und der äußern Umstände, arm an Gedanken, ist ihr Fortgang bey uns langsam und schwer: so ist uns die Einsamkeit deßwegen lästig, weil wir uns schmeicheln, daß wir in der Gesellschaft andrer Menschen, reichlicher mit Geistes-Nahrung und

interessanten Ideen würden versorgt werden. Der Eine ist ein Reicher, dem es an Leuten fehlt, die mit ihm seine Schätze genießen; der Andre ein Armer, der seine Glücks-Umstände ohne Hülfe andrer Menschen durchaus nicht verbessern kann.

3. Unstreitig ist eine der Hauptqualen der Einsamkeit der schon oft berührte Umstand, wenn sie uns einen Beweis giebt, daß wir von wenigen Menschen geliebt und hochgeachtet werden. Der Einsame muß von den Menschen vergessen, oder verachtet, oder gehaßt, oder wenigstens nicht in dem Grade geliebt oder geschätzt seyn, daß sie sich die Mühe geben, ihn aufzusuchen und in ihre Gesellschaft zu ziehen. Bey dem allgemeinen Hange zur Gesellschaft und bey den vielfältigen Verbindungen, die die Menschen unsrer Zeit unter einander errichten, scheint der von allen Ausgeschlossene ein Auswürfling der Gesellschaft, eine Null, ein unbedeutendes Geschöpf zu seyn. — Wenn daher dieser traurige Gedanke, verachtet oder doch nicht geliebt zu werden, sich von dem Gefühle der Einsamkeit absondern läßt: so verliert dieses seinen Stachel. Man sey z. B. überzeugt, daß man, sobald man wolle, aus seiner Einsamkeit in die Welt treten könne, und von ihr wohl aufgenommen werden würde; man erhalte andre hinlängliche Beweise von Achtung und Liebe der Menschen, und ihrem fortdauernden Andenken: so kann man, wenn andre

Ursachen uns die Ruhe der Einsamkeit empfehlen, in derselben sehr glücklich seyn.

4. So wie in allen Zuständen, wo uns eine Abwechselung immer veränderter Ideen und neuer Nachrichten fehlt, die unangenehmen Ideen und Erinnerungen sich zuerst dem Gemüthe aufdrängen: so geschieht es auch in der Einsamkeit. Die nicht veränderte Luft wird immer mephitisch; die nicht durch äußere Sensationen, worunter die, welche von Menschen herkommen, immer die stärksten und lebhaftesten sind, veränderte Gemüthsdisposition wird immer etwas traurig. Es hindert uns nichts, an die Uebel zu denken, welche uns drücken: und das unangenehme Gefühl der Einsamkeit selbst zieht, durch die Vergesellschaftung der Ideen, das Andenken des übrigen Unangenehmen herbey. Der Glückliche und Gesunde kann daher leichter einsam seyn.

IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einsamkeit.

1. Man ist ganz sein eigner Herr. Betragen, Geberden, Stellung, Kleidung, Beschäftigung, alles hängt von uns ab, und wird von niemanden, oder von unbedeutenden Leuten controlirt. Das Auge des Beobachters, die Satire des Witzigen, das nachtheilige Urtheil des Uebelgesinnten, die

Mißbilligung des Höhern schrecken uns nicht. Alle diejenigen also, welche gerne ein Schlafrock-Leben führen; diejenigen, welche sich nicht anders als in ihrer äußersten Commodität wohl befinden; die, welche sich seltsame Eigenheiten angewöhnt haben, diese Eigenheiten kennen, und doch nicht lassen wollen; die, welche, aus Kargheit oder Faulheit, ihr Aeußeres vernachlässigen, und ungern ihre Sorgfalt oder ihr Geld darauf wenden, ihrer Person oder den sie umgebenden Dingen eine anständige und andern gefällige Form zu geben; alle diese lieben schon deßwegen die Einsamkeit.

2. Ruhe ist das Eigenthum der Einsamkeit. Und wer jene ausschließlich, oder lebhafter, als Vergnügen, liebt, wird auch immer diese der Gesellschaft vorziehn. Daher ist die Einsamkeit das Asyl kranker, schwacher, alter Leute. Jede Ermüdung treibt uns von Zeit zu Zeit zu ihr: so wie uns die wiederkehrende kraftvolle Munterkeit wieder reitzt, die Gesellschaft und die Welt aufzusuchen. Die Gesellschaft ist für Leute, die sie zu genießen wünschen, immer Anstrengung, sey es auch nur eine innere; (und gerade diese ist die ermüdendste, wenn der Mensch entweder thätig zu seyn sucht, und es gelingt ihm nicht, oder wenn er der langen Weile und dem Verdrusse widerstehen soll.) Daher gerade die gesellschaftlichsten Menschen, wenn sie zugleich etwas schwächlich oder überempfindsam sind, nach

dem Genusse der Gesellschaft, hinwiederum mit der größten Sehnsucht die Einsamkeit wünschen; da hingegen gewisse Phlegmatiker, die wenig oder nichts in Gesellschaft leisten oder fordern, und daher in der Einsamkeit, wie man denken sollte, am besten bestehen könnten, und am wenigsten verlieren würden, doch, wenn sie einmahl durch ihren Stand in die Welt geworfen und an den Umgang gewöhnt sind, am besten in dem Geräusche ohne Unterbrechung ausdauern können. Wer nie Ruhe verlangt, muß entweder wenig arbeiten und stets ruhen, oder ein ganz ungewöhnliches Maß von Kräften haben. Eben so muß der, welcher sich nie nach der Einsamkeit sehnt, entweder nur wenig Gemüths- und Leibes-Kräfte auf die gesellschaftliche Unterhaltung seiner selbst und andrer wenden, und eben deßwegen ein mittelmäßiger, unbedeutender Gesellschafter seyn: oder er muß ein ausgezeichnet lebhaftes Temperament und großes Genie besitzen.

3. Der Genuß der Natur ist ein Vergnügen, das die Einsamkeit nicht nur erlaubt, sondern das auch fast nur in ihr vollständig möglich ist. Nur dann geben wir auf das Leblose recht Acht, wenn uns das Lebendige fehlt. Nur dann, wenn uns die Menschen und ihre Werke und Wirkungen nicht mehr an sich ziehn: verweilen wir bey Bäumen, Flüssen, Bergen, Wiesen lange genug, um alle die Eindrücke zu empfangen, welche uns diese

natürlichen Gegenstände geben können. Wir werden überdieß nicht durch die Unempfindlichkeit andrer Menschen, oder durch ihre ungleichartigen Empfindungen in unsern Gefühlen gestört.

4. Endlich die Meditation erfordert durchaus Einsamkeit, und in ihr, wenn ein Mensch dazu fähig ist, selbst zu denken, liegt das größte Vergnügen.

Die Selbstkenntniß ist die erste und wichtigste Frucht der Meditation. Denn der Selbstdenker kommt gewiß auf sich zurück, oder fängt von sich an. Eine Reihe Gedanken, die ganz von unsrer Kraft ausgeht, geht auch von uns als Gegenstande aus. Es ist nicht möglich, daß, wenn wir mit eignen Augen etwas sehen, wir uns dabey ganz aus dem Gesichte verlieren.

Aber dafür gewährt uns die Einsamkeit zu wenig frappante Fälle, wo wir uns selbst ertappen, und unsre verborgnern Leidenschaften, Fehler u. s. w. entdecken könnten. Also nur das Studium des vergangenen Lebens kann uns den Stoff unsrer Meditationen, die auf Selbstkenntniß abzielen, darbiethen. Das war auch die Meinung der Einsiedler und Mönche; das liegt in der Idee der Buße. Aber Wenige sind mit der Geschichte ihres eignen Lebens gut genug zu diesem Ende bekannt.

Die Einsamkeit ist angenehm, als Ruhe, für den Kranken; — dann, als Entfernung von Störungen, für den Studirenden und Andächtigen. Sie ist beschwerlich für den Genesenden, und für alle, die einen gewissen Grad von Activität, aber nicht genug haben, um sich selbst und allein zu beschäftigen.

Uebersicht des Ganzen.

Erster Band.

Erster Abschnitt: Einfluß von Gesellschaft und Einsamkeit auf die Bildung des Verstandes.

I. Einfluß der Ges. und Eins. auf die Einsammlung von Kenntnissen

1. Der Gesellschaft . . . S. 6

2. Der Einsamkeit . . . — 34

II. Einfluß der G. und E. auf die Uebung des Geistes

1. im Allgemeinen . . . — 92

2. im Besondern . . . — 108

III. Einfluß der G. und E. auf die Meinungen — 140

Zusätze:

Ueber einige Verschiedenheiten der Geistesübung in der Einsamkeit von der in der Gesellschaft — 155

Ueber das Schreiben . . . S. 160

Ueber die zweckmäßige Verbindung der Einsamkeit mit der Gesellschaft — 186

Zweyter Abschnitt: Einfluß der Gesellschaft und Einsamkeit auf den sittlichen Charakter.

Vorbereitende Betrachtung einiger dahin gehörenden Meinungen und Thatsachen . . — 190

Erste Abtheilung: Was trägt E. oder G. zur Bildung moralischer Grundsätze bey? . — 236

Zweyte Abtheilung: In wiefern verursachen E. und G. gewisse Handlungen oder Gewohnheiten?

I. Allgemeine Betrachtungen; vornehmlich über die Macht der Beyspiele, über das Spiel, die Liebe u. s. w. . — 262

II. Besondere Betrachtungen über den Einfluß der G. und E.

1. auf die Klugheit . . — 315

2. auf Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit . . — 320

3. auf Stolz oder Bescheidenheit — 345

4. auf Mäßigung . . — 368

5. auf Muth . . — 401

Zweyter Band.

Dritter Abschnitt. Einfluß der Gesellschaft und Einsamkeit auf die äußern Sitten : : S. 1
I. Philosophische Geschichte des Anstandes — 3
II. Geschichte des Anstandes unter verschiedenen Nationen nach Thatsachen — 20
III. Resultate aus dieser Geschichte : — 27
IV. Eigenschaften eines guten Gesellschafters — 36
Praktisches Resultat : : — 50

Vierter Abschnitt. Verschiedne Arten der Gesellschaft und Einsamkeit.
Erste Abtheilung.
Arten der Gesellschaft.
A. Gesellschaften zum Vergnügen
I. Prunkgesellschaften : : — 57
II. Familiengesellschaften : — 63
III. Kaffeehaus-Gesellschaften : — 65
IV. Clubs
1. politische : : — 70
2. gelehrte : : — 78
V. Gesellschaft auf öffentlichem Markte — 87
VI. Gesellschaft verschiedner Zeiten und Völker : : — 94
B. Gesellschaft in Geschäften : — 99
I. Zur Regierung des Staates
1) Umgang des Souverains
1. mit den Ministern : — 101

2. mit Unterbeamten und andern Unterthanen S. 115

2) Umgang der Minister

1. mit dem Fürsten — 120

2. unter einander — 121

3. mit den Collegien — 122

4. mit den Subalternen — 124

5. mit den Clienten — 125

3) Umgang der Glieder von Landescollegien

1. unter sich selbst — 126

2. mit andern, vornehmlich der Richter mit den Parteyen — 133

II. Umgang bey militärischen Geschäften — 142

III. Umgang des Gewerbsstandes

1) des Kaufmannes — 149

2) der Handwerker

1. unter sich selbst — 157

2. mit ihren Kunden — 162

3) der Landbauer

1. der Arbeiter — 166

2. der Gutsbesitzer — 170

IV. des Lehrstandes

1) der Kirchenlehrer

1. unter einander — 173

2. mit ihren Gemeinen — 187

2) der Schullehrer

1. auf niederen Schulen und Gymnasien
unter einander ; S. 200
mit ihren Schülern — 205
2. auf Universitäten ; — 222
V. der Aerzte
1) mit einander ; ; — 231
2) mit Patienten und deren Familien ; ; — 242
Zweyte Abtheilung
Arten der Einsamkeit
A. der zufälligen
I. die aus der Lage der ganzen Gesellschaft entsteht
1) überhaupt ; ; — 259
2) besonders
1. des Wilden ; ; — 270
2. des Nomaden ; — 275
2. des Colonisten ; — 284
II. Die aus der Lage des einzelnen Menschen entsteht
1) dessen, der in großen Städten ohne Verbindung lebt — 290
2) dessen, der auf dem Lande oder in einsamen Städten lebt ; ; ; — 313
B. Der vorsätzlichen
I. Religiöse Einsamkeit — 324
II. Gelehrte Einsamkeit — 333

Fünfter Abschnitt. Einfluß der Gesellschaft und Einsamkeit auf die Glückseligkeit des Menschen

I. Annehmlichkeiten der Gesellschaft S. 337

II. Das Unangenehme der Gesellschaft — 348

III. Das Unangenehme der Einsamkeit — 361

IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einsamkeit : : — 364

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian, / Manso, Johann Caspar Friedrich, / Schneider, Karl Heinrich Gottlieb

Ueber Gesellschaft und Einsamkeit

Bd.: Zweyter Band

1800

Coburg, Landesbibliothek -- B II 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916433-4